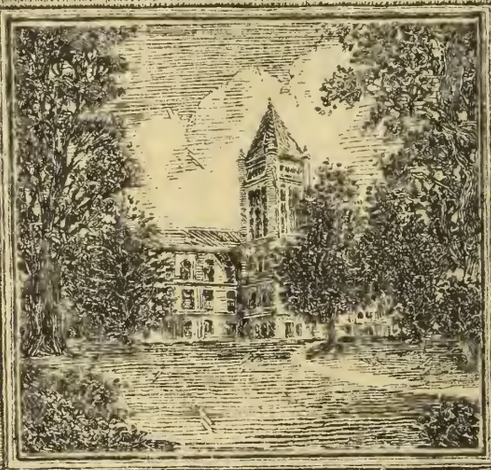
THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS



PVRCHASED FROM
MR. H.A.RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

837.08105
DE
v.2

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/deutschamerikani02nies

v. 2

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

—oo—

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 15. April 1889. **1.** Heft.

Im Sonnenschein.

Wir sitzen beisammen in seliger Lust
Auf griechischen Tempelquadern,
Der Himmel ist blau, und weiß Deine Brust,
Die Jugend pocht in den Adern,
Wir sind unsterblichem Glücke nah,
Blausonnig wirft sein Getriebe
Das schaumige Meer um Ithaka —
O, daß es ewig so bliebe.

Dein goldumstobenes Haupt schläft ein
Im Schatten surrender Myrthen,
Du träumst; von Fern, im Sonnenschein
Singen albanische Hirten,
Buntscheckige Ziegen klettern schnell
Daß ihr Huf die Klippe riebe,
Und drüber die Sonne so hell, so hell —
O, daß es ewig so bliebe.

Es wird nicht bleiben. Die Sonne will
Dich küssen im Niederwandern,
Eh' sie versunken, großäugig, still,
Liebst Du längst einen Andern.
Das Glück kennt keinen Heimathsort,
Und das beste bei Frühling und Liebe
Ist jenes thörichte, süße Wort:
O, daß es ewig so bliebe.

Davos, Schweiz. **Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.**

369917

Bürgerkrieg.

(Erster Abschnitt aus dem IV. noch ungedruckten Gesange der epischen Dichtung „Hermann".)

Von **Theodor Kirchhoff.**

Wehe! — Wehe! — so schallt es mit Macht
Durch dunkelnden Himmel und trauernde Nacht;
Wie das Rollen gewaltiger Donner dröhnt,
Wie der eherne Ruf von Posaunen tönt.
Horch! das zürnende Schicksal spricht
Und mahnt an das ewige Strafgericht:
„Ich gab' dir Gewalt, du eitles Geschlecht;
Mit frevlenden Füßen zertrittst du das Recht.
Die Freiheit, welche dich groß gemacht,
Du willst sie zertrümmern in grausiger Schlacht,
Das Land, das der Größe Wiege ist,
Zerstören durch teuflischen Bruderzwist.
O tückische That! Wind säetest du aus
Und erntest der Stürme verheerend Gebraus.
Die spätesten Enkel werden mit Grau'n
Die Verblendung, den Hochmuth der Väter schau'n.
Ein Sklavenvolk, das fest du gebannt
An deine Scholle mit eiserner Hand,
Das Macht dir und Gold im Schweiße schuf,
Vernimmt der Erlösung Posaunenruf;
Bald brechen die Ketten wie sprödes Glas,
Geschmiedet von der Jahrhunderte Haß.
Verachtet hast du als stolzer Tyrann
Den fleißigen Bürger, den Bauersmann,
Der mit blinkendem Stahl den Acker zerreißt,
Die schwielige Hand, die das Eisen schweißt.
Wie einst die Schweizer auf blutigem Feld
Die Macht der gepanzerten Ritter zerschellt,
So werden begeistert die Männer im Nord
Aufsteh'n, der Freiheit gewappneter Hort.
Du südliches Land, bald wirst du roth
Vom Blut deiner Söhne im Schlachtentod!
Wehe! — Wehe! — Dein blühendes Reich,
Einem Todtenacker wird es gleich!
Die Saaten zerstampft, die Fluren verheert,
Die Städte von gierigen Flammen verzehrt!" —

Auf Columbias hohe Warte
Hat ein Dämon sich gestellt,
Der des Bürgerkriegs Standarte
Jubelnd hoch zu Häupten hält.
Alle guten Geister flüchten.
Saust es nicht wie pfeifend Blei?
Hallt es nicht wie Waffenklirren,
Heeresschritt und Wuthgeschrei?

Selten nur, wie Blitzesfunken,
Flimmert's fern am Thor der Zeit,
Wo das alte Jahr versunken
In dem Meer der Ewigkeit.
Von vergang'nen lichten Stunden
ist's ein Widerschein, der matt
An dem Saum der Wolke schimmert,
die verhüllt das Sonnenrad.

Nachts am hochgespannten Himmel,
Wie ein Schwert von heuer, steht
Unterm goldnen Sterngewimmel
Blutig, drohend ein Komet.
Angst und Elend schrieb er flammend
an des Aethers blaues Zelt,
Einen grauf'gen Spruch des Schicksals
für die kleine Erdenwelt.

Kreischend hinterm Wolkenschleier,
Wie berauscht von Blut und Mord,
Zieh'n im grimmen Kampf die Geier
Durch die Luft von Süd gen Nord.
Ueber Blumenauen sprengen
wilde Reiter, kampfbewehrt,
Fremde Fahnen weh'n im Winde,
aus der Scheide fliegt das Schwert.

Gab's ein Volk auf Erdballs Breiten
Je wie dies, so sorgenlos?
Das in seiner Kindheit Zeiten
So emporwuchs, stark und groß?
Aber Neid und Herrschsucht streuten
ihre bösen Saaten aus,
Finst're Leidenschaften wuchsen
feindlich auf im eig'nen Haus.

Dünkel ist die arge Ernte,
Unbegrenzter Herrschaft Fluch.
Wer's doch von den Todten lernte
Aus der Weltgeschichte Buch!
Nationen sind gefallen,
die die Warnung nicht gehört;
Hochmuth war der Krebs am Herzen,
der ihr Lebensmark zerstört.

Macht im Lande gab dem Süden
Jahr auf Jahr der Urne Spruch;
Nun sie anders hat entschieden,
Nennt er's Falschheit, Freundschaftsbruch.
Wer Gehorsam nie erlernte,
ist zum Führer nicht gemacht
Freier Männer; zum Tyrannen
ist's ein Schritt nur, kaum gedacht.

In dem sonst so stillen Städtchen
Lärmt in Waffen alt und jung.
Schöne Frauen, blüh'nde Mädchen
Schüren die Begeisterung.
Siegestrunk'ne Krieger kommen
prahlend von Bull Run nach Haus,
Und berichten Heldenthaten
von dem ersten blut'gen Strauß.

Wie der Feind vor Furcht erblaßte,
Als er sah des Südens Macht,
Ihn die jähe Angst erfaßte
Bei dem Donnerhall der Schlacht!
Yankeeflinten und -Kanonen
liegen dicht gesäet im Feld;
An der Hauptstadt Thore pocht
lant schon Beauregard, der Held!

Jeder will nun gleich marschieren,
Glaubt besorgt, er kommt zu spät,
Weil der Feind das Retiriren
Gar so meisterhaft versteht.
Mit den Fahnen hoch geschwungen
zieh'n die Männer in den Krieg
Und verheißen holden Frauen
hohen Ruhm und leichten Sieg.

„Wo des Südens Sonne scheinet
Soll erblüh'n ein stolzes Reich,
Da sich Macht und Reichthum einet,
Dem kein Land auf Erden gleich.
Söhne edlen Blutes werden
des Geschickes Meister sein,
Tagesmüh' und Arbeit laste
auf dem Sklaven ganz allein."

„Schlachtendonner soll's verkünden!
Bei der Staaten heil'gem Recht,
Sich zu trennen und zu binden,
Schwört ein ritterlich' Geschlecht:
Ewig sei der Bund zerrissen,
der zu lange schon bestand
Mit dem feigen Volk der Krämer
im verhaßten Yankeeland!" —

Donner des Krieges, wie schrecktet ihr, ach!
Hermann aus seligen Träumen wach! —

Selten nur wandelt er still allein
Auf der Savannen blumigem Rain,
Pflückt ein Sträuschen am Waldesrand,
Ihr es zu reichen mit bebender Hand,
Wenn sie am Abend nach sonnigem Tag
Froh ihn begrüßt im trauten Gemach.
Als er besucht sie das letzte Mal,
Sprach sie beim Abschied im dunklen Portal,
Nun er die schlanken Finger umfaßt,
Diese Worte in fliegender Hast:
„Sag', wann wirst in das Feld du geh'n
Wo die Heere des Südens steh'n?
Sieh'! schon alle sind fortgeeilt,
Brüder und Freunde und immer noch weilt
Hier unter Frauen und Kindern dein Fuß.
Soll ich mich schämen vor deinem Gruß?
Bin in der Seele dir, Fremdling, gut,
Aber mir kocht in den Adern das Blut,
Wenn der Gedanke mir kommt, du sei'st
Nicht bei den unsern mit Herz und Geist!" —

Stürmenden Schrittes eilt er hinweg,
Fort in die Nacht auf einsamem Steg,
Klagt den Sternen, den Winden sein Leid.
„Sagt's mir, wann endet der gräßliche Streit?
Gab das Geschick mit gütiger Hand
Wonne und Glück mir im südlichen Land,
Weilt meine Hoffnung doch fern von hier
Unter dem alten Sternenpanier,
Wo mit den Söhnen des Nordens im Bund
Kämpfen die Deutschen zu dieser Stund'.
Für der Menschheit heiligstes Gut
Fließt in Strömen ihr Heldenblut.
Hier drängt jeden ein grausiger Wahn
Hin zum Abgrund auf schwindelnder Bahn! —
Selige Stunden, du sonniges Glück,
Ruhe und Frieden — wann kehrt ihr zurück?" —

Düster kommt herbeigeschlichen
Ueber Nacht das neue Jahr.
Siegeskränze sind verblichen;
Näher drängt sich die Gefahr.
Blutgetränkte Festungswerke
fallen krachend in den Staub,
Reiche Städte, Stromgebiete
werden schnell des Feindes Raub.

Ihrer Fesseln ward enthoben
Wilder Elemente Kraft,
Schnell zu Asche ist zerstoben,
Was der rege Fleiß geschafft.

Der Plantagen schnee'gen Segen
frißt die Flamme, nimmersatt,
Und der bleiche Schrecken schreitet
durch das Land von Stadt zu Stadt.

Seiner besten Söhne Schaaren
Sendet aus der große West.
Krieges schmetternde Fanfaren
Rufen sie vom Maienfest,
Aus der Liebe zarten Banden,
aus der Werkstatt, von dem Pflug,
Für Columbia zu streiten
unterm alten Fahnentuch.

Ob im Kreis der Nationen,
Durch die Einheit stark und groß,
Sie ein Herold sei vor Thronen,
Freiheit nicht ein Schatten bloß;
Oder ob getheilt, verachtet,
schwacher Völkerstämme Spott,
Im zerriss'nen Sternenmantel,
sie verleugne ihren Gott.

Von Europas Küsten bringen
Mit des Dampf's gezähmter Kraft,
Mit der Segler weißen Schwingen
Flotten fremde Völkerschaft:
Mitzukämpfen heiße Schlachten
auf der Freiheit Boden hier;
Deutschland reihet seine Söhne
unter Washington's Panier.

Doch des Südens Männer zagen
Nicht beim Waffenklang der Welt.
Ihre jungen Banner tragen
Hoch sie auf der Ehre Feld.
Vorwärts! heißt die kühne Losung.
Mann an Mann und Brust an Brust!
Sind's der Feinde mehr, nur größer
ist des Helden Siegeslust!

Lauter wird das Kriegsgedröhne.
Hermanns Bleibens ist nicht mehr.
Zarte Lippen, Frauenschöne
Werben für's Rebellenheer.
Für den Süden soll er kämpfen,
wo das Glück ihm Gunst gewährt,
Wo man gastlich ihn empfangen,
ihn, den Fremdling, hoch geehrt!

Fort, ihr gleißnerischen Worte!
Wird des Jünglings Herz auch schwer,
Seines Geist's geheimste Pforte
Oeffnet ihr ihm nimmermehr.
Muth, o Hermann! — Einst wird kommen
eine Zeit, da dieser Tag
Dir mit gold'nem Auge leuchtet
in dein innerstes Gemach!

Nach der Heimath will er ziehen.
Von des Bruderkrieges Graus,
Uebers weite Weltmeer fliehen,
Nach dem theuren Elternhaus.
Auf des Südens Blumenauen,
bei der Fremden Lockgesang,
Hatt' er Deutschland fast vergessen
und der deutschen Laute Klang.

Finst're Kriegeswolken hängen
Tief herab, das Unheil dräu't,
Und es heißt, zum Abschied drängen,
Eh' der Aufschub ihn gereu't.
Mit den blutbespritzten Händen
schleichen rings durch Stadt und Land
Fanatismus, Mord, Entsetzen,
die die Hölle ausgesandt.

Argwohn schaut mit scheelen Blicken
Jeden Fremdgebor'nen an,
Sucht mit List ihn zu umstricken,
Wie sie Haß und Neid ersann.
Wehe, wenn in heißer Rede
ihm entschlüpft ein unklug Wort!
An die Fersen ohn' Erbarmen
hängt sich ihm der feige Mord.

Wenn, von sanftem Schlaf umfangen,
Ihm der Traumgott, glanzumstrahlt,
Friedensglück und Rosenwangen
Freundlich vor die Seele malt:
Reißen blut'ge Würgerbanden
ihn empor aus süßer Rast —
Raben krächzen um die Eiche,
wo er schwebt am dürren Ast.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenleben.

Wie ist das Menschenleben räthselhaft! —
So arm an Freuden, doch so reich an Leid,
Ist's ein Gemisch von Schwachheit und von Kraft
Von Täuschung, Habgier und Zufriedenheit.
Dem Zauber folgt die rauhe Wirklichkeit,
Die auf dasMenschenkind so streng und finster blickt,
Die dann und wann nur trägt ein Sonntagskleid,
Doch im Verborgnen immer Netze strickt —
Und unsere Blumen all mit rauher Hand zerknickt.

Es gleicht der Welle wohl in einem Fluß,
Der aus dem Fels im Waldesdunkel quillt.
Das Thal hinab rauscht sie in raschem Schuß,
Dem Jüngling gleich, von Thatendrang erfüllt;
Doch unten bietet sich ein anderes Bild:
Langsam und ruhig fließt sie dort einher,
Bald sturmgekräuselt und bald sanft und mild
Trägt sie das Waarenschiff, beladen schwer,
Bist Du sie aufnimmst, mütterliches Meer.

Um von der Reise auszuruh'n? — O nein!
Nichts, nichts darf rasten in der weiten Welt.
Die Wolke hüllt in's Nebelkleid sie ein,
Trägt sie zurück zum wald'gen Wohngezelt,
Von dem sie neu geboren thalwärts fällt
Um nach dem Meer zu tragen neue Last.
Vom Sturm gepeitscht, vom Sonnenschein erhellt,
Durcheilt den Kreislauf sie in wilder Hast
Und nirgends findet sich ein Ort der ew'gen Rast.

So wanderst Du im Kreislauf, Menschengeist!
Unstät von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort.
Wie Deine Mutter Erde rastlos kreist,
So treibt's auch Dich im steten Wirbel fort.
Unsterblichkeit! — Du inhaltschweres Wort,
Dir dient er wie die Welle ruheleer.
In Deinen Tiefen ruht manch' gold'ner Hort
Umsonst! Das Schicksal wirft Dich wild umher —
Und eine ew'ge Ruhe wird Dir nimmermehr.

Baltimore, Md.

E. F. Leyh.

Die Sänger.

(Nach dem Englischen des Henry W. Longfellow.)

Drei Sänger wurden einst gesandt
Vom Schöpfer her in's ird'sche Land
Daß ihrer Lieder Macht das Herz
Der Menschen wende edenwärts.

Dem ersten, jung und freudevoll,
Der Klang aus gold'nen Saiten quoll,
Er sang am Bach, im Haine grün,
Der Hoffnungsträume Melodien.

Der zweite trug sein Harfenspiel,
Ein Mann, in's dichte Marktgewühl;
Dort fand der ernsten Weise Schall
In jeder Brust den Wiederhall.

Ein Greis, der letzte, altersgrau,
Trat in des Domes hehren Bau,
Und bei der Orgel Feierklang
Wie Predigt tönte sein Gesang.

Jetzt stritt die Menge hin und her,
Wem wohl der Preis zu reichen wär';
Ein Jeder fühlt, ob tief bewegt,
Sich doch verschieden angeregt.

Da sprach der Meister: „Nicht gewahrt
Den Vorzug in des Sanges Art'";
Ergötzt der eine, festigt der,
Des dritten Sang ist weise Lehr.

Dies ist ein Dreiklang höchster Macht,
Und wer auf alle Drei hat Acht:
Der fühlt, daß Eins zum Andern stimmt,
Und keinen Mißton er vernimmt.

Chicago.

H. H. Ficki.

Der Dichter.

(Aus einem Sonetten-Cyklus.)

Du sollst den Herzschlag Deines Volks belauschen
Und für sein Leid und Glück Verständniß haben —
Es ist so leicht, im breiten Gleis zu traben,
Zu Versen Geistesflitter aufzubauschen.

Mit Wolken und mit Vöglein Gruß zu tauschen,
Das lass' den schwachen, den unmünd'gen Knaben.
Du sollst mit dem Begeist'rungskelche laben,
Wenn über uns die Weltgewitter rauschen.

Du sollst den Trostkelch den Geschlag'nen bringen —
Im Leben sollst als Wahrheit Du's bezeugen,
Was hochgepriesen Du in Sang und Rede.

Doch nur um's Höchste, nicht um Narrenfehde,
Sollst wagen alles Du in heißem Ringen,
Und nur vor Einem, nur vor Gott Dich beugen.

Barmen. **Emil Rittershaus.**

Der Liederschatz des Rheines.

Noch lebt die alte Sage fort
Im deutschen Volkesmunde
Vom reichen Nibelungenhort
Versenkt am Rheinstroms-Grunde,
Und Manchen, sah er still bei Nacht
Zum Strom beim Mondenscheine,
Zog plötzlich Sehnsucht hin mit Macht
Zum gold'nen Schatz im Rheine.

Barg wirklich einst ein König dort
Den Schatz am Stromes-Grunde?
Ja, deutsches Volk, der gold'ne Hort
Ruht dort noch bis zur Stunde!
Drum schöpfe Gold vom Schatz im Rhein
Und schöpfe immer wieder!
Gott selber legte ihn hinein:
Es ist der Schatz der Lieder!

Am Rhein, am Rhein der deutsche Sang
Blüht gleich den gold'nen Reben;
Von Frauenlob und Minnedrang
Hört man die Saiten beben.
Er braust wie Sturm, wenn Fahnen weh'n,
Er preist die Gluth des Weines:
Als Liederschatz laßt ihn ersteh'n,
Den gold'nen Schatz des Rheines!

New York. **Gustav Rommel.**

Arme Marie!

Novellette von **H. Urban.**

Wie still es im Dorfe war!

Der Mittag hatte ein heftiges Gewitter gebracht, aber nun schien die Sonne wieder, das schnittreife Korn hob schüchtern die goldigen Aehrenköpfe, an Gräsern und Wegerich funkelten die Regentropfen und ein frischer, scharfer Geruch strömte erquickend aus Wald und Wiesen.

Da, wo die Dorfstraße ins Feld verlief, stand nicht weit vom Wege ein einsames, ärmliches Gehöft. Das Dach des Hauses war kläglich genug mit Stroh gedeckt, welches Wind und Wetter schmutzgrau gefärbt hatten, und wäre wohl von wenig Schutz für die Insassen gewesen, wenn nicht einige ehrwürdige Buchen mütterlich ihr schattendes Gezweig darüber gebreitet hätten. Ein kleines, bröckeliges Gemäuer, lustig umklettert von blühendem Jasmin, Feuernelke und Brombeere, zog sich um die dürftige Wirthschaft. Auf dem Hofe war außer einem ziemlich abgedienten Feldarbeitswagen, allerhand Geräth und trockenem Tannenreisig nichts Sonderliches zu sehen; einige scharrende Hühner, sowie die Spatzen, welche sich an dem leise plätschernden Brunnen mit vielem Gelärm badeten, brachten einzig und allein etwas Leben in das stille Anwesen.

Wenigstens glaubte dies der sonnengebräunte Fremde, der über Feld gekommen war und nun vor dem wackeligen Hofgitter stand. Er schaute eine Weile forschend in den Hof und murmelte dann vor sich hin:

„Und doch kann ich mich nicht täuschen. Dort der Brunnen, die eichene, durchlöcherte Thür mit den drei Stufen davor, die Buchen sind's auch —" und entschlossen öffnete er das Gitter, grade in dem Augenblick, als eine feine, weibliche Stimme drinnen im Hause eine schwermüthige Weise zu singen begann.

Der Fremde stutzte, um gleich darauf seinen Weg fortzusetzen und vernehmlich an die Hausthür zu klopfen.

„Guten Abend, Mutter Dore!"

Die Alte, welche am Herde saß und mit einem Ding, das wie ein Messer aussah, Buxbaumäste schabte, blickte langsam auf.

„Guten Abend auch, junger Herr!" und da sie sah, daß es ein Handwerksbursch war, weil er ein Ränzel und einen handfesten Stock trug, so setzte sie hinzu:

„Ach Gott — und nehmt's nicht übel, aber wir haben selber nichts und seit —"

„Es scheint, Ihr kennt mich wirklich nicht mehr. Ich bin der Wilfried, drunten des Schmied's Aeltester, Mutter!" und er reichte ihr mit breitem Lachen die kräftige Rechte. — „O mein Himmel — ist's möglich! Der Wilfried!" und erhob sich schier behende, um ihm nahe in's Gesicht zu sehen. „Ja wahrhaftig! und Gottwillkommen daheim, Wilfried, und bist wohl gar zu allererst zur alten Dore gekommen, nicht?"

„Das bin ich!" sagte er treuherzig und ließ sich auf einen Schemel ihr gegenüber nieder.

„Und werdet auch wissen, warum!"

„Ja — ach ja, ich weiß!" meinte sie seufzend und blickte zu Boden, als die feine Stimme von vorher wieder vernehmbar wurde. Vor'm Fenster, das nach dem Felde hinausging, fiel es noch ab und zu in hellen Tropfen vom Dach herunter und in die kleinen Wassertümpel hinein, eintönig, wehmüthig. Wilfried wurde es ganz beklommen zu Muth.

„Ist das die Marie, welche singt?" fragte er endlich und deutete mit dem Kopf nach der Thür.

„Ja!" preßte die Alte hervor und zog plötzlich die vielfach geflickte, grobe Schürze vor's Gesicht, indem sie leise vor sich hin weinte. Wilfried sah wieder zum Fenster hinaus, das Herz schlug ihm wild bis in den Hals hinauf. Die Spatzen zankten noch immer am Brunnen, sonst lag das Gehöft nach wie vor still im Nachmittagssonnenschein. Da nahm Mutter Dore die Schürze vom Gesicht und sagte:

„Es ist besser, ich sag's Dir, ehe es die Andern thun. Niemand ist so unglücklich, daß die lieben Mitmenschen nicht noch Anlaß finden, gehässig über sein Unglück zu sprechen. So haben sie's auch mit Marie gemacht. Der alten Frau, die nur noch wenige Schritte zum Gottesacker hat, darfst Du eher glauben, Wilfried."

„Wie Du damals fortzogst, verspracht Ihr euch einander und Deinen Eltern war's recht damit, denn wenn ich arme Wittfrau der Marie auch nicht viel mitgeben konnte, sie selbst war ja mehr als Goldes werth!"

Wilfried nickte.

„Die Zeit, nachdem Du uns verlassen hattest, war eine recht trübe für uns Alle und besonders für Marie. Sie war ja von jeher etwas still und nachdenklich und nun, wo Du sie allein gelassen, wurde sie vollends schweigsam und gramvoll. Da erschien es mir recht wie ein Fingerzeig des Himmels, daß eines Tages eine vornehme Dame aus der Stadt hier einkehrte und mir den Vorschlag machte, ich solle ihr die Marie mit

nach der Stadt geben; sie solle es gut bei ihr haben, denn die Marie gefalle ihr. Und gutes Essen und Trinken bekomme sie und einen schönen Lohn. Den könne sie vortrefflich gebrauchen, wenn sie dann später heirathen wolle. Sie neige ein Bissel zur Schwermuth, meinte die Dame, und da sei die Stadt das beste Heilmittel für sie."

„Ich war's zufrieden und Marie ging."

„Mit der Dame?"

„Ja — nach der Stadt!"

„Die Dame hatte einen Sohn, so in Deinem Alter, der sehr freundlich zu Marie war, da sie wie ein Kind im Hause behandelt wurde. Wie das nun kam, mag der liebe Gott wissen: Marie gewann ihn lieb und wiewohl sie gegen sich selbst wüthete, daß sie Dich so schmählich verrieth, und tausendmal auf und davon wollte, nach Hause — es half Alles nichts, sie war der sündhaften Liebe rettungslos verfallen. Er soll auch ein gar so lieber Herr sein!"

Wilfried, der mit gebeugtem Haupte saß und die Hände um die Knie geschlungen hatte, stöhnte schmerzlich auf.

„Das dumme Ding bildete sich ein, er liebe sie und sah nicht, daß Alles nur Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von seiner Seite war. Denn Ehre wem Ehre gebührt: er ging nicht einen Schritt weiter als erlaubt und trieb kein leichtfertig Spiel mit ihr. Wie sollte er auch, er war ja mit einem hochachtbaren Stadtmädchen so gut wie verlobt.

„Und dann kam der fürchterliche Tag, der Marie endlich die Augen öffnete. Grad' heute vor zwei Jahren. Sie war so sehr geschickt im Nähen und so gab ihr die Herrin einen herrlichen weißen Brautschleier, an dem sie etwas ändern sollte.

„„Sieh einmal, ob er Dir paßt!"" meinte die Dame scherzend.

Sie that es, bald blaß, bald roth, mit zitternden Händen, denn sie wähnte, es wäre für sie und sie thäten nur so geheimnißvoll mit ihr."

„„Er paßt!"" sagte sie bebend und darauf die Herrin:

„„Aber hübsch still, Marie — Du sollst auch zu Werner's Hochzeit — Werner heißt er — mit Fräulein Elfriede kommen; Du kennst sie ja!""

„Und da ist sie kreideweiß geworden, sagten sie nachher, und ist wie todt umgefallen, und hat Wochen zwischen Tod und Leben gelegen. Der liebe Herrgott hat sie ja dem Todesengel entrissen, aber für ihre sündhafte Liebe doch hart, zu hart, gestraft, denn als sie mir das Kind wieder in's Haus brachten, da — da erkannte sie ihre Mutter nicht mehr! Der Arzt meinte, daß vielleicht mit der Zeit —"

Hier ward die Thür leise geöffnet und Marie trat ins Zimmer. Sie war feiertäglich angezogen. Eine Art Brautschleier wallte ihr vom Haupte, an ihr Mieder hatte sie einen Strauß Heckenrosen gesteckt. Sie sah Wilfried mit einem gleichgültigen Blick an, ging zu der alten Truhe, nahm etwas aus derselben und schritt wieder zurück.

„Marie!"

Es war ein Schrei voll wilden Schmerzes und unsäglicher Liebe zugleich.

Sie blieb stehen und wandte halb das feine Köpfchen. Wilfried's Hand faßte die ihre.

„Marie, liebe Marie! Ich bin's, der Wilfried, kennst Du mich?"

Sie sah ihn an und schien über Etwas mit Anstrengung nachzudenken. Dann schüttelte sie den Kopf und blickte schweigend zum Fenster hinaus. Da schlug er die Hände vor's Gesicht und sank schwer auf seinen Schemel.

Marie stand noch immer mitten im Gemach und blickte durch das Fenster. Jetzt hob sie die Hand und deutete mit einem kindlichen Lächeln hinaus, wo am Horizont die untergehende Sonne in funkelnden goldrothen Streifen hinter grangelben Wolkenmassen hervorleuchtete. Ein purpurner Abglanz fiel verklärend auf ihr bleiches, schmales Gesicht mit den übergroßen Augen. Sie sah aus wie eine Heilige. Danach wandte sie sich um und verließ stumm das Gemach.

Da griff Wilfried zu Ränzel, Hut und Stock und ging mit leisem Abschied davon.

Wie er auf der Dorfstraße stand, erscholl wieder ihr Gesang im Hause.

„Arme Marie!" rief er mit erstickter Stimme, winkte ihr einen Gruß und schritt ins Dorf hinab. Die Heimchen zirpten friedlich im feuchten Grase, in der Ferne klangen melodisch die Herdenglocken — ihn dünkte es sternlose Nacht umher, kalt, öde und schaurig.

Im Frühjahr.

Mir winkt die Lust des Lenzes wie Euch allen!
Und wenn der Himmel wieder heiter lacht,
Da die Natur vom Winterschlaf erwacht,
Wie ließ' ich gerne frohen Sang erschallen!

Doch denk ich an die Noth im Erdenwallen,
Wie schwer der Kampf, wie roh des Bösen Macht,
So sind' ich trotz der bunten Frühlingspracht,
Am tollen Treiben nimmermehr Gefallen.

Und mögen mich die klugen Freunde schelten,
Und meinen tiefen Kummer gar verhöhnen,
Da nicht mehr heiter meine Weisen tönen.

Mir soll die Wahrheit mehr als Alles gelten!
Und was die hehren Musen mir verkünden,
Soll stets in meinem Liede Ausdruck finden.

New York. **Hermann Rosenthal.**

Geh, wenn dein Herz voll Leid und Gram.

Geh, wenn dein Herz voll Leid und Gram,
Dich tief im Walde auszuweinen.
Und ob die Welt dir Alles nahm,
Der Wald läßt ungetröstet keinen.

Von ernsten Tannen, ein Gefild
In Thälern, Höhen, Felsenschroffen.
In ew'ger Schönheit, rauh und wild
Liegt hier der Schöpfung Buch dir offen.

Nordhausen.

Bis hierher dringt kein Ungemach,
Sich ewig gleich weht's in den Kronen:
So herrlich wie am ersten Tag
Ist diese Schöpfung seit Aeonen.

Geh, wenn dein Herz voll Leid und Gram,
Im Walde tief dich auszuweinen.
Und ob die Welt dir Alles nahm,
Der Wald läßt ungetröstet keinen.

Hermann Kiehne.

Urwaldjägers Beruhigung der Geliebten.

Sorge nicht, Geliebte, dein Trauter fürchtet
Nicht die Nacht. Den finsteren Pfad zu wandeln,
Der durch Wald und ödes Gefild' sich hinschleicht,
Fürchtet er nimmer!

Mögen auch Gefahren des Urwald's dräuen,
Panther ihn umlauern mit glüh'nden Blicken
Und vom Ast des Baumes der grimme Luchs
zum Sprunge sich rüsten.

Alles, alles fürchtet er nicht! Die sich're
Büchse und das Auge sind scharf, die Sehnen
Stark und fest das Herz, um das schwerste Wagniß
Kühn zu bestehen.

Locket doch den Jäger der Liebe Zauber,
Der ihn treibt, durch Schluchten voll Grans zu
dringen;
Der ihn treibt zur traulichen Hütte, wo Du,
Süßeste, harrest.

Sieh, der Weg geleitet ihn flüchtig dorthin,
Wo dein Arm, dein liebender, ihn umschlinget,
Wo an deinem klopfenden Herzen sel'ge
Wonne er athmet.

Sorge nicht, denn hoch an dem Himmel leuchtet
Silberglanz dem Wanderer. Sternenaugen,
Die der treuen Liebe den Steg erhellen
Ueber den Waldbach,

Wachen über ihn und geleiten sicher in
Fußes deinen Freund, dem der Liebe Sehnsucht
Flügel leiht. So sorge nur nicht, er eilet,
Dich zu umarmen!

Cincinnati. **Hugo Reimmund.**

Die Unerforschliche.

O, daß ihr sie recht erkennen wolltet,
Die Unerforschliche,
Die schmerzerzeugende
Und schmerzenheilende,
Himmelentstiegene, heilige Trösterin: Poesie!

In einsamen Nächten
Sammelt in goldene Schaale
Das Opfer sie ihrer Söhne:
Das sich Tropfen um Tropfen
In den Flammen des Schmerzes verzehrende
Herzblut des Dichters,
Um in den Hütten der Armuth
Die kranke Brust des Frosterstarrten
Damit zu erwärmen;
Um im Palast der Reichen
Balsam zu träufeln
Auf das nach Frieden seufzende Herz
Des in Leere und Schalheit Gefangenen;
Um die leidende Menschheit
Zauberkräftig damit zu salben,
Auf daß sie trostvoll erstarke
Und hoffe auf künftige Tage des Glücks.

Wirr oft und fremd sind die Wege,
Die sie wandelt,
Die Unerforschliche.
Nicht zum Theetisch ästhetischer Jungfrau'n,
Nicht ins bücherumsäumte Gemach des Gelehrten
Lenket den Schritt sie.
Fern bleibt sie dem Girren und Tändeln
Glattzüngiger Süßlinge,
Und zürnend auch wendet sie sich
Vom lärmenden Trosse
Moderner Stürmer,
Die, nach verpraßter Jugend,
Mit morschem, genußunfähigem Herzen
Nur noch im Häßlichsten und Gemeinsten,
Wie die Natur es vereinzelt erzeuget,
Verwandtes finden,
Und mit ekelgeblendetem Auge,
Dessen Sehtraft nicht mehr hinausreicht
An's herrliche, große, himmelumfangene Meer,
In der schmutzigen Pfütze der Gosse
Das Spiegelbild schauen des Lebens,
Das ihnen zum Muster dienet
Der Zerrbilder, die sie formen. — —

Doch leise oft steigt sie
Und ungesehen
Durch Dornen und Nebel und Trümmer
In die schmucklose Hütte
Zum Sohne des Volkes
Und drückt die unsichtbare Krone des Genius
Auf seine Stirne,

Newark, O.

Und haucht das Herz ihm voll Flammen,
Bis mächt'ger und mächt'ger
In fremdem, schauerndem Drange
Aus seinem Mund es sich loslöst
Das große Geheimniß der dichtenden Seele,
Und Tropfen um Tropfen
Von seinem Herzblut
In die goldene Schaale
Herniederträufelt. — —

— Und hauchet das Herz ihm voll Sehnsucht,
Voll flammender Sehnsucht,
Voll schauernden Glückes,
Voll lodernder Qualen —
Bis erdenentrückt er hinaushorcht
In's Ewige —
Nach dem Klang der Erlösung —
Und die tastmüde Hand
Hinaus in die Nacht streckt,
Das Unerfaßbare jäh zu erfassen — —
Und dann verstummt
In unendlichem Weh
Ob der eigenen Nichtheit.....

— — O, daß ihr sie erkennen wolltet
Die Unerforschliche,
Ihr, die ihr täglich der glatten Verse
Unzählige zum Markt bringt
Und leichten Herzens
Zur Feder greifet,
Um den flüchtigen Abschaum
Flüchtiger Stimmung
Aufzufangen in Phrasen und Reime
Und mit dem abgestandenen Tranke
Von dannen zu scheuchen
Den schönheitsdurstigen Wanderer.

O, daß ihr es erkennen wolltet:
Dichten heißt leiden,
Ewig leiden und kämpfen —
Und jedes Lied, das sich deinem Herzen entringt,
Es trägt mit sich fort
Ein Stück deines Selbsts,
Ein Funke der Flamme,
Die mit dem Oel deines Lebens sich nährt,
Und leise und leise
In deinen Liedern
Verzehrt sich dein Sein.....

Konrad Nies.

Fünf Rosen.

Fünf Rosen, fünf Rosen, fünf Rosen von Dir!
Fünf Rosen, wie süßduftend winken sie mir!
Fünf Rosen, Du gabst sie mit freundlicher Hand
Fünf Rosen, fünf Rosen vom Himmel gesandt.

Jefferson City, Mo.

Fünf Rosen! Und fallen die Blätter auch ab,
Stets blüht in der Seele die Maid, die sie gab!
Fünf Rosen! Fünftausendmal sei Du gegrüßt!
Dein gedenkend ein Garten voll Rosen mir sprießt.

E. A. Zuendt.

Das deutsche Lied.

O, laßt nicht ab, den größten Schatz zu pflegen,
Den Euch die alte Heimath noch verehrt,
Das Heiligthum, das Deutschen Euch zum Segen
Zum kostbarsten Panier ward beschcert.
Das Edelste, was uns allhier beschieden,
O, sorgt, daß es gedeihe, daß es blüht!
Erhaltet Euch zum Schutze, Euch zum Frieden
Den deutschen Sang, das edle deutsche Lied.

Das deutsche Lied! Wie einst die Eichen rauschten
In Sturm'sgewalt in Wotans heil'gem Hain,
So dring' der Sang, dem wir als Kind schon lauschten,
Noch heute mächtig in die Seele ein.
So stolz erklingt's, so lieb und hold daneben,
Durchwebt von Waldesduft und Poesie!
O, haltet's werth wie Euer eig'nes Leben
Das deutsche Lied, verlernt's, verachtet's nie!

Es ist das Lied, das unf're Väter sangen,
Wenn sie zum blut'gen Streite zogen aus,
Wenn sie voll kühnem Muth den Degen schwangen,
Erscholl's im heil'gen Zorn im Schlachtgebraus.
So drang es grollend vor wie Wetterwehen
Und donnernd tönt's vom Fels zum Meeresstrand.
Dem Liede konnt kein Feind noch widerstehen,
Es ist das Lied vom deutschen Vaterland.

Es ist das Lied, das einst die Mutter lehrte,
Das in der Kindheit rein und fromm uns klang;
Noch heut' auf unf'res Lebens rauher Fährte,
Ruft uns zurück der süße Märchensang.
Es zeigt den rechten Weg uns, wenn wir schwanken,
Wir hüten's von der Wiege bis zum Grab,
Und nimmer schwindet uns aus den Gedanken
Das erste Lied, das uns die Mutter gab.

Es ist das Lied, das in den Fliederlauben
Feinsliebchen sang, so wunderbar und süß;
Uns schien die Welt im starken Herzensglauben
Ein einz'ges wonnevolles Paradies.
Von Ferne hörten schluchzend wir erklingen
Der Nachtigallen Sang voll Innigkeit.
Wie weiß dies Lied die Zeit zurückzubringen,
Das Minnelied von Dir, Du deutsche Maid.

Es ist das Lied, das wir am trauten Heerde
Erschallen ließen oft im Dämmerschein,
Wenn von des Tages Arbeit und Beschwerde
Wir suchten unser stilles Kämmerlein.
Die Töne, die von unsern Lippen drangen,
Wir nahmen mit sie in die Welt hinaus,
Und wie die Jahre pfeilschnell auch vergangen,
Zur Heimath mahnt das Lied vom Vaterhaus.

Und wenn im Kreise froher Zechgenossen
In Jugendlust und Jugendübermuth
Manch' feurig Lied dem frohen Mund' entsprossen,
Wie wallte rasch und heißer unser Blut;
Wie ließen wir den Gaudeamus klingen
Den Schläger führten wir mit edler Kraft.
Ein Pereat dem, der vergißt, zu singen
Das Lied der freien deutschen Burschenschaft.

Drum diese Lieder alle die geweihten,
Laßt Deutsche Euer größtes Kleinod sein,
Bewahrt sie Euch in allen künft'gen Zeiten
Zum Schutz und Trutz so herrlich und so rein.
Laßt mächtig allerorts zum Himmel schweben,
Was tief und innig durch's Gemüth Euch zieht;
O, haltet's werth wie Euer eig'nes Leben
Den schönsten Schatz, das echte, deutsche Lied!

Peoria, Ill.

Hermann Goldberger.

Im grünen Wald.

Im grünen Wald, da weil' ich gerne,
So still, so heilig ist es da.
Wär' auch das Liebste noch so ferne,
Die Seele ist ihm doch so nah.

Im grünen Wald fühlt man recht innig,
Wie leicht das Herz sich selbst genügt;
Wie draußen man so widersinnig
Mit eitlem Streben sich betrügt.

Im grünen Wald möcht' ich genesen
Von all dem Treiben dieser Welt,
Da, wo noch nie ein Mensch gewesen,
Wo keinen Baum die Axt gefällt.

Im grünen Wald, da möcht' ich lauschen
Zum letzten Mal des Vogels Lied,
Wenn leis' dazu die Blätter rauschen,
Indeß das Abendroth verglüht.

Im grünen Wald, da möcht' ich sterben
Von dichten Zweigen überdacht,
Wo noch kein Menschenwerk Verderben
Und Noth und Thränen hingebracht.

Jefferson City, Mo.

E. A. Zuendt.

Das deutsche Theater in New York.

„Es war einmal, es war einmal", der alte Märchenvers mag so Manchem in den Sinn kommen, wenn er um die achte Abendstunde die vierzehnte Straße entlang schreitet, um in den neuen deutschen Musentempel zu gelangen, dessen stattliche Facade sich am Irving Place, schräg gegenüber der alten Academy of Music, erhebt. Das Ganze, die Architektur wie die innere Ornamentirung, in einem Mischstyl von spanischer und französischer Renaissance gehalten, was bekanntlich auf gut Deutsch „Wiedergeburt" bedeutet. Ob der äußere Schein auch dem inneren Sein entspricht, ob das, was innerhalb dieser schön aufgeputzten Räume vorgeht, auch in der That eine Wiedergeburt des deutschen Theaters in der amerikanischen Weltstadt ist, ob die Anfänge der sogenannten neuen Aera auch nur an die Traditionen des alten Germaniatheaters, in welchem jetzt der irisch-amerikanische Bajazzo seine Harlekinskünste treibt, anknüpfen, das ist die Frage, die sich gar Mancher, der nicht, um eines Kunstgenusses theilhaftig zu werden, sondern nur um den Abend todtzuschlagen, heute in das Amberg-Theater wandert, vorlegt. Und ein Jeder, der Kopf und Bildung genug hat, um über die Zwecke und Ziele eines deutschen Kunstinstituts in New York nachzudenken und nicht bedingungslos mit dem großen Strom der Alltagsklatscher mitzuschwimmen, wird diese Frage auf das Allerentschiedenste verneinen. Einst ein kleiner, schmuckloser Theatersaal, kaum ein paar hundert Zuschauer fassend, ein bescheidenes Versteck, welches die großmüthigen Tammanyiten der deutschen Kunst überlassen hatten — oft genug lärmte der demagogische Höllenspektakel in Schiller's Idealismus hinein —, aber auf diesen engen Brettern kam doch ein vielgestaltiges, anspruchsvolles, die mit Feuerzungen redenden Klassiker, wie das Beste der modernen Produktion umfassendes Repertoire zur Aufführung, und zwar in der Mehrzahl der Spielzeiten in einer Weise zur Aufführung, welche auch manches kleineren Hoftheaters, manches besseren Stadttheaters in der alten Heimath nicht unwürdig gewesen wäre. Es wurden auch damals — der Leiter war ein tüchtiger Musiker, aber kein dramaturgisch gebildeter Theatermann — in der Wahl der Stücke, der Besetzung der Rollen u. s. w. u. s. w. Fehler über Fehler gemacht, aber es war doch ein gewisses künstlerisches Prinzip in Allem, was von der kleinen Bühne ausging und ein magnetisches Band zwischen den Darstellern und dem Auditorium wob, fühlbar. Heute, hundert Schritte von diesem alten Germaniatheater entfernt, ein glänzendes Haus, das, einige Unbequemlichkeiten abgerechnet, allen Ansprüchen an Comfort in vollstem Maße entspricht und in diesem Hause Vorstellungen, welche sich, was Repertoire, Ausstattung und Darstellung betrifft, nur in ganz vereinzelten Fällen und an nur wenigen Abenden des nun viermonatlichen Bestehens dieses Ambergtheaters über das Niveau einer Vorstadtbühne erhoben haben.

Daß dem so ist, daß das Repertoire nur Possen, sogenannte „Volksstücke" und Schwänke gebracht hat, daß die Ausstattung eine meistens dürftige, geschmackwidrige ist und an die Phantasie des Zuschauers die stärksten Ansprüche stellt, daß auch in der Darstellung von fast Allen, mit wenigen Ausnahmen, das Streben nach ernster Charakterisirung, nach wirklicher Menschendarstellung leichten Herzens der Possenreißerei, dem unkünstlerischen Jagen nach dem Beifallsjohlen der Gallerie geopfert wird, daß die Direktion nicht nach einem festen, zu Beginn der Saison ausgearbeiteten, Plane handelt, sondern in der Art und Weise der Jongleure herumexperimentirt, um mit Andrassy zu reden, „von Fall zu Fall" fällt, kann Niemand, der nicht aus diesem oder jenem Grunde schönfärberische Brillen trägt, leugnen.

Das Repertoire ist bisher in dem neuen Hause, das schon durch seine Lage und die comfortable Einrichtung seines Inneren in weit höherem Maße an die Patronage der begüterten Klasse des Deutschthums New Yorks appellirt, als es dem im kleindeutschen Viertel gelegenen Thaliatheater je möglich gewesen wäre, ein äußerst dürftiges und nur für durchaus anspruchslose Gemüther genießbares gewesen. Mit Lindau's „Erfolg" anhebend, das nur seines vielverheißenden Titels halber für die Eröffnungsvorstellung gewählt worden war und abfiel, bestand der Spielplan des Amberg-Theaters in den vier Monaten seiner bisherigen Existenz aus zwei Schwänken „Der tolle Einfall" von Karl Laufs und „Madame Bonivard", dem werthlosen aber geschickt zusammengehämmerten Volksstücke „Unser Doctor", einer blöden Posse „Die Salontirolerin", den mit der Holzhaueraxt aus den Reuter'schen Erzählungen herausgehauenen Lebensbildern, „Inspektor Bräsig", „Aus der Franzosenzeit" und „Hanne Nüte", einigen vergilbten Einaktern, den Operetten „Farinelli", „Glücksengel" und „Die Keilerei auf der Wartburg" und schließlich einigen Ausgrabungen aus „Der Urväter Hausrath", wie Görner's „Geadelte Kaufmann", Benedix „Lange Israel", May's „Adelsstolz und Bürgertreue", das Pariser Boulevardstück „Der alte Korporal" und Moser's „Stiftungsfest." Das ist Alles, kein „klassisches" Stück, kein einziges modernes, welches andere Ansprüche an denkende Zuschauer machte, als durch die tollste Situationskomik ihre Lachlust zu kitzeln. Milwaukee und Chicago sind in dieser Beziehung viel besser daran, als die deutschen Theaterfreunde in New York, sie bekommen von ihren Theaterdirektoren in jeder Saison das Funkelnagelneueste vorgesetzt und neben den jüngsten Arbeiten von Lindau, Blumenthal und Moser findet sich auch das schwere Kaliber eines Wildenbruch auf dem Repertoire dieser westlichen Bühnen. In der nächsten Zeit sollen allerdings auch einige Stücke neueren Ursprungs, welche die amerikafahrende Thessa Klinkhammer in ihrem Gastspielkränzel mit sich bringt, an die Reihe kommen. Doch wird die Ausbeute an wirklichen Novitäten auch in diesem Falle wohl nur eine äußerst geringe sein, da die meisten der einen sicheren Erfolg versprechenden Novitäten sich in den Händen amerikanischer Managers befinden und für die Direktion des deutschen Theaters unerreichbar sind. Das traurige Gesammtbild, welches das bisherige Repertoire bietet, wird in den bevorstehenden Schlußwochen der Saison kaum eine wesentlich hellere Färbung erhalten.

Auch in Bezug auf die Ausstattung könnte im Amberg-Theater viel mehr gethan werden, als es bisher der Fall war. Daß auch ein schwächliches Stück durch eine liebevolle Inscenesetzung und ein glänzendes Zusammenspiel zu einem großen

Erfolge „aufgepufft" werden kann, scheint den leitenden Herrschaften — und der Regisseur hat in diesem Punkte gleiche Schuld an so manchem Mißerfolge wie der Direktor — eine unbekannte Sache zu sein. Dem regelmäßigen Theaterbesucher wird durch die Art und Weise, in welcher die Stücke „herausgestellt" werden, jede Illusion oft auf das Grausamste zerstört. Das Theaterfoyer im „Erfolg" z. B., die Gartendekoration im zweiten Akte von „Farinelli" waren von wahrhaft monströser Geschmacklosigkeit, die reinen Neu-Ruppiner Bilderbogen! Das Schloß des spanischen Königs diente auch dem mecklenburgischen Gutsbesitzer Axel von Rambow als Behausung; in das plattdeutsche Gutsdorf, die Heimath Hanne Nüte's, grüßen die Gipfel hoher Berge; die Baumeister des mittelalterlichen Madrid und des modernen Berlin kennen nur einen Architekturstyl, der Regisseur des Amberg-Theaters stellt wenigstens leichten Herzens dieselben "Shanties" an die Ufer des gelben Manzanares wie an diejenigen der grünen Spree. Genug an diesen Beispielen! Erst in einer der letzten Novitäten, der französischen Posse „O Schwiegermama", als deren Autor auf dem Theaterzettel ein wahrscheinlich in Wolkenkuckucksheim lebender F. Herrmann angegeben war, wie in „Cyprienne" erfreuten ein paar hübsche, leidlich geschmackvolle Interieurs das Auge.

Den Mittelpunkt der Darstellungen bildete in der ersten Hälfte der Saison August Junkermann. In plattdeutschen Rollen ein Treffer allerersten Ranges, in allen übrigen von „mittlerer Güte", hat er an fast jedem Abende seines Gastspieles ein großes Publikum und lebhaften Beifall gefunden. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Westen zeigte sich eine nur zu berechtigte Abneigung gegen das mittelalterliche Repertoire. In Thessa Klinkhammer hat das deutsche Theater für die zweite Hälfte der Saison eine sehr begabte Liebhaberin von angenehmer Erscheinung und lebhaftem Temperament gewonnen. Das einheimische Personal zählt einige gute Kräfte, welche auch anspruchsvolleren Aufgaben, als ihnen dieses Possenrepertoire stellt, in trefflicher, durchaus künstlerischer Art und Weise gerecht werden. Wir nennen als solche die Damen Toni Herrmann im Fache der „Naiven" und Eugenie Schmitz im Fache der „komischen Alten" und die Herren Otto Ottbert, ein durchaus sympathischer Liebhaber, August Walter, Hermann Haack und Bernhard Rank. Max Lube besitzt unleugbar eine starke komische Ader, bleibt aber, vielleicht weil schon zu lange in dem demoralisirenden Schlendrian unserer deutschen Bühne steckend, meistens nur bei den Anfängen der Charakteristik stehen. Carl Friese, ein Sprößling der großen „Friese-Dynastie," ist für das spezifisch Wienerische Possengenre sehr begabt, in der hochdeutschen Komödie stört in erster Linie das an das Lerchenfeldische Anklingen seines Dialekts. Das Operettenpersonal hat in Carola Engländer eine ganz zierliche Soubrette und in Ferdinand Schütz einen trotz aller stimmlicher Defecte noch immer auch für jedes Wiener oder Berliner Operettentheater begehrenswerthen Spieltenor. Mit diesen Namen ist die Reihe Derjenigen erschöpft, deren Leistungen eine ernstere Beachtung verdienen. Von einem Zusammenspiel ist fast in keiner Vorstellung die Rede, Jeder sucht sich auf eigene Faust soviel Beifall als möglich zu ergattern und scheert sich den Kuckuck um die Absicht des Autors. Niemals empfindet man die sichere, zielbewußte Hand des Regisseurs, in dem Künstlerparadiese, welches sich „Amberg-Theater" nennt, darf eben Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden. Oft werden nicht unwichtige Rollen irgend einem völlig unfähigen Choristen anvertraut, mit einem Worte, die Vorstellungen unterscheiden sich an manchem Abende von den Darbietungen einer „Schmiere" nur durch das comfortable Haus, in welchem sie vor sich gehen.

Das sind nichts weniger als erfreuliche Verhältnisse, und was das Schlimmste ist, es ist wenig Aussicht vorhanden, daß dieselben sich in absehbarer Zeit bessern werden. Legt man sich die Frage vor, wer an denselben die Schuld trägt, so muß man antworten: Direktion, Publikum und Kritik. Die Direktion versteht sich vortrefflich auf die Reklame, ist immer auf der Jagd nach einer neuen "show", setzt gern Alles mit einem gewissen Knalleffekt in Scene, erwartet stets von kümmerlicher Saat reiche Ernte, ließe ebenso gern dressirte Flöhe (wenn sie sich ein Geschäft davon verspräche), wie Sonnenthal oder Barnay auf ihrer Bühne spielen. Die berufsmäßige Kritik unterstützt alle diese Experimente auf das Tapferste. Die großen Tagesblätter decken, von dem Grundsatze ausgehend, daß es das einzige deutsche Theater New Yorks ist, welches zu erhalten eine Pflicht der deutschen Presse sei, alle Schäden mit dem Mantel der christlichen Liebe zu, färben rosenroth, was gar nicht pechschwarz genug geschildert werden könnte, und wenn sich einmal ganz leise und verstohlen ein Tadel in ihre Besprechungen einschleicht, so ist derselbe nur gegen die einzelne schauspielerische Leistung, niemals gegen das durch und durch verderbliche System gerichtet. Diese, einer falschen Auffassung entspringende Rücksicht auf den deutschen Charakter des Instituts stumpft die Feder der durch ihre große Leserzahl maßgebenden Kritik in einer Weise, welche dieselbe zum Mitschuldigen an dem Verfall des New Yorker deutschen Theaters macht. Sie bestärkt die Direktion, auf ihrem verderblichen Wege fortzufahren und führt das Publikum, das nur wenige selbstständig urtheilende Elemente enthält, irre. Der Geschmack dieses Publikums ist ohnehin schon auf das Bedauernswertheste corrumpirt worden. Es jubelt dem jeweiligen „Star" zu und übersieht die denselben umgebende tiefe Nacht, es überschlägt sich vor Vergnügen über blöde Machwerke, wie „Die Salontirolerin", läßt alles Bessere flach zu Boden fallen und greift wie ein kleines Kind stets nach dem Neuen, ihm von der Reklame Angepriesenen, ohne sich darüber klar zu werden, ob dasselbe auch das Bessere ist. Fast will es scheinen, als ob das deutsche Theaterpublikum New Yorks mit dem heute Gebotenen zufrieden ist und ein nach ernsten künstlerischen Prinzipien geleitetes Kunstinstitut nur von einem verschwindend geringen Bruchtheil vermißt wird.

Wir stehen der ganzen Theaterfrage völlig objectiv gegenüber und werden uns auch in Zukunft von jeder Polemik gegen einzelne Persönlichkeiten frei halten. Wir wollen nur ein Princip oder richtiger gesagt, eine Principienlosigkeit bekämpfen, welche ein Institut, das das vornehmste Bindemittel zwischen dem New Yorker Deutschthum und dem Geistesleben der alten Heimath sein könnte, zu einer leeren, nichtsbedeutenden Vergnügungsanstalt herabwürdigt. Und jeden ernsten Versuch, dasselbe wieder zu dem zu machen, was es sein sollte, werden wir mit Freuden begrüßen und unterstützen.

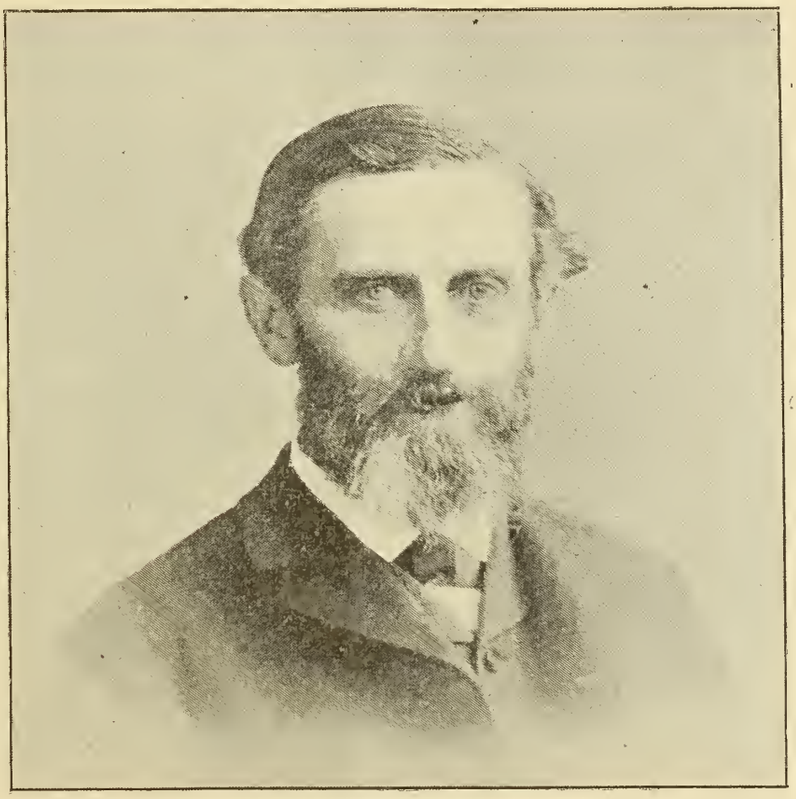
Franz Gahl.

Der Dichter vom gold'nen Thore.

Von Kara Giorg.

Theodor Kirchhoff, der Dichter vom goldnen Thore, ward am 8. Januar 1828 in Uetersen, Holstein, geboren. Sein Vater praktizirte dort als Advokat, ward nachher Bürgermeister in Kiel, langjähriger Abgeordneter in der schleswig holsteinischen Ständeversammlung und Mitglied des dänischen Reichsraths und wurde in Anbetracht seiner Verdienste zum Justiz- und Conferenzrath erhoben. Obwohl Kirchhoff seine Mutter — eine ausgezeichnete und feingebildete Frau — schon in seinem Knabenalter verlor, war doch der Familienkreis ein höchst anregender.

Die Musen veredelten Geist und Gemüth, die Wissenschaften standen in hohen Ehren und die Kinder (zwei Söhne und zwei Töchter) lauschten mit verhaltenem Athem den gelehrten Erörterungen über die Tagesfragen, über Politik, Kunst und Wissenschaften, die der Vater mit den bei ihm vorsprechenden Honoratioren des Städtchens zu halten liebte. Dazu kam, daß der Vater selbst hübsche Sonette schrieb. Was Wunder denn, daß der Sohn ein begeisterter Priester der Musen wurde?



Theodor Kirchhoff.

Wundervoll hat er die in seinem Vaterhause verlebten glücklichen Tage in dem Gedichte „Trübe Stunden" geschildert.

„Wie so ganz anders war es doch
Im väterlichen Haus,
Auf Silberfüßen gingen dort
Die Musen ein und aus.
Und dann die Abende voll Glanz,
O, sie vergeß ich nie,
Da stritten um den Vorrang sich
Musik und Poesie."

Seine spätere Erziehung erhielt Theodor auf dem Gymnasium zu Lübeck, wo er bei seinen Mitschülern schon als vielversprechender Lyriker galt, eine prophetische Ahnung, die sich so glänzend erfüllt hat. Nach bestandenem Abiturientenexamen besuchte er im Jahre 1847 die polytechnische Schule in der Welfenstadt Hannover, ließ sich aber beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges unter die Freischaaren anwerben, diente nachher als Lieutenant in der schleswig-holsteinischen Armee und nahm als solcher an allen Hauptgefechten Theil. Nach Beendigung des Krieges siedelte er nach den Ver. Staaten über, wohnte abwechselnd in St. Louis und Davenport und bereiste dann als Photograph das Mississippithal von Minnesota bis Louisiana bis zum Jahre 1854, wo er bei einer Feuersbrunst in Holmesville seine ganze Habe verlor. Nun errichtete er mit einem Freunde ein gutzahlendes Vergnügungslokal in Osyka, Miss., ging aber im Jahre 1859 nach Clarksville im nördlichen Texas und erwarb dort als Kaufmann ein ansehnliches Vermögen. Leider ruinirte der ausbrechende Bürgerkrieg sein blühendes Geschäft und er kehrte deshalb im Jahre 1862 über New Orleans, wo er der Belagerung der Stadt durch die Bundestruppen als Augenzeuge beiwohnte, nach der Heimath zurück. Dort hielt er sich abwechselnd bei seinem Bruder in Altona oder bei seinem Vater in Kiel auf und bereiste Deutschland, England, Schottland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr bemächtigte sich seiner ein unbezwinglicher Hang zum Dichten und im Verein mit seinem Bruder Christian verfaßte er den 1. Band der Gedichte, die später unter dem Titel „Adelpha" erschienen. Im Frühjahr des folgenden Jahres (1863) nach den V. Staaten zurückgekehrt, reiste er von New York über Panama nach San Francisco und ließ sich in dem oregonischen Städtchen „The Dalles" nieder, wo er bald ein einträgliches Geschäft gründete. Hier schrieb er die ersten Skizzen für die Gartenlaube. Nach Beendigung des Bürgerkrieges reiste er durch Nicaragua nach New Orleans und hielt sich zum Ordnen früherer Geschäftsangelegenheiten bis zum Jahre 1867 im Süden auf. Von dort machte er die beschwerliche Stagereise nach Idaho, die er so drastisch in seinen Reisebildern beschrieben hat. Die folgenden Jahre verweilte er abwechselnd in den Goldminen von Idaho und Oregon und in „The Dalles," bis er sich im Jahre 1869 dauernd in San Francisco niederließ und mit seinem früheren Compagnon ein Goldwaaren- und Juwelengeschäft Engros etablirte. Als wohlhabender Mann zog er sich vor 3 Jahren aus demselben zurück, um sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen.

Im Jahre 1883 hatte er abermals eine Reise nach Europa unternommen, Deutschland, Italien und England einen Besuch abstattend, und letzten

Winter verweilte er längere Zeit auf den Sandwichsinseln. Eine Beschreibung dieser Fahrt wird demnächst im Drucke erscheinen. Mit seinem in Altona lebenden Bruder, dem Professor Christian Kirchhoff, stand er seit der Herausgabe der „Adelpha" in nunausgesetztem regem Verkehr und dessen scharfer Kritik und Aufopferung schreibt er den größten Theil seiner literarischen Erfolge zu. Jedenfalls hat aber auch die glückliche Wahl seiner jetzigen Heimath, die er so herrlich in seinem Gedicht „California" besungen, die dort herrschende Geselligkeit und die Anschauung so vieler großartiger Naturschönheiten auf seinen vielfachen Reisen anregend und begeisternd auf ihn eingewirkt. Für seine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit zeugt die große Zahl der von ihm veröffentlichten Werke. Seine poetischen Erzeugnisse sind Perlen, am Strande der pazifischen Küste aufgelesen, Goldkörner im Sande der Cordillerenbäche gesammelt, Südfrüchte von den Blüthenbäumen der Tropen gepflückt. Sie verrathen eine glücklich scharfe Beobachtungsgabe, die auch im Detail spannend bleibt und für die Eindrücke der überwältigenden großartigen Natur, wie die neue Welt sie bietet, die frische lebendige Darstellung und farbenprächtige Form findet. Herrlich sind in dieser Beziehung die Mississippipanoramen und der Mantel des Mount Davidson. Aber in manchen Liedern, wie in „Verloren", „M. A." und „Meinem Vater" regt sich ein tief empfindendes Gemüth — ein Gemüth, das den herben Schmerz um die verlorenen Geliebten in wehmüthigen Akkorden aushaucht — während in anderen ein köstlicher Humor sprudelt.

In den früheren Gedichten findet sich nur selten ein epischer Anklang, in seinen neueren jedoch hat er sich auf die Bearbeitung von Balladen und Sagen mit dem größten Erfolge zugewandt. Wir erinnern nur an das Felsbild im Yosemitethale, eine Brautfahrt in Canada und die Heldin von Husum. Aber nicht blos als Dichter, auch als Prosaiker ist Kirchhoff groß. Die Form und Sprache seiner Reise- und Culturbilder ist edel und kräftig, nichts entgeht dem feinen Beobachter und meisterhaft, oft mit köstlichem Humor durchwoben, weiß er das Gesehene darzustellen und seine eigenen trefflichen Reflexionen einzustreuen. Die Schilderungen sind so treu, spannend und fesselnd, daß man nur ungern das Buch aus der Hand legt, ehe man es ganz durchgelesen. Was als besonderer Vorzug seiner Prosa angesehen werden muß, ist der Umstand, daß sie selbst bei belehrendem Eingehen in Detailverhältnisse nicht ermüdend wird.

So können wir denn Theodor Kirchhoff zu den hervorragendsten deutsch-amerikanischen Dichtern und Schriftstellern zählen und gewiß den allgemein getheilten Wunsch aussprechen, daß er uns noch lange mit seinen Geistesgaben erfreuen möge, trotz des neidischen Kritikers im Magazin für die Literatur des In- und Auslandes.

Werke ꝛc. von Theodor Kirchhoff.

In Gemeinschaft mit seinem Bruder Christian:
Lieder des Krieges und der Liebe. 1864. Desgleichen: **Adelpha** (Gedichte) 2 Bände. 1869—71.
Reisebilder und Skizzen aus Amerika. 2 Bände. 1875—76.
Balladen und Neue Gedichte. 1883.
Californische Kulturbilder. 1886.

Zahlreiche Aufsätze und Gedichte aus seiner Feder enthalten die illustrirten Prachtwerke:
Nord-Amerika von Ernst v. Hesse-Wartegg.
Amerika in Wort und Bild von Friedrich von Hellwald.
Von Wunderland zu Wunderland von Rudolf Cronau.

Ebenfalls die folgenden Werke:
Die Pacific-Eisenbahn und **Californien** von Robert v. Schlagintweit.
Heimathgrüße aus Amerika und **Dornrosen,** herausgegeben von E. Steiger.
Die Doppel-Eiche (Anthologie schleswig-holsteinischer Dichter).
Erinnerungsblätter aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen u. s. w. u. s. w.

Seit 1865 schrieb er zahlreiche Skizzen und ausführlichere kultur-historische und erzählende Aufsätze, Reiseschilderungen u. s. w. für die **Gartenlaube,** das **Ausland, Daheim, Deutsche Blätter,** das **Neue Blatt, Europa, Globus,** die **Gegenwart, Deutsch-Amerikanische Monatshefte, New Yorker belletristisches Journal,** der **Deutsche Pionier** und **Deutsch-amerikanisches Magazin** in Cincinnati, für **californische Zeitungen** u. s. w. Ein Theil dieser Beiträge wurde für die oben genannten Bücher in neuer Umarbeitung verwendet. Manche von seinen Arbeiten wurden ins Englische, Französische, Schwedische übersetzt. Das Pariser illustrirte Blatt **„Le Tour du Monde"** brachte in einer Separatnummer eine gleichzeitig im Globus erscheinende Beschreibung des **Yosemite-Thales** in Californien in Uebersetzung und reich illustrirt. Viele Gedichte erschienen in deutsch-amerikanischen Blättern; außerdem schrieb er eine beträchtliche Anzahl Lieder für Singspiele und musikalisch-humoristische Unterhaltungen im Deutschen Verein in San Francisco.

Ein ungegründeter Vorwurf.

Man warf mir vor, ich schriebe nicht genug,
Doch dieser Vorwurf trifft mich nicht mit Fug;
Denn wer mich kennt, der weiß, wie selten mir
Zum Dichten eine freie Stunde schlug.

Für die geringe Muße, die mir blieb,
Verdien' ich Lob, daß ich so Manches schrieb:
Wer mit der Menge nicht zufrieden ist,
Der nehme mit der Güte halt vorlieb.

So wie der Vogel, der sehr gern sonst singt,
Den Schnabel zuhält, wenn er Futter bringt,
Halt ich den Mund, da mich mein junges Volk
Zu dem, was besser lohnt, als Dichten, zwingt.

Ein deutscher Dichter ist ein armer Tropf,
Den, der um Verse für den Suppentopf
Nur einen Knochen wollte, hielte man
Gewiß für nicht ganz richtig in dem Kopf.

Auch drüben, wo man mehr nach Dichtern fragt,
Doch ihnen oft das trock'ne Brot versagt,
Da hätte, ohne Weimar's Herzog, selbst
Ein Schiller an dem Hungertuch genagt.

Ein weißer Rabe ist nicht halb so rar,
Wie so ein Deutscher, wie Karl August war.
Ein Mann, an Macht zwar klein, doch groß an Geist,
Der würdig seiner edlen Mutter war.

Nothwendigkeit, die alles zwingt, bezwang,
Auch mich und meinen dichterischen Hang,
Nur dann und wann bekam die Oberhand
Der träumerische, schöpferische Drang;

Wenn ich für and're zum Geschenke dann,
Was ich erlebte, fühlte oder sann,
Anschaulich machte, trifft ein Tadel mich,
Daß ich nicht mehr Geschenke machen kann.

Milwaukee.

Conrad Krez.

„Deine holden Liebessterne."

Deine holden Liebessterne,
Könnt' ich sie noch einmal grüßen!
Einmal grüßen noch! wie gerne
Stürb' ich dann zu deinen Füßen!

Und an den Korallenklippen
Möcht' ich Schiffbruch gerne leiden,
Küßten mich die Rosenlippen
Nur noch einmal, eh' wir scheiden!

Armes Herz! wozu das Sehnen?
Was verschwunden, kehrt nie wieder!
Laß' die herben Schmerzensthränen
Fallen auf dies Blatt hernieder.

Beaver, Pa. **Hugo Andriessen.**

Am Grabe meines Vaters.

(Der nach vollendeten 91 Jahren in San Franzisco starb.)

Am fernen Rhein erwachte er zum Leben;
Drum sang er gern beim Wein:
„Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,
Gesegnet sei der Rhein!"

Im Lebenskampf bedrängt, zurückgetrieben
Trotz tapf'rer Gegenwehr,
Fort in die Fremde zog er mit den Lieben,
Fort über Land und Meer.

Sich redlich hier gemüht, gestrebt, gerungen
Hat er noch jahrelang,
Bis seine Kraft vom Alter ward bezwungen,
Das ihn zur Ruhe zwang.

Da mocht' ihn oft der Heimath Bild umschweben,
Sang einsam er beim Wein:
„Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,
Gesegnet sei der Rhein!"

Das Elternhaus, darin des Dorfes Schule,
Der Kindheit laut'res Glück,
Der Vater sinnend in dem Sorgenstuhle,
Der Mutter Warneblick.

Das Grün der Auen und der Berge Blauen,
Des Rheines Herrlichkeit,
Im Frühlingsschmuck der schönste seiner Gauen,
Des Herbstes Jubelzeit.

Des Jünglings Glühen und des Mannes Mühen,
Des Lebens Lust und Pein;
Dies Alles mocht' an ihm vorüberziehen,
Sang einsam er beim Wein.

Er ist verstummt, ihn kann kein Wein mehr laben,
Es steht sein Kelchglas leer,
Er schläft auf immer, fern vom Rhein begraben,
Am großen stillen Meer.

Mich aber schmerzt auf's neu die alte Wunde,
Daß ich die Vaterhand
Nicht drücken konnt' in seiner letzten Stunde,
Die treue Vaterhand.

San Francisco. **F. C. Castelhun.**

Besprechungen.

Am Wege gepflückt. Gedichte von Minna Neuer, Washington. Druck von C. Waldecker. Es ist immerhin eine erfreuliche Thatsache, wenn ein deutsch-amerikanischer Poet den Muth hat, seine in den verschiedensten Zeitschriften, auf steif cartonirten Albumblättern guter Freunde oder selbst nur auf den Seiten des eigenen Notizbuches zerstreuten dichterischen Ergüsse zu sammeln, sie auf eigene Kosten drucken und in einer schönen rothen, goldverzierten Umhüllung auf die Schreibtische der Recensenten flattern zu lassen. Solcher Muth zeugt von Selbstvertrauen, und Selbstvertrauen hat gewöhnlich nur derjenige, der etwas leistet. In manchen Fällen sind es allerdings nur die lieben Freunde, Verwandten und Bekannten, welche einem kleinen harmlosen Reimschmiede einreden, er sei ein Genie und dürfe nun auch keinen Augenblick zögern, mit einem Bande seiner „herrlichen, wundervollen einzig schönen" Gedichte sich das Thor zur Unsterblichkeit zu öffnen. Gegen eine Dame ungalant sein zu müssen, ist immer eine mißliche Sache, aber so leid es uns thut, will es uns scheinen, als ob die Verfasserin des uns vorliegenden Bändchens zu dieser Kategorie gehöre. Sie selbst sagt ja:

„Ich dichte und reime
Weiß oft gar nicht wie?
Und doch heiß ich Vielen
Ein Dichter-Genie."

Und an einer anderen Stelle:

„Kaum weiß ich selbst, wie es geschehen,
Daß ich in meinem Kämmerlein
Apollo's Himmel durfte sehen
Und mich der Dichtkunst konnte weih'n"(!!)

Die Mehrzahl der in dem Bändchen gesammelten und der Mitwelt überlieferten Gedichte sind dilettantische Reimereien, aus denen hie und da ein warmes Empfinden, ein schlichter Geist spricht, welche aber durchschnittlich nur wohlfeile Alltagssprüche voll geringwerthiger Moral und Lebensklugheit enthalten. Zu den besseren, in welchen doch einer dichterischen Empfindung schwungvolle Form gegeben ist, rechnen wir „Der Kunstschüler", „Gestillte Sehnsucht", „An den Musenfreund", „Die Macht der Wahrheit", „Zum Geburtstage meines Sohnes", „Die Heimkehr" und in erster Linie diejenigen, welche die großen jüdischen Feste feiern. Aber die Plattheiten überwiegen das Gute. In oft holprigen Versen wird in den meisten dieser Minna Neuer'schen Poesieen das stille Familienglück gepriesen. Ein hübsches Beispiel für den Charakter dieser Dichtungen bietet „Die Gardinenpredigt" auf Seite 83. Er ist ein eifriger Scatspieler, sie langweilt sich deshalb zu Hause und bricht endlich in die leidenschaftlichen Worte aus:

„Aber hör! macht Dir Vergnügen
„Eckernsolo" nur mit „vier",
Kann nur „Grando" Dir genügen,
Freund, dann steht es schlimm mit Dir.

Denkst Du noch an Nachbars Fritzen
Eh' der Priester uns verband? —
Ja, bei Gott! ich laß' Dich sitzen,
Und ich reiche ihm die Hand.

Diese fürchterliche Drohung erschreckt ihn natürlich tief.

Und er wirft sich ihr zu Füßen,
Reue ihm im Herzen tobt;
Sieh, wie unter Thränenküssen
Er ihr Besserung gelobt.

Und er kehrte nie zurücke
Zu dem langgewohnten Spiel,
Und mit sanftem Liebesblicke
Lohnte sie sein Zartgefühl."

Das ist schön empfunden und schön gesetzt!! Präge Dir, lieber Leser, diese herrlichen Verse tief in das Gedächtniß ein und handle nach ihnen! In manchem Gedichte fallen auch häßliche deutsch-amerikanische Redewendungen auf, so z. B. in „Der Geizige" auf Seite 63, in welchem ein „thut er nicken" und ein „thut er sich gütlich laben" vorkommt. Im Ganzen und Großen anspruchlose, freundliche Weisen, welche der Verfasserin in ihrem Bekanntenkreise den Ruf einer gottbegnadeten Dichterin verschaffen werden. Der Fernerstehende freut sich über den guten Charakter, der aus ihnen spricht, aber eine besondere dichterische Veranlagung wird er beim besten Willen nicht entdecken können.

Leo Hansen.

Dialektgedichte, Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten von Hermann Welcker. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1889.

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage dieses trefflichen Buches geht hervor, daß der Zweck desselben ist, Freunden unserer Sprache und Dichtung das Deutsche in allen seinen sprachlichen Entwickelungsformen, in allen seinen durch Zeit und Ort bedingten, durch Stammesverschiedenheit und durch politische Scheidungen erzeugten Abänderungen in geeigneten Proben und in engstem Rahmen zugänglich zu machen.

Dem Herausgeber muß das Zeugniß ausgestellt werden, daß er diese Aufgabe in wahrhaft glänzender Weise gelöst hat. Mit Recht bemerkt er, daß eine derartige Sammlung bis jetzt einzig dasteht, denn das Radlof'sche Werk „Die Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten" kann sich mit demjenigen Welcker's in keiner Weise messen. Das Buch umfaßt Dichtungen vom ältesten uns bekannten Deutsch des Gothen Ulfilas (4. Jahrhundert, um 360 bis 380) in seiner berühmten Bibel-Uebersetzung bis hinab zum Berliner Dialekt. Der Fleiß und die Gewandheit, mit welcher der Herausgeber diesen unvergleichlichen Kranz von Dialektdichtungen gewunden hat, ist staunenswerth, während gleichzeitig dem feinsinnigen Geschmack des emsigen Sammlers in der Auswahl der einzelnen Gedichte hohes Lob zu zollen ist. Er hat sich z. B. nicht darauf beschränkt, das Allemanisch vor Augen zu führen, wie es in der Schweiz im Allgemeinen gesprochen wird, sondern er giebt diesen Dialekt in allen seinen Abstufungen wieder, wie sich dieselben in Bern, Guggisberg, Basel, Solothurn, Aargau, Luzern, Küßnacht u. s. w. finden. Es dürfte sich schwerlich ein in germanischen Sprachen oder Deutsch-Redender finden, der, wo immer auch seine Wiege mag gestanden haben, den Dialekt seiner Heimath nicht in diesem Buche vertreten fände.

Von ganz besonderem Interesse wird dasselbe jedoch für Freunde vergleichender Sprachforschung sein, denen die Lesung des vortrefflichen Werkes ebenso wie allen Andern genußreiche Stunden bereiten dürfte.

Wir gedenken demnächst an dieser Stelle mehrere Proben aus der Sammlung zu geben, welche besser als alle Empfehlung der Kritik die Aufmerksamkeit wahrhaft Deutschgesinnter auf sich ziehen werden.

„Jussuf und Suleicha", ein romantisches Heldengedicht von Firdussi, aus dem Persischen übertragen von Ottokar Schlechter. — „Wsehrd", betitelt sich ein, sogar im persischen Original, bisher nur wenig bekannt gewordenes Werk des berühmten Dichters des Königsbuches (Schah-nameh). Das Gedicht behandelt den biblischen Stoff des keuschen Joseph. Die Uebersetzung ist eine vortreffliche und daß Firdussi sich auch in diesem Werke als der persische Homer bewährt, möge nachstehende kleine Schilderung des nahenden Greisenalters beweisen:

Weißes Haar.

Weh mir! Von Lilien eine Garbe wuchs,
Wo früher Schatten warf der dunkle Buchs;
Statt schwarzem Moschus, den sie mir geraubt,
Goß blassen Kampfer mir Natur auf's Haupt!
Ein weißer Falke kam geflogen jäh —
Seit langem fühlt ich, bebend, seine Näh' —
Ein Veilchen strich er, lauernd, über mir,
Dann stieß er flugs auf meine Raben*) hier,
Riß sie in Stücke und bezog ihr Nest,
Das er auch seither nimmermehr verläßt.
Erst schien es mir, der Tod der Raben sei
Das letzte Ziel des räuberischen Weih; —
Bald aber ward mir klar, was es bedeute:
Mich selbst erkor der Arge sich zur Beute!

*) Meine schwarzen Haare.

Verlag von H. Rosenthal & Co.

14. Cooper Union N. Y.

Worte des Sammlers (Koheleth). Aus d. hebr. Urtexte zum ersten Mal in deutsche Reime gebracht von Hermann Rosenthal, N. Y. 1885. Brosch. ..... 25 Cts.

L. Naumburg, Sprüche Salomo's. Möglichst textgetreu in Reimen, N. Y. 1889.
Brosch. ..... 50 „
geb. mit Goldschnitt ..... 75 „

L. Hachtmann, Lieder eines Deutsch-Amerikaners. N. Y. 1889 ..... 50 „

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von Konrad Nies und Hermann Rosenthal.

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. New York, 15. Mai 1889. 2. Heft.

Ihr Urtheil.

Du hast geirrt, du hast gefehlt,
O, sag' es offen, ohne Bangen,—
Es sei zur Schuld dir nicht gezählt,
Verzeihung sollst du voll erlangen.

Und wär' es Sünde unerhört,
Im Tod nicht sühnbar, noch im Leben —
Der Liebe bleibt es unverwehrt,
Sie zu vergessen, zu vergeben.

Und häuft die Welt auch Spott und Schmach
Auf dich im Leben und im Sterben,
Nicht hör' ich's, frage nicht darnach
Und müßt' ich d'rum mit dir verderben.

O, eile, meine Hand zu fassen —
Mein Herz es ist so schwer, so schwer,
Ich will, ich kann von dir nicht lassen,
Ich muß dich lieben nur noch mehr!

Cincinnati. F. Pauly.

Bürgerkrieg.

(Zweiter Abschnitt aus dem IV. noch ungedruckten Gesange der epischen Dichtung „Hermann".)

Von **Theodor Kirchhoff.**

(Fortsetzung.)

Des Scheidens Stunde war gekommen,
Der Abend regnerisch und kalt;
Kein gold'ner Stern am finstern Himmel,
Um den sich Wolken schwarz geballt.

Zur Reise fertig, stand der Jüngling
Vor der Geliebten traurig da,
Kaum wagend, ihr ins Aug' zu blicken,
Das in das seine fragend sah.

Ob sie im Zweifel wohl, er gehe
In's Feld zu Südens Heeresbann?
Sie frug ihn nicht, und zögernd bot sie
Die weiße Hand dem Wandersmann.

Beim Abschied sprach sie kalte Worte,
Kaum hörbar dann: Gott schütze dich!
Und preßte stolz zurück die Thräne,
Die zitternd aus dem Aug' ihr schlich.

Ist das der Abschied, den ich träumte?
So dacht' er stumm, in wildem Schmerz.
Auch ich will stolz sein, ob vor Jammer
Zerspringt auch mein verrath'nes Herz!

Es weilte vor dem nied'ren Fenster
Der Jüngling spät noch diese Nacht,
Sah hoch am Himmel wie Gespenster
Hinzieh'n der Wolken wirre Jagd.

Lebt wohl, ihr gold'nen Jugendträume!
So rief er laut — das Wolkenheer,
Das düster wogt durch Aethersräume,
Däucht mir mein Schicksal, sorgenschwer.

Dahin, dahin, ihr schönsten Stunden! —
Wie sich der Silbermond verhüllt,
So ist in dunkle Nacht entschwunden
Vor meinem Blick der Liebsten Bild.

Ein Blitzstrahl flammt! — In blut'gen Farben,
Wie Feuerschwerter seh' ich's glüh'n.
Die Erde zündet, Flammengarben,
Die drohend dort durch Wolken sprüh'n!

Sonne mit den Goldstandarten
Grüß't den freundlichen April,
Schmück't der Prairie weiten Garten
Mit der Iris Farbenspiel.
Mürrisch nicht, wie in dem Norden,
naht er sich im heiter'n Süd;
Wonnemonat muß er heißen,
dem die Lust im Auge blüht.

Wilder Blümlein bunte Menge
Glänzt im lichten Sonnenschein,
Eines Teppichs reich Gepränge
Auf dem grünen Sammetrain;
Ihre hellen Aeuglein leuchten
röthlich wie Rubine hier,
Schimmern dort wie Goldtopase
und wie bläulicher Saphir.

Aus den Pfirsichzweiglein brechen
Blüthen, roth wie Karmesin,
Aus dem jungen Laubwerk sprechen
Jauchzend Vogelmelodien;
Leise schwirren die Cikaden
Käfer schillern, goldig-blank,
Bienen saugen in den Kelchen,
Schier berauscht vom süßen Trank.

Durch die thaubenetzten Auen
Reitet Hermann langsam fort.
Wird er je dich wiederschauen,
Heißgeliebter, sonn'ger Ort?
Traurig grübelt seine Seele.
Bei dem frühen Morgenritt
Fällt's wie Thränen von den Halmen,
wie der Hufschlag sie zertritt.

Sorge giebt ihm das Geleite
Auf dem Weg zum rothen Strom,
Und das Bild vom Bruderstreite
Schreckt ihn auf, wie ein Phantom —
Nackte Felder, leere Häuser,
Städte freudlos und verwais't;
Auf der Menschen Seelen lastet
wie ein Alp ein finsterer Geist.

Auf des rothen Flusses Wellen
Braus't das Feuerschiff entlang,
Voll verwilderter Gesellen.
Wüster Lärm und Kriegsgesang
Schallt vom Dampfer, Waffen blitzen,
Südlands Fahnen weh'n im Wind;
Dumpf am Ufer hallt es wieder
aus des Urwalds Labyrinth.

Plötzlich dehnen sich die Fluthen.
Mississippi, sei gegrüßt!
Der im Glanz der Sonnengluthen
Stolz, gewaltig vorwärts fließt.
Deine mächt'gen Wasser füllen
heute noch dein breites Thal
Wie vor Jahren, als sie Hermann
staunend sah das erste Mal.

Ach! es kleidet ernste Trauer,
Flottenträger heute dich.
Einsam lehnt der Dämme Mauer
Halb zerstört an's Ufer sich.
Keine lust'gen Neger ziehen
mit der Pflugschar durch das Feld;
Unkrautüberwuchert liegen
die Plantagen, unbestellt.

Aus den hohen Schloten steigen
Nicht mehr Qualm und Silberdampf;
Nicht die Klänge froher Geigen
Tönen zu dem Tanzgestampf.
Stumm geworden sind die Lieder,
die aus schwarzer Männer Mund
Sonst im hellen Chor erschollen
schön in früher Morgenstund.

Wo sind aufgethürmt die Ballen,
Einst gesandt zum fernsten Meer?
Deine stolzen Dampf-Vasallen,
Die den lärmenden Verkehr
Eines Kontinentes trugen,
deren ungezählte Reih'n
Ueber deine Wälder sprühten
ihrer Essen Flammenschein?

Handel, Wohlstand sind vernichtet,
Glück und Frieden sind entfloh'n.
An den Ufern hat errichtet
Aufruhr seinen blut'gen Thron.
Von den Hügeln dräut Verderben,
der Geschütze Donner hallt,
Erzgepanzerte Kolosse
schleichen hin am finster'n Wald.

Grauf'ge Jahre werden kommen!
Aus dem ew'gen Schicksalsbuch
Ward das Urtheil schon vernommen,
Düster, wie ein Weltenfluch.
Jene Hügel, jetzt so trotzig,
werden schlüpfrig sein von Blut,
Deine Wasser, Mississippi,
wie des rothen Stromes Fluth!

Doch, wenn du zum Meer getragen
All die Thränen, Angst und Qual,
Wird es, wie in alten Tagen,
Friede sein im breiten Thal;
Und auf's neue wird erblüh'n dir,
stolzer Strom, dem keiner gleich,
Wie ein Zauber Glück und Segen
rings in deinem weiten Reich!

(Fortsetzung des IV. Gesanges folgt.)

Märchen.

Es singt der Wind im Ofen leis!
Frühdämmerung sendet der Winter,
Großmutter schöne Märchen weiß,
Es lauschen im Kreise die Kinder.

Sie weiß Geschichten von Ries' und Zwerg,
Vom Ritter auf schwarzem Rosse,
Vom Menschenfresser, vom gläsernen Berg,
Vom prächtigen Zauberschlosse.

Ein dichtes Dornengeheck umringt
Des Schlosses Bau, die Pforte
Ist tief versteckt, jedoch sie springt
Vor einem Zauberworte.

Wie wußte doch Großmütterlein
Des Schlosses Pracht zu malen,
Von Gold, Crystall und Edelstein
Die weiten Säle strahlen.

Und drinnen herrscht die Zauberin,
Die herrlichste der Frauen,
Wie sehnte sich des Knaben Sinn,
Des Schlosses Pracht zu schauen. —

Ich ward ein Mann, ich schau' zurück,
Da grüßt's, das Glanzumstrickte!
Das Zauberschloß, das ist mein Glück,
Das stets und nie erblickte.

Wohl naht' ich dem geheimen Ort
Da dränten Heck' und Winden,
Jedoch das Wort, das Zauberwort,
Ich kann das Wort nicht finden.

Vergebens fragte ich, ach, es floß
Kein Balsam meinem Leide,
Das Glück und Großmutters Zauberschloß
Sind, dünkt mich, Märchen beide.

Omaha. **Max Hempel.**

Das Letzte.

Harr' aus mein Herz und trag' es still,
Mag kommen, was da kommen will!
Erfüllen muß sich dein Geschick,
Und wird es nicht dein letztes Glück,
Geendet doch ist Kampf und Streit:
Getrost! — Es war dein letztes Leid.

Cincinnati. **F. Pauly.**

Ostern.

Am Frühling's Licht die holde Ros' erblüht,
Am Glanze deines Aug's der Liebe Sehnen —,
Die Wolke schwand, es trockneten die Thränen,
Und trunk'ne Freude mir im Auge glüht.

Wie war das Herz vom eitlen Hoffen müd',
Nicht konnt' es Trost Vergangenem entlehnen,
Und die geträumte Zukunft mußt es wähnen
Wie der Enttäuschung melancholisch Lied —:

Da sah ich Dich — und wie ein Frühlingsbeben
Und sel'ge Schauer füllte mich's zumal —
O, laß dir Ostern in die Seele schweben —

Vergangen ist des Winters trübe Qual,
Und in der hehren Liebe Wonneleben
Krön't uns der Gottheit himmlisch-reiner Strahl!

Brooklyn. **Hugo Scheller.**

Was in holden Mondscheinnächten.

Was in holden Mondscheinnächten
Ich geliebt, und ich besungen, —
Ach, es ist im Lauf der Zeiten
Längst verschwunden und verklungen!

Längst verschwunden ist das Bildniß
Der Senhora; meine Lieder
Tönen ihr zum Lobe nimmer
In Lisboa's Straßen wieder.

Selten nur erscheint ein Traumbild
Mir aus jenen Jugendzeiten,
Und dann sehe ich durch öde
Gassen meine Herrin schreiten.

Bleiche Züge; es entquillen
Ihrem Auge heiße Thränen; —
Seh' ich dieses Bild des Jammers,
Faßt mein Herz gewaltig Sehnen.

Ach, dann sehn' ich mich gewaltig
Nach den Tagen meiner Kindheit,
Und in meinem Wahnsinn preis' ich
Jener Kindertage Blindheit!

Ach, dann sehn' ich mich gewaltig
Nach den Tagen meiner Jugend
Und in meinem Wahnsinn preis' ich
Deine weltbekannte Tugend!

Beaver, Pa. **Hugo Andriessen.**

Weil ich dich liebe.

"Because I love you." Von **Jos. Grahamer.**

(Freie Uebersetzung von Sarah K. Boltons.)

Sie sagt: „Nicht Reichthum bring ich mit,
Bin adlig nicht, — bin arm und recht,
Verkannt vom heutigen Geschlecht,
Weil ich dich liebe! —

Doch wenn der Ernst des Lebens tritt
An dich heran, kämpft ich mit dir —
'Und um so theurer wirst du mir,
Weil ich dich liebe!

Und wenn im West der Tag verglüht,
Nach Haus du müde kehrst zur Rast,
Bist du mein hochwillkomm'ner Gast:
Weil ich dich liebe!

Du ruhst an meinem Herzen aus —
Ich tröste dich und wach' für dich,
Du bist mein süßes zweites Ich,
Weil ich dich liebe!

Und wenn dich trifft ein bös Geschick,
Still sorgend will ich bei dir steh'n
Und nie von deiner Seite geh'n,
Weil ich dich liebe!

So wie am Baum der Epheu rankt,
So will ich hängen stets an Dir
Und deine Liebe wahren mir,
Weil ich dich liebe!

Mich selbst, — mein Alles, nimm es hier,
Und halt es hoch, Geliebter mein, —
Ich fühl' es tief, ich bleibe dein,
Weil ich dich liebe!

Ich knie vor keinem andern Gott —
Wenn einst vor dir ich sterben soll,
Du folgst mir nach, — dann ist mir wohl,
Weil ich dich liebe!"

Trost.

Auf dem Meere.

Lange blieb ich noch vom Schlaf gemieden
In der Herrlichkeit der Tropennacht,
Die so wunderbar in Glanz und Pracht,
Inseln nur der Sel'gen ist beschieden.

Größer und erhab'ner nicht hienieden
Hat der ew'ge Geist die Welt gedacht,
Als wenn aus den Sternen nieder sacht
Stille auf die Wasser sinkt und Frieden.

Mälig fühl' ich die Gedanken stocken,
Ruhig jetzt und kühler fließt das Blut,
Und mir ist, wie da bei Abendglocken

Du, o Mutter, mir am Bett geruht,
Kosend sprächest aus gesenkten Locken,
Schlafe nur, es wird noch Alles gut.

Sanoma, Cal. **Julius Dresel.**

Aus tiefstem Herzen.

Kannst du, mein Lied, den Ton nicht finden,
Der heiß durchschauert und durchbebt,
Tief aus des Herzens dunklen Gründen
Die Leidenschaft zum Lichte hebt? —

Du sollst die Seele ihr umfangen,
Entflammen sie mit Geisteskuß,
Daß sie mit bangendem Verlangen
Dir liebetrunken lauschen muß!

Dein Ton, mein Lied, soll sie umspinnen,
Umschmeicheln süß die Sinne ihr; —
In süßem Schmerz, in heißem Minnen,
Verzehre sich ihr Herz nach mir!

Dann magst du, Lied, es leis ihr sagen,
Daß meine Liebe für sie glüht —
Ein Rosenstrauch in Sommertagen,
Der flammend ihr entgegenblüht. —

Milwaukee, Wis. **Otto Soubron.**

Akrostikon.

Mühevoll waltet das Leben, doch ewig — heiter die Hoffnung,
Aus der sehnenden Brust weiche die göttliche nie!
Richte an ihr dich empor, an edlen hohen Gedanken,
In Erfüllung der Pflicht wanke nicht spät oder früh.
Was auch sonst das Geschick huldreich dir möge gewähren:
Einzig dieses Gefild heget die Blume des Glück's.

Brooklyn. **Hugo Schelker.**

Mein erster Versuch.

(Nach dem Engl. des Arden Hill.)

Von **Walter Hoffmann.**

Der Verfasser eines Romans, welcher kürzlich in einer Washingtoner Zeitung Aufsehen erregte und später in einer Londoner Zeitschrift erschien, ein amerikanischer Zeitungsschreiber von Ruf und geborener Irländer, erhielt darauf ein sehr schmeichelhaftes Glückwunschschreiben von einer hervorragenden englischen Schriftstellerin und erzählte mir gelegentlich die näheren Umstände, unter welchen er die Bekanntschaft dieser Dame, deren wohlbekannter Name mich zwingt, ihn zu verschweigen, in folgender Weise:

Ich war auf schimpfliche Art aus der Schule gejagt. Es ist nicht nöthig, die Einzelheiten meiner Schandthaten zu specificiren, doch kann ich nur sagen, daß ich die etwas harte Strafe mit musterhafter Geduld ertrug. In der That war ich meinem alten Lehrer, Hugh McMonagle, für die verlängerten Ferien aufrichtig dankbar. Selbst daß er mich meiner Mutter als einen ausgemachten Dummkopf hinstellte, vergab ich ihm herzlich.

„Während jeder seiner Mitschüler," sagte er, „schon die Pons asinorum passirt, verehrte Frau, sitzt Ihr Willy doch noch bei dem ersten Lehrsatze des Euclides fest. Er kann wirklich nicht einmal ein gleichseitiges Dreieck auf einer gegebenen geraden Linie darstellen. Es ist kaum zu glauben, verehrte Frau, aber er kann's nicht."

Der über mich gefällte Urtheilsspruch der Verstoßung aus der Schule brachte es dann mit sich, daß jeder meiner Bekannten mich für den ärgsten Bösewicht hielt und mir auswich, selbst das schwarzäugige kleine Mädchen, die mir den ersten Unterricht im Lieben ertheilt hatte, blickte mich eine Zeit lang recht scheel an, wenn ich sie traf.

Aber carpe diem ist, oder sollte doch sein, der Wahlspruch der Jugend und es war der meine ganz gewiß. Fischen in dem träge dahinfließenden Gewässer des „großen Canals" war doch angenehmer, als das mir von der Natur verliehene bischen Gehirn mit Lehrsätzen aus der Geometrie oder den Schwierigkeiten der englischen Grammatik, die für mich immer ein bête noir gewesen, zu martern.

Und ach! welch' glückliche Tage verbrachte ich mit meinem Lieblings-Windhunde auf den trefflichen Jagdgründen der Lord Digby'schen Besitzung, selbst auf die Gefahr hin, ein zeitweiliges Heim in jenem Gefängniß von Tullamore, das jetzt durch Balfour's Einkerkerung zu so trauriger Berühmtheit gekommen, zu finden.

Als ich eines Tages von einem dieser Raubzüge heimkehrte, begegnete mir der Verwalter eines benachbarten Landgutes.

„Ich fürchte, mein Freund Willy," redete er mich an, „Du kommst noch einmal in Ungelegenheiten, wenn der Hund nicht bald erschossen wird. Ich habe für Dich etwas zu thun und suchte Dich vergebens in eurem Hause auf. Hättest Du wohl Lust Gehilfe einer Schriftstellerin zu werden?"

„Gehilfe einer Schriftstellerin?" fragte ich höchst erstaunt.

„Ja, doch sollte ich besser sagen Copist. Du wirst wissen, daß die Dame, in deren Diensten ich stehe, einige Romane geschrieben hat. Augenblicklich hat sie wieder eine größere Erzählung für eine englische Monatsschrift unter der Feder und da sie eine abscheuliche Hand schreibt, soll ich ihr einen Abschreiber besorgen. Wenn Du die Stelle annehmen willst, kannst Du sofort mit mir nach Mount Pleasant fahren!"

Eine Stunde später stieg ich die Freitreppe des alten Herrenhauses auf dem Erbgut „Mount Pleasant" hinauf und folgte dem Verwalter durch den Hausflur bis zu einer Thür, an welcher er anhielt und klopfte. Man öffnete und wir betraten zusammen das Zimmer. Eine Dame saß schreibend an einem einfachen, altmodischen Pulte und die Gegenwart eines Wesens, das Romane schrieb, verursachte mir, der sonst nicht gerade blöde war, denn doch einiges Herzklopfen. Sie war 28 Jahre alt, wie mir schien, groß und wohlgebaut, aber die gröbste Schmeichelei konnte sie nicht als hübsch bezeichnen. Ihre Stirne jedoch, war edel. Der Verwalter stellte mich kurz vor und verließ dann das Zimmer.

„Setzen Sie sich, junger Mann, und schreiben Sie ein paar Sätze aus jenem auf dem Pulte liegenden Buche ab."

Ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, sprach sie zu mir mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme und ich machte mich daran, einige Zeilen aus „Plauderei über Contracte," in sorgfältigster Weise in schöner breiter Schüler-Handschrift zu copiren.

„Wie mag nur ein juristisches Buch auf den Schreibtisch einer Romanschriftstellerin kommen?" fragte ich mich, doch gab ich mich schließlich mit dem Gedanken zufrieden, daß ihr Bruder, der damals sich für das Rechtsfach vorbereitete und jetzt einer der berühmtesten Anwälte der irländischen Gerichte ist, der Besitzer desselben sein könnte. Nachdem ich mein Werk vollendet, trat sie von ihrem Pulte neben meinen Stuhl und sagte, nachdem sie mein Schreiben angesehen: „Der Verwalter hat Ihnen mitgetheilt, was ich für Sie zu thun habe. Nun, hier ist der erste Theil einer Erzählung, welche in der Juli-Nummer des Magazin erscheinen wird, versuchen Sie, ob Sie die erste Seite lesen können." Und damit nahm sie aus dem Schubfach ihres Pultes ein Manuscript, wie ich es schlimmer in meinem ganzen Leben nicht wieder vor Augen gehabt habe.

Nach einigen Schwierigkeiten gelang es mir, die fast unleserlichen Krähenfüße zu entziffern und sie schien mit meinem Versuche zufrieden gestellt zu sein.

„Ich hoffe, Sie werden sich bei Ihrer Arbeit die größte Mühe geben und — doch sagen Sie mir, weßhalb hat man sie eigentlich aus der Schule gejagt?" Ich wurde bis über die Ohren roth und sie fuhr lächelnd fort: „Nun, Sie brauchen es mir ja nicht zu sagen, doch möchte ich es wohl wissen. Haben Sie jemals Romane gelesen?"

„Dickens und Walter Scott's Werke sind mir wohlbekannt," antwortete ich, noch immer unter ihrem lächelnden Blicke erglühend.

„Und welche von den Werken dieser Schriftsteller sind Ihrer Meinung nach die besten?" fragte sie wieder.

„David Copperfield und Guy Mannering," erklärte ich ohne weiteres Besinnen.

„Oh! — Nun, junger Mann, ich habe schon noch weniger intelligente Kritiker kennen gelernt, als Sie!" und damit berührte sie den Knopf der Tischglocke, worauf eine ehrwürdig aussehende ältere Person das Zimmer betrat.

„Griffiths," sagte die Schriftstellerin zu ihr, „dieser junge Herr wird mit uns zu Abend essen."

Ich habe seitdem mit manchem Novellisten und Dichter zu Tische gesessen, doch niemals in so erhobener Gemüthsstimmung als bei diesem Abendessen vor langen, langen Jahren.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Schriftsteller stolzer auf die ersten Kinder seiner Muse sein kann, als ich es auf den bescheidenen Antheil, den ich an Miß M—'s Werken hatte, war. Doppelt stolz sogar, da meine Thätigkeit mich mit dem schwarzäugigen Mägdlein, die nun auch schon lange todt ist, wieder versöhnte. Sie flüsterte mir oft in ihrer mädchenhaften Zauberweise zu: „Ich freue mich so, daß Du jetzt so eifrig zu thun hast, Willy, und, wäre es nicht schön, wenn Du dabei lerntest, selbst einen Roman schreiben zu können."

Armes, süßes Kind, sie war die Heldin meiner ersten Novelle.

Es ist ein psychologisches Räthsel, welches zu erklären ich nicht versuchen will, wie die Sinnestäuschung bei mir so lange zunahm, bis ich wirklich selbst glaubte, der Mitverfasser einer Erzählung, die ich nur zu Gunsten des Schriftsetzers abzuschreiben hatte, zu sein.

Und diese krankhafte Einbildung verführte mich zu einer That, die ich noch bis auf den heutigen Tag tief bereuen muß.

Ich hatte die letzten Abschnitte des Romans mit dem Auftrage erhalten, Tag und Nacht zu arbeiten und dann die fertige Abschrift sofort an den Verleger zu schicken, der mit Schmerzen darauf wartete, da es beinahe schon zu spät für das rechtzeitige Erscheinen der Monatsschrift war. Unseliger Auftrag!

In der Nacht, allein in meinem Zimmer, las ich das Manuskript mit dem kritischen Scharfblick, den ich mir schon angeeignet zu haben glaubte, und, wie auch die Meinung des Verlegers über den Schluß des Romans sein mochte, ich hielt ihn für gänzlich verfehlt.

Die Gelegenheit war da, zu zeigen, was ich konnte und ob ein guter oder böser Engel mir zur Seite stand, war mir einerlei, ich mußte sie wahrnehmen. Wenn Maria Edgeworth, die Freundin Sir Walter Scott's die Gründerin einer Schule für Romanschreiber genannt wird, dann war meine jetzt berühmte Schriftstellerin ihre beste Schülerin. Ihre Schreibart war in besonderer Weise anspruchslos, doch edel und ihre Sätze reihten sich aneinander, wie glänzende Perlen an einer Schnur, was ich noch heute mit Bewunderung an ihr beneide.

Doch was war das alles damals mir! Die Erzählung war ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorgang und Miß M— schloß jedes ihrer Capitel ohne einen wahrhaft packenden, aufregenden Höhepunkt.

Meine Jugend, ich war kaum 16 Jahre alt, muß für die wahnsinnige That, die die Pointe dessen, was ich Ihnen erzähle, bildet, als Entschuldigung dienen.

Ich opferte das Manuscript meiner gütigen Freundin dem Flammentode und beobachtete mit einem Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, wie die enggeschriebenen Blätter hell auflohten und zu Asche wurden. Und die einmal begangene Schandthat führte mich dazu, dieselbe mit noch unverzeihlicherer Thorheit zu krönen. Mit eben so leichtem Herzen, wie die Franzosen einst ihr "À Berlin" schrien, ohne es jemals zu erreichen, setzte ich mich hin, um den Schluß zu Miß M—'s Roman nach meinen eigenen Ideen zu gestalten. Mit fieberndem Hirn und schlagenden Pulsen arbeitete ich durch die einsamen Nachtstunden, ängstlich die Schläge der nahen Thurmuhr, die die schnell fliehenden Stunden kündeten, zählend.

Und wie schnell flohen sie mir!

Denn kämpfte ich nicht in jener Nacht für den Ruhm des Schriftstellers und was mir noch unendlich mehr galt, für den Reichthum, der mich in den Stand setzen sollte, meinen 15-jährigen schwarzäugigen Liebling gegen den Willen ihres starrköpfigen Onkels zu heirathen?

Wie mein Werk gelang?

Nun, ich brachte es zu Stande, in das letzte Capitel eines Romans, der gesellschaftliche Zustände in Ungarn behandelte, einen Selbstmord, eine Entführung, einen irländischen Bauern-Aufstand und ein paar gewöhnliche Morde zu meiner großen Genugthuung einzuflechten.

Und wie es aufgenommen wurde?

Mein guter Freund, in der Regel zeigen die Verleger wenig Sympathie für aufsprossende Talente.

Der Verleger des „— Magazin" schrieb in Eile an die Schriftstellerin mit dem freundlichen Ersuchen, ihm umgehend mitzutheilen, was sie denn mit solch' grenzenlosem Blödsinn eigentlich meine.

Blödsinn, ja das war es, wofür er mein kühnes Werk hielt! —

Doch habe ich ihm längst vergeben, daß er nicht umhin konnte, den Unterschied zwischen meinen holperigen Sätzen und abscheulichen Englisch und der vollkommenen Schreibweise einer ausgezeichneten Schriftstellerin auf den ersten Blick zu erkennen.

Da ich nicht den Muth hatte, mich vor Miß M— wieder blicken zu lassen, floh ich in die Hauptstadt meines Heimathlandes und kam von dort nach Amerika; doch versichert mich dieser Brief, daß, wenn sie auch den Versuch eines thörichten Knaben, ein Schriftsteller zu werden, nicht vergessen, so doch großmüthig verziehen hat.

Liebe.

Ein eitler Wahn ist's, was die Dichter singen,
Verzweiflungsvolles, hohles Selbstbetrügen;
Ein reich Gewebe farbenprächt'ger Lügen,
Das um der Wahrheit rauhen Stamm sie schlingen.

Doch die Natur vermag kein Mensch zu zwingen
Als Sklavin seinen Wünschen sich zu fügen,
Sie schreitet fort auf ihren Siegeszügen
Verspottend unser stets vergeblich Ringen.

Nicht Scherz und Lust, kein wonnevoll Vereinen
Der Seelen, wo kein Zweifel übrig bliebe,
Kein Körnchen Erdenstaubes, des gemeinen.

Nein, wildes Wecken der geheimsten Triebe,
Des tief Verborg'nen plötzliches Erscheinen,
Der härt'ste Kampf um's Dasein, das heißt: Liebe.

Brooklyn, N. Y. **F. Edgar.**

Der Posten am Walde.

Wenn Abend's die Gattin bei Lampenschein,
Am trauten Herde, — verlassen, — allein, —
Dann zieh'n die Gedanken durch Nacht und Graus,
Zum stillen Posten am Walde hinaus.

Wenn über die Eb'ne der Sturmwind jagt,
Und hohl in den Wipfeln der Bäume klagt, —
Dann schreckt sie empor aus freundlichem Traum,
Und denket des Postens am Waldes-Saum.

Gar muthig wacht er im nächtlichen Schein,
In Sturm und Regen, der Theure — allein —
Und hält seine Büchse bereit zum Schuß,
Bereit zum Alarm und tödlichem Gruß.

Wenn Feinde auch lauern in Schlachtordnung
Zu fassen die Beute im kühnen Sprung:
Schlaft ruhig Kam'raden, in dunkler Nacht
Getreu der Posten am Walde hält Wacht! —

Sie aber betet: „O du, der gebeut,
„Zerstreue die Wolken, wenn Wetter dräut,
„Damit auch in seine einsame Welt
„Des Mondes Lächeln und Sternenlicht fällt.

„Und füll' ihm die muthige Mannesbrust
„Mit Bildern der Heimath und Heimathlust,
„Und mal' ihm die Zukunft in Farbenpracht:
„Dem einsamen Posten auf stiller Wacht!"

Idlewild, Va. **Hermann Schuricht.**

Kampf.

Was hämmerst so unbändig du —
Herz, deine Gluthen zähme! —
Du wildes Herz, gieb dich zur Ruh,
Laß schlafen deine Träume.

Weck' nicht die alten Wünsche mehr,
Die nieder du gezwungen;
Die Sehnsucht weck nicht, die so schwer
In Schlummer du gesungen!

Der Andern Weg führt höhenwärts,
Wo Licht und Rosen gluten;
Du aber mußt, du wildes Herz,
Am Dorn im Thal verbluten.

Die Schwingen, die ein Gott dir gab,
Hat dir ein Gott zerschlagen —
Laß ab von deinem Flug, laß ab,
Entsagen lern', entsagen!

Schlepp' weiter dich durch Dorn und Duft
Und brich nicht feig zusammen —
Du wildes Herz — du mußt, du mußt!
Lösch' aus, lösch' aus die Flammen!

Newark, O. **Konrad Nies.**

Der Esel und die Nachtigall.

(Alte Fabel in neuem Gewande.)

Der Esel sprach zur Nachtigall:
„Schon lange hör' ich überall
Von Deiner Kunst die rühmlichsten Geschichten!
Doch trau' ich nicht den täglichen Berichten. —
Laß' hören deiner Stimme Klang
Und deinen wunderlichen Sang,
Dann will ich selber richten! —"
Die Nachtigall begann alsbald
Ihr Lied aus banger Seele.
Es drang aus voller Kehle
In tausend Trillern durch den Wald.
Die Vöglein in den Zweigen
Verharrten in tiefem Schweigen;
Der Schäfer am Waldessaume
Stand lange wie im Traume. —
Und als der Sang zu Ende war,
Der Esel sprach: „I–a, das ist klar,
Daß dir's nicht mangelt an Talent,
Daß man mit Recht Dich Säng'rin nennt
Und daß du in der Form gewandt bist.
Doch thut mir's leid,
Daß du mit unsrem Hahne nicht bekannt bist! —
Du könntest's mit der Zeit,
Hört'st öfter du den Meister singen,
Zur Sängerin des Hofes bringen. —"

New York. **Hermann Rosenthal.**

Die Poesie der Gegenwart.

Von **F. Edgar.**

Unter allen Vorwürfen, die dem nachgerade bedenklich altersschwach werdenden neunzehnten Jahrhundert gemacht werden, erscheint mir keiner so sonderbar und verwunderlich, als der der Poesielosigkeit. Hat es wohl jemals eine Zeit, ja, ein einzelnes Menschenleben gegeben, das ohne Poesie gewesen wäre? Ist ein solches überhaupt möglich? Wohl schwerlich! Hat nicht Jeder einmal geliebt, gehofft, geträumt? Wo wäre die Menschenseele, in die niemals ein wenn auch noch so schwacher Strahl der Sehnsucht nach etwas Höherem als es das Alltagsleben zu bieten vermag, gefallen ist. Man braucht wahrlich kein blinder, in eitler Selbstzufriedenheit befangener Optimist zu sein, um zu sehen, daß in dieser, unserer hart geschmähten Welt, die Liebe und Begeisterung für alles Schöne, Gute und Große trotz aller Gemeinheit und Niedrigkeit des weitaus größten Theils der Menschen, dennoch eine Stätte hat und sich zu bewahren weiß, und oft gerade dort, wo man sie am wenigsten suchen würde. Wozu also die nutzlosen Klagen über den Mangel an Poesie, die Einem heutzutage auf Schritt und Tritt entgegen tönen! — Ich kann mich eines gewissen Mitleidens nicht erwehren, mit Jenen, deren Mund überströmt von solch' windigem Gejammer, und die dabei ihr Gesicht in so grundernste, tiefbetrübte Falten legen, daß man meinen könnte, sie hielten das Ende der Welt für nunmehr nahe bevorstehend, und zerrisse Jammer und Leid über solche Verderbtheit ihrer Mitmenschen ihr Herz. Fort mit diesem Gewäsch! Thut doch die Augen auf und braucht sie zum Sehen, nicht zum Weinen. Wenn euch wirklich etwas daran gelegen ist die Poesie im Leben zu finden, so bemüht euch, sie zu suchen, ihr braucht wahrlich nicht weit zu gehen. Findet ihr sie nicht in eurem eigenen Innern, so geht zu euren Kindern oder auch nur zu dem einfachsten Menschenkinde. Da trefft ihr sie sicher, wenn auch vielleicht etwas urwüchsig und roh, im Kleide der Natur. Aber von der Poesie ist ja gar nicht die Rede, wird man sagen. Was du da vorbringst sind abgestandene Phrasen mit denen du uns kein „X" für ein „U" vormachen kannst. Wir reden nicht von jener unbewußten, nur gefühlten Poesie, sondern von der bewußten, in Worten ausgesprochenen, kurz von poetischen Werken, die, wie du doch wohl zugeben wirst, in der Gegenwart nirgends anzutreffen sind, mag auch jene andere Poesie noch so üppig blühen und gedeihen. Wer kümmert sich wohl um Feldblumen, solch' Unkraut hat höchstens für den Botaniker Bedeutung. — Vollkommen einverstanden; lassen wir besagtes Unkraut und erkundigen wir uns nach der Ursache des wirklich fühlbaren Mangels an hervorragenden dichterischen Erzeugnissen; denn gedichtet wird ja leider Gottes genug in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, dafür sind die tausend und abertausend Bände lyrischer, epischer, dramatischer und der Himmel weiß was sonst noch alles für Gedichte, die jährlich erscheinen, ein beredter Beweis. Warum also, das ist die Frage, hat die Gegenwart kein großes, Zeit überdauerndes Dichterwerk gezeitigt? Ist sie doch sonst reicher als irgend eine andere an wahrhaft großen, unsterblichen Werken der Wissenschaft und Industrie, so daß man ihr in dieser Hinsicht den Namen der „Großen" nicht wird versagen können.

Bei etwas eingehenderer Betrachtung dieser werkwürdigen Thatsache gelangt man unschwer zu der Einsicht, daß der Grund hiervon, abgesehen von der mangelhaften Begabung in der falschen Auffassung, die die Dichter der Gegenwart von ihrem Berufe haben, zu suchen sei. Mit einem Wort, die Dichtung muß dieselbe Umwälzung erfahren, die sich auf allen anderen Gebieten menschlichen Schaffens in so ausgedehntem Maße fühlbar gemacht hat. Sie muß in neue Bahnen einlenken, jeder Versuch im alten Geleise weiter zu wandeln, ist von vornherein als verfehlt zu betrachten. Die Poesie der Gegenwart muß Gedankenpoesie werden im Gegensatz zu der Gefühlspoesie früherer Jahrhunderte. (Durch Gefühle sich begeistern lassen war das Vorrecht der Vergangenheit, die Begeisterung der Zukunft kann nur ein Begeistern für Gedanken sein.) Sie muß die tausendfachen Errungenschaften der Neuzeit dichterisch verwerthen und verarbeiten, soll sie ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit und des Lebens derselben sein. —

Ist es doch hauptsächlich dieses Erfassen und zum lebendigen Ausdruck Bringen der eine Zeit bewegenden Gedanken und Bestrebungen, was den Werken aller großen und vieler sonst wenig bemerkenswerther Dichter (Shakespeare allein ist vielleicht eine bedingte Ausnahme) ihren bleibenden Werth verleiht. Daß in solchen Werken neben den rein zeit-

lichen, auch allgemein gültige, für alle Völker und Zeiten gleich maßgebende Gedanken zum Ausdruck gelangen, ist so zu sagen eine Naturnothwendigkeit, und thut der Thatsache, daß der Dichter nur im tiefen Boden seiner Zeit wurzelnd zu einem, goldene Früchte tragenden Baume sich entwickeln kann, nicht den mindesten Abbruch. Im verwirrenden Vielerlei seiner Zeit das Ewige zu finden und allen Mitlebenden vor Augen zu stellen zur Tröstung und Labung, das ist ja eben der schöne, beneidenswerthe Lauf des wahren Dichters.

Wie weit entfernt davon ist Alles, was sich in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als Dichterwerk breit gemacht hat. Grobe Realistik und Weltschmerz, du selige Sentimentalität, neben hundertfacher Wiederkäuung des tausendfach Wiederholten, ja, das verstehen wir meisterlich, aber neues, wirklich lebendiges Leben zu schaffen, dazu sind wir nicht im Stande; und erscheint auch hier und da einmal Einer, der es vielleicht vermöchte, so bringt ihn die Mühe und Beschwerlichkeit des eingeschlagenen Pfades doch bald genug auf die breite, bequeme Heerstraße oder in das noch bequemere Eisenbahnkoupee zurück. Wir sind zu anspruchsvoll geworden. In einer Zeit, wo Alles mit Dampf zum Ziele jagt, ist es schwer für den Einzelnen langsam, Schritt für Schritt mühselig wandernd, dahin zu gelangen. Was Wunder, wenn er an der nächsten Station ebenfalls einsteigt und nun lustig dahinfliegt unter dem Jubel der Zeitgenossen.

Aber laßt uns darum nicht verzweifeln. Ein wirklich großer Dichter wird höchstens alle hundert Jahr einmal geboren, auch ist unsere Zeit eine Periode des Ueberganges, das aufstrebende Neue hat das Alte, morsch gewordene noch keineswegs völlig verdrängt. Mit unendlicher Mühe ist erst der Boden geklärt, das Fundament gelegt, sind die Grundmauern aufgeführt worden zum großen Gebäude der Zukunft. Rastloser Eifer ist noch erforderlich, ehe es vollendet dastehen kann, ein gewaltiger Bau, zum Staunen der Nachwelt.

Hoffen wir, daß bis zum Tage der Vollendung sich auch der Mann finde, der es kröne mit dem Werk seines Genius, mit einer erhabenen Dichtung, die Zeugniß gebe vom vollbrachten Werk, wenn jenes selbst längst wieder zu Staub zerfallen, gleich jenen Schöpfungen der Vorzeit, deren Ruinen der Wanderer antrifft, begraben im Sande oder überwuchert von der üppigen Vegetation eines neuen Lebens. Wir aber wollen aufhören, die Epigonen einer mächtigen Vergangenheit zu sein; wir wollen versuchen, den Weg zu bahnen für den dichterischen Messias einer mächtigeren Zukunft, ist unsere Kraft auch nur gering, wir müssen sie ganz und voll einsetzen im vereinten Streben, um die idealen Güter der Menschheit nicht untergehen zu lassen im Sumpfe des Materialismus und Atheismus. Die alten Götter sind gestürzt, der neue noch nicht erschienen, aber er wird kommen, und vor seiner Herrlichkeit wird erbleichen aller Glanz des früher Gewesenen. Wir aber wollen seine Propheten sein und die Welt auf ihn vorbereiten, das sei unsere Aufgabe, gering zwar, aber nicht unwürdig, denn nur aus dem Kleinen entkeimt das Große. Dieses Ziel verfolgend kann allein die Dichtung der Gegenwart sich eine Berechtigung erwerben, ihren Gegnern kühn die Stirne bieten, den Vorwürfen ihrer Freunde die Spitze abbrechen und Allen, die sich in ihren Dienst gestellt haben, den erforderlichen Muth verleihen, der zugeschworenen Fahne treu zu bleiben bis zum Ende.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit grimmigen Geberden,
Und streut er Schnee und Eis umher,
Es muß doch Frühling werden.

Mein Glaube.

Von **James B. Wiggin.**

(Aus dem Englischen von Georg Juraschek.)

Ich glaub' an die Erde — die Gottes Geist
Am schönsten uns bekundet;
Ich glaub' an's Fegefeuer — das heißt
Gemeinheit die verwundet;
Ich glaub' an die Hölle — sicherlich
Sind alle Bösen drinnen;
Ich glaub' an den Himmel — für mich und dich
Wird Liebe ihn gewinnen!

Erinnerungen an den Alten vom Berge.

Louis A. Wollenweber, der „Alte vom Berge," wurde 1807 zu Ixheim in Baiern geboren und erlernte, nachdem er die dortigen Schulen besucht, das Buchdruckergeschäft. Im Jahre 1832 kam er als Drucker an die von dem Volksmann Wirth zu Homburg in Rhein-Baiern herausgegebene „Deutsche Tribüne," welche jedoch bald nachher wegen ihrer republikanischen Tendenz vom deutschen Bundestage verboten wurde. Seine Betheilung an dem kurz darauf von Wirth und Siebenpfeiffer veranstalteten Hambacher Volksfeste zwang dann Wollenweber zur Flucht aus der Heimath. Er entfloh nach Frankreich und von dort nach den Niederlanden und schiffte sich in Rotterdam nach Philadelphia ein.

L. A. Wollenweber (Alter vom Berge)

In Philadelphia fand Wollenweber keine Beschäftigung. Er begab sich deßhalb zu Fuß auf die Wanderschaft durch Pennsylvanien, wo er bald da, bald dort kurze Zeit verweilte. Damals ward der Schuylkill Kanalbau in Angriff genommen und an demselben arbeiteten eine ganze Anzahl Deutsche, welche im alten Vaterlande Gelehrte und Studenten gewesen waren. Wollenweber hat die Zeit, in welcher er ebenfalls zu diesen studirten Erdarbeitern gehörte, in dem Singspiele „Die Lateiner am Schuylkill" verewigt.

Nach verschiedenen weiteren Abenteuern kam Wollenweber dann wieder nach Philadelphia und erhielt dort Arbeit an dem von Wesselhöft publicirten Wochenblatte „Die Schnellpost". Er gab jedoch bald darauf selbst eine Zeitung — „Der Freimüthige" — heraus und übernahm schließlich den 1838 gegründeten „Demokrat". Fast gleichzeitig erlangte er auch den einträglichen Verlag eines neuen lutherischen Gesangbuches. Den „Demokrat" verkaufte er 1853 wieder.

Nachdem Wollenweber sich dann von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen und wieder geheirathet hatte, reiste er nach Deutschland und verlebte vier Jahre in Heßbach bei Stuttgart, worauf er nach Philadelphia zurückkehrte. Hier etablirte er ein Dampfer-Passagiergeschäft, welches er indeß 1870 wieder verkaufte. Um diese Zeit siedelte er sodann nach Womelsdorf über, weil er das Landleben und das Umherwandern in der freien Natur seines geliebten Pennsylvanien über Alles liebte, dessen Wälder und gesegnete Fluren, dessen Quellen und Ströme und dessen treuherziges, biederes deutsch-pennsylvanisches Volk das stete Thema seiner Lobpreisungen in Schrift und Wort bildeten. 1876 ließ sich Wollenweber dauernd in Reading nieder, ohne in seiner Zurückgezogenheit die Fühlung mit dem socialen und politischen Leben zu verlieren. Von hier aus schrieb er regelmäßige Korrespondenzen für diverse in- und ausländische Blätter, so für den „Schwäbischen Merkur," und war bei allen wichtigen Vorgängen, namentlich denjenigen, welche das Deutschthum betrafen, mit Rath und That bei der Hand.

Auf großen Volksfesten und bei deutschen Konventionen fehlte der wackere alte Kämpe nie. Auf dem letzten Journalistentage in Philadelphia nahm er nicht nur an den ernsten Berathungen, sondern auch an der allgemeinen Heiterkeit den lebhaftesten Antheil. Am 23. Juli letzten Jahres, zwei Tage vor seinem Ableben, wohnte er noch dem Schweizer-Feste in Reading bei und beschrieb dasselbe in einer längeren Korrespondenz an den Philadephiaer „Demokrat," welche er im Laufe des Nachmittags zur Post tragen wollte. Unterwegs erkrankte er jedoch schwer und starb am Abende des nämlichen Tages im hohen Alter von 80 Jahren und sieben Monaten. Bezeichnend waren seine letzten Worte: „Bringt dieses in den Briefkasten, sie müssen es haben." Er meinte damit erwähnte Korrespondenz.

Was die schriftstellerische Thätigkeit

Wollenwebers anbelangt, so war dieselbe keineswegs gering. Er schrieb Gedichte und Erzählungen unter dem Pseudonym „Der Alte vom Berge". Ferner veröffentlichte er „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben" (1869), worin er eigene und fremde Gedichte und Prosaaufsätze in der deutsch-pennsylvanischen Mundart zusammenstellt. Sodann gab er eine Sammlung von Volkserzählungen aus der deutsch-pennsylvanischen Vorzeit heraus (die beiden ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien, Berg Maria u. s. w.), in denen Geschichte und Dichtung in ein populäres Gewand gekleidet sind. Er beabsichtigte damit nicht, Geschichte zu lehren, sondern dem Volke Beispiele echt deutschen Gemüthslebens und echt deutscher Gesittung in Amerika — zur Nacheiferung vorzuführen. Seine Gedichte und Prosaarbeiten in deutsch-pennsylvanischem Dialekte sind auch sprachhistorisch werthvoll. Endlich ist noch hervorzuheben, daß Wollenweber als Pionier der deutsch-amerikanischen Presse sich ein eminentes Verdienst erworben hat.

Ein Philosoph, zwar nicht der Schule, doch des Lebens, hat Wollenweber während seiner langen Laufbahn seine ganze rastlose geistige Thätigkeit dafür eingesetzt, im Volke den Sinn für alles Gute und Schöne, für welches er selbst bis in's höchste Greisenalter den Enthusiasmus der Jugend sich bewahrte, anzuregen und wach zu halten. Fast seine sämmtlichen schriftstellerischen Arbeiten lassen diese Tendenz durchblicken und in diesem seinem humanisirenden Einflusse haben wir auch das Hauptverdienst des ausgezeichneten Mannes zu suchen.

Wollenweber war aber auch ein Mann von unwandelbarer germanischer Art — ein Deutscher jeder Zoll. Wo es der Ehre und dem Ruhm seiner lieben deutschen Landsleute galt, war er mit Herz und Hirn dabei und wenn es sich darum handelte, die Rechte derselben gegen die Uebergriffe eines borniirten Nativismus zu vertheidigen, war er der Erste auf dem Kampfplatze. Dabei war er aber zugleich mit wahrer Begeisterung ein Bürger der Republik, welcher er länger als ein halbes Jahrhundert angehörte. Ein schöner Beweis seiner Liebe zum Adoptivvaterlande sind die Worte, welche er wenige Wochen vor seinem Hinscheiden bei einem deutschen Volksfeste gesprochen: „Mein einziger Sohn ist im Rebellionskriege gefallen, aber ich habe aus Liebe zu meinem Adoptivvaterlande dieses Opfer gerne gegeben."

Und wie als Bürger, so steht Wollenweber auch als Mensch groß da. Sein selbstloses, nur auf das allgemeine Wohl gerichtete Streben, sein treuherziges, schlichtes Wesen und sein froher, heiterer Sinn, das ihn jede Sache stets von der besten Seite nehmen, haben dem wackeren Volksmanne in den Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten, ein Andenken gesichert — aere perennius.

E. A. Haefelin.

Gedanken.

Göthe mußte sich noch einen Erdgeist konstruiren, um ihn sagen zu lassen, er schaffe am sausenden Webstuhl der Zeit. Da sind wir weiter. Bei uns kann sich jeder Maschinenmeister in einer großen Zeitungsdruckerei der gleichen Thätigkeit rühmen.

* * *

Während der Centennialfeier haben uns fünfzehn hervorragende Amerikaner in fünfzehn großen Reden mit sehr verschiedenen Worten fünfzehnmal den alten Glaubenssatz bestätigt: „Wir sind das auserwählte Volk und jedem anderen weit voran." Glücklich sind wir gewiß. Man bedenke nur: Eine Mandel Reden und keine bittere!

* * *

Die Presse mag dem Buchdruck ihr Entstehen zum Theil verdanken, aber es hat noch manches anderen Druckes bedurft, um sie so zu gestalten, wie wir sie jetzt kennen. Der gute Ausdruck spielt eine Rolle, der Nachdruck oft eine noch wichtigere und selbst der Händedruck soll sie zuweilen beeinflussen. Mehr Druck als nöthig also auch hier, wo wir sie ganz frei wähnen. G. J.

Literarische Notizen.

"For Mayor Godfrey Buehler," Deutsch-amerikanisches Charakterbild von Julius Gugler, ist bei seiner Aufführung am Stadttheater in Milwaukee einer warmen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Kritik begegnet.

In Gera ist der Schriftsteller Karl Friedrich Anton Wartenburg gestorben. Derselbe war am 13. November 1826 in Leipzig geboren und hatte sich als Verfasser von größeren Tendenz-Romanen und Dramen einen Namen gemacht. Von seinen Dramen dürfte wohl „Die Schauspieler des Kaisers," ein sehr häufig aufgeführtes Stück, das bekannteste sein. Von seinen Romanen verdienen namentlich „Neue Propheten," „Eine Verlorene," „Gerichtet und gerettet" und Robespierre" genannt zu werden.

Adolf Neuendorff und unser Mitarbeiter Heinrich Urban arbeiten zusammen an einer Operette, welche sich: „Der Schalk von Jönköping" betiteln soll und für Berlin bestimmt ist, wo der Vater des Librettisten als Professor der Musik und Kritiker an der „Vossischen Zeitung" lebt. Die erste Aufführung der Operette soll, wenn möglich, in New York stattfinden.

Einst auch du!

Als ich noch im Knabenalter stand,
Wünscht' ich oft des Mannes Recht und Würde,
Träumend flog mein Geist durch's weite Land,
Ach, ich ahnte nicht des Lebens Bürde!
Und die Mutter lächelte dazu:
Einst auch du, einst auch du.

Träumend saß ich an dem Wiesenbach,
Sah die Wellen meinem Blick entschwinden,
Und ich rief den flücht'gen Wogen nach:
Könnt ihr Armen nimmer Ruhe finden?
Und die Wellen murmelten mir zu:
Einst auch du, einst auch du.

Als die Schwalben zogen über's Meer,
Fragt' ich trüb': Warum müßt ihr denn ziehen?
Und die welken Blumen um mich her
Fragt' ich: Warum mußtet ihr verblühen?
Und sie alle flüsterten mir zu:
Einst auch du, einst auch du.

Und der Mutter letztes Stündlein schlug;
Als ich dann vernahm die Schreckenskunde,
War's mein Herz, das mich so schmerzlich frug:
Warum naht denn mir nicht meine Stunde?
Und die Glocken summten ernst dazu:
Einst auch du, einst auch du.

New York.

Adolf v. d. Stepnitz.

Besprechungen.

Germania—A Fortnightly Journal for the Study of the German Language and Literature. A. W. Spanhoofd, Editor and Publisher. Manchester, N. H.

Ein nützliches und interessantes Blatt, welches von dem Herausgeber in fachmännischer Weise und mit liebevoller Hingabe geleitet wird und einen mit Sorgfalt und Geschmack zusammengestellten Inhalt aufweist. Jedem Deutschlernenden kann dieses zweckdienliche Unternehmen aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Hausbuch—Eine Halbmonatsschrift für deutsche Dichtung. Herausgeber Hermann Kiehne.

Von dieser schon früher von uns empfohlenen Zeitschrift ist uns No. 1 des 6. Semesters zugegangen. Dieselbe bringt ein gut ausgeführtes Bild von Felix Dahn, sowie poetische Beiträge von Dahn, J. Schumann, Hermann Lingg, K. Nies, eine Novellette aus dem Italienischen des Carlo Dossi von Helene von Götzendorff-Grebowski und „Literaturzeitung" (biographische Skizzen und Besprechungen).

Die originelle Miniaturzeitschrift sei hier nochmals warm empfohlen!

Monatsblätter — Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule". Als Original-Manuscript gedruckt. Preis für das Halbjahr 1 Mark 20 Pfennige. Herausgeber und Redakteur Paul Barsch. Verlag von Maximilian Schlesinger, Breslau, Ring 47.

Nachdem diese Monatsschrift 14 Jahre lang von dem Vereine „Breslauer Dichterschule" selbst herausgegeben worden, ist sie nun mit der uns vorliegenden No. 1 des 15. Jahrganges in den Verlag von Maximilian Schlesinger übergegangen und präsentirt sich in erweitertem und vornehmem Gewande. Da die Beiträge, welche die „Monatsblätter" enthalten, von einem aus tüchtigen Literaten bestehenden Committee geprüft und ausgewählt werden, darf man immer ziemlich sicher sein, daß dieselben höchst Gediegenes bieten. So hat denn auch diese Nummer nichts aufzuweisen, das nicht unser Interesse gefangen nehme, wenngleich die Poesien auch von verschiedenem Werthe sind. Der erste Platz unter den Gedichten gebührt jedenfalls dem Monodram: „Im Prater" von Carl Biberfeld. Das ist eine Dichtung aus dem vollsten Leben, von eigenartigem Gepräge; voll packender Kraft und Leidenschaft; hoch realistisch und doch hoch poetisch; — eine Dichtung, wie sie

just sein soll, um den Anforderungen berechtigter realistischer Bestrebungen der Neuzeit voll Genüge zu thun, ohne dabei die Poesie zu einer zu sinnloser Eroberungsbrunst über alle Kunst- und Schönheits-Gesetze hinweg hopsende Cancantänzerin zu machen. An Biberfeld schließt sich in würdiger Weise Julius Gesellhofer mit seinem „Der Berggeist" an, wenngleich diesem Gedicht auch das psychologische Moment fehlt, das uns in dem Biberfeld'chen um so trefflicher zu greifen weiß. Den beiden Genannten stellt sich Detlev Freiherr von Liliencron, der flotte Jüngstdeutsche, mit einem Gedicht „Dichterzunft" zur Seite, in dem in hochmoderner literaturrevolutionärer Weise eine wildaufwetternde Kriegserklärung gegen die „Tuterei und Thnerei" der „Sinnen- und Minnenpoeten" geschlendert wird. Das feurige Gedicht schließt mit der mehr als nur etwas schief gerathenen Strophe:

„Die Welt ist keine Nachtviole,
Sie hockt nicht auf der Ofenbank,
Fort mit der Limonadenbowle,
Er macht uns krank, der süße Trank.
Deutschland verlangt in uns'ren Tagen
Der Poesie auch frischen Stern;
Der alte Rock ist abgetragen,
Der neue sitzt uns hochmodern."

So groß und aufrichtig auch unsere Sympathie für den genialen Verfasser der „Adjutantenritte," den immer frischen, kecken, schneidigen, streitlustigen und dabei doch warmherzigen, rechtdurchdrungenen und tiefempfindenden Sänger ist, so fordert uns diese Strophe doch zur Parodie heraus:

„Die Welt, sie ist kein Düngerhaufen,
Sie liegt nicht hinterm Pferdestall.
O, laßt das stallknechtsmäß'ge Raufen,
Er macht uns krank, der Peitschenknall.
Die Welt verlangt in allen Tagen
Vom Dichter, daß er sauber ist —
Der alte Rock ist abgetragen,
Der hochmoderne riecht nach — Mist."

Die alte, erprobte idealistische Schule ist durch einen Beitrag: „Schwalbenflug" von Hermann Lingg vertreten. Neben Hamerling dürfte Lingg unter den Lyrikern Deutschlands wohl die erste Stelle einnehmen. Felix Dahn hat nur einen kurzen Neujahrsgruß gespendet. Karl Gerok, der fromme Dichter der „Palmblätter," dessen Gedicht den Ehrenplatz in dem Blatte erhielt, nimmt sich etwas seltsam in der bunten Gesellschaft aus. Von den übrigen Poesien haben uns noch besonders die von A. Stanislas, Th. Nöthig und Paul Barsch angesprochen. Die beiden Aufsätze: „Einiges über den Realismus" von Georg Reben und „Des Dichters Schaffen" von F. G. Adolf Weiß, enthalten viel Lehrreiches und Interessantes, und die Besprechung der „Dichtungen von Hermann Friedrich" von Bertha von Sutter zeigt, daß die geistreiche, kühne und streitbare Verfechterin der neuen Weltanschauung, trotz ihres manchmal allzustürmischen Loseifernes gegen alles „Tiefinnerliche" (sieh „Amerikanische Turnzeitung" vom 1. Juli 1888) — und etwas „Aeußerliches" ist doch nun einmal die Poesie absolut nicht — sich noch Urtheil und Verständniß für die Dichtkunst gewahrt hat.

Wir hoffen und wünschen von Herzen, daß den „Monatsblättern" allerseits warmes Interesse entgegengebracht werde und daß sie auch diesseits des Oceans Abonnenten finden möchten, damit die Stimmen des zielbewußten und sangesfrohen „Schlesier Völklein" recht weit in der Welt gehört werden. Sie können nur Gutes wirken.

K. N.

Life of Friedrich Schiller, by Henry W. Nevinson. New York, Thomas Whittaker.

Der neueste Band der unter dem Collectivtitel „Die großen Schriftsteller des Jahrhunderts" im obigen Verlage erscheinenden kritischen Biographieen, enthält die obengenannte Lebensbeschreibung und eingehende kritische Würdigung Friedrich Schiller's. Es bietet stets einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, in welcher Beleuchtung die ausländische Kritik, wenigstens diejenige, bei welcher ein Verständniß für die nicht an der Oberfläche liegenden Unterströmungen des deutschen Wesens vorausgesetzt werden kann, die großen deutschen Literaturerscheinungen sieht. Dem englischen Publikum ist die Bekanntschaft mit dem großen nationalen Dramatiker durch mehrfache Uebersetzungen seiner Hauptwerke, unter welchen die Coleridge'schen unstreitig den vornehmsten Rang beanspruchen dürfen, in erster Linie aber durch die trefflichen Biographieen aus der Feder Bulwer's und Thomas Carlyle's vermittelt worden. Namentlich die letztere ist zu einem "standard work" geworden, welches kaum in dem Bücherschreine eines englischen Literaturfreundes fehlen dürfte. Das vorliegende kritisch-biographische Essay über Schiller bewegt sich in denselben Geleisen, er vermehrte die englische Schiller-Literatur um ein mit großem Fleiß zusammengetragenes, aber den gewählten Gegenstand doch in keinen neuen Gesichtspunkt rückendes Werk. Dem Autor ist es nur in vereinzelten Passagen gelungen, den deutschen Dichter mit dem klaren Auge des auf einer kosmopolitischen Warte stehenden Literarhistorikers zu betrachten und auf die spezifisch englische Brille zu verzichten. Wenn er in seiner kritischen Abhandlung über Schiller's Erstlingswerk „Die Räuber" die Behauptung aufstellt, es sei für einen modernen Engländer schwierig "the bare plot of a schoolboy production without a sense of burlesque" zu betrachten, wenn er „Maria Stuart" weit höher stellt, als es die meisten deutschen Kritiker thun und die geschichtliche Wahrheit der Charaktere dieses Drama's rühmt und wenn er im Schlußkapitel Parallelen zwischen Schiller und Lord Byron zieht, welche nicht ganz zu Gunsten des deutschen Dichters ausfallen, so beweist dies Alles nur, daß ein Ausländer die vornehme Objektivität, das ruhige, sachliche Urtheil Carlyle's besitzen muß, um der durch und durch deutschen Persönlichkeit Schiller's gerecht werden zu können. Diesen Mängeln des Buches stehen einige glänzende Vorzüge gegenüber, welche das Werk immerhin als einen durchaus schätzenswerthen Beitrag zur englischen Schillerforschung erscheinen lassen. Das biographische Material ist mit liebevoller Genauigkeit zusammengetragen und gesichtet worden. Zu den besten Kapiteln gehört die Charakteristik der Wolzogen'schen und Lengefeld'schen Familien. Die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" sei des Tacitus würdig, „Wallenstein" rühmt Nevinson als eine der wenigen großen Tragödien der modernen Zeiten, in welcher die Gestalten des Liebespaares Thekla und Max Piccolomini „den Protest des Idealisten gegen den in diesem Drama herrschenden Geist der Intrigue und des Ehrgeizes" bilden. Im Ganzen und Großen ein Buch, welches dem gebildeten Engländer und Amerikaner Nichts sagte, was er nicht schon wüßte, aber doch Manchen anleiten wird, dem Genius Schiller's näher als bisher zu treten.

* * *

Humoristische Gedichte von Karl Knortz. Zweite, verbesserte Auflage. Glarus, J. Vogel 1889.

Karl Knortz gehört zu jenen wenigen deutsch-amerikanischen Schriftstellern, die als „Vielschreiber" bekannt sind, dabei aber doch den gewiß schmeichelhaften Ruf genießen, auch „Gutschreiber" zu sein. Von den dreißig oder mehr Bändchen, welche Knortz bisher im Buchhandel erscheinen ließ, haben die meisten eine günstige Aufnahme beim Publikum gefunden, und mit Recht, denn sie zeichnen sich vor den Publikationen vieler hiesiger Autoren durch Gediegenheit des Inhalts aus, weshalb sie dies- wie jenseits des Oceans berechtigtem Interesse begegneten. Ganz besonders waren es die Prosaarbeiten des Herrn Knortz, die seinen guten Ruf befestigten, während seine Leistungen auf dem Gebiete der Reimschmiederei sich mehr durch ihren Inhalt, als durch ihre Formvollendung hervorthun. Auch in der vorliegenden Sammlung sind die Gedichte inhaltlich recht ansprechend, während die Form Manches zu wünschen übrig läßt und wir theilen vollkommen die Ansicht des Herrn Knortz, der in seiner „Anleitung zum Küssen" treffend bemerkt:

„Jedes Ding, es will gelernt sein, sei es singen, lieben, trinken,
Oder sei es Verse schmieden, die nicht krachen und nicht hinken."

Ja, jedes Ding will gelernt sein, also auch das Reimen! Und da Herr Knortz dies recht gut weiß, so hätte er ein wenig mehr Sorgfalt auf die Form verwenden und solche Reime, die den Vorwurf des „Hinkens" herausfordern, vermeiden sollen. Im übrigen sind die Gedichte recht unterhaltend, die Stoffe ungesucht, wie sie eben einem, die Augen offen haltenden Poeten begegnen, — und die Ausdrucksweise ist leicht und ungezwungen. Ganz vortrefflich sind die Bearbeitungen englischer und orientalischer Poesien, sowie die „chinesischen Sprüche," in welch' letzteren so mancher ausgezeichneter Gedanke zum Ausdruck gelangt. Alles in Allem ist das Büchlein eine empfehlenswerthe Lektüre, welche selbst den grämlichsten Leser aufheitern wird.

Scarron.

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 10. Mai der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Walter Whitman — „Grashalme." Gedichte. In Auswahl übersetzt von Karl Knortz und F. W. Rolleston. Zürich, Verlags-Magaz. 1889.

Karl Knortz — „Humoristische Gedichte." Zweite, verbesserte Auflage. Glarus, Vogel 1889.

Marianne Kähnhold — „Harmonien." Gedichte. East Orange 1885.

Gustav Karpeles — „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen." Berlin 1888.

Dr. Franz Boas — „Die Ziele der Ethnologie." New York 1889.

Verhandlungen des Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins von New York. New York 1889.

Post.

(Fortsetzung von Seite 2 des Umschlags.)

N., New York. — Sie sagen: Molière ließ sogar den Werth seiner Komödien von einem alten Waschweibe bestimmen. Wie das Gewäsch eines solchen erscheint uns auch Ihre werthe Zuschrift und wenn wir nächstens für eine Komödie Preise ausschreiben, wollen wir dem Beispiele des großen französischen Lustspieldichters folgend, Sie zum Richter ernennen.

M. M. P. P. — Wir bedauern, Ihrem Wunsche nicht nachkommen zu können! Jene dreimal 40 Dollars sind nicht zur Unterstützung Hilfsbedürftiger bestimmt, sondern sollen als geringe Vergütung für Leistungen des höheren hiesigen Schriftstellerthums verwandt werden! Sie sehen also, daß wir für Sie beim besten Willen nichts thun können.

Daß der betr. Theaterartikel nicht in Ihrem Sinne, resp. im Sinne der professionellen Theater-Nassauer (wie Sie sich auszudrücken belieben) gehalten war, beweist eben seine Gediegenheit und seine — Nothwendigkeit.

H. S., Baltimore. Wir wollen Ihrer Uebersetzung eine ältere gegenüberstellen, damit Sie selbst einsehen, wie zwecklos die ihrige war:

Ich schoß einen Pfeil in's Blaue hinein;
Er fiel zur Erde, — wo mag er sein?
Er flog so schnell, daß mein Gesicht
Dem Fluge konnte folgen nicht.
Beaulieu-Marconnay.

Ich schoß 'nen Pfeil ab, ohne Zweck
Er fiel herab, da war er weg;
Er flog so schnell, daß mein Gesicht
Konnt' folgen seinem Fluge nicht. H. S.

A. Sch., Washington. — Die Gedanken sind hübsch; die Behandlung der Form jedoch viel zu nachlässig. Gern aber nehmen wir Weiteres von Ihnen entgegen.

K. F. P., Kenton, O. — Ihre Uebersetzung zeugt von Talent und Verständniß. Das Gedicht selbst sagt uns jedoch nicht zu. Vielleicht haben Sie Passenderes für uns.

Verlag von H. Rosenthal & Co.

36 & 38 Beekman St., N. Y.

Worte des Sammlers (Koheleth). Aus d. hebr. Urtexte zum ersten Mal in deutsche Reime gebracht von Hermann Rosenthal, N. Y. 1885. Brosch. ..... 25 Cts.

L. Naumburg, Sprüche Salomo's. Möglichst textgetreu in Reimen, N. Y. 1889.
Brosch. ..... 50 „
geb. mit Goldschnitt ..... 75 „

L. Hachtmann, Lieder eines Deutsch-Amerikaners. N. Y. 1889 ..... 50 „

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung

der hervorragendsten deutschen

Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 15. Juni 1889. 3. Heft.

Glaube.

Ich glaube nicht an fromme Bibelsprüche,
Nicht an ein heilig demuthsvoll Erschauern.
Ich glaube nicht an Weihrauchwohlgerüche,
Nicht an ein Beten in vier kalten Mauern.

Ich glaub' den kräft'gen klaren Mannesworten,
Die stark und fest, wie Fels im Meere stehen;
Der Blumen Duft ist Weihrauch allerorten,
Und in den Wald will ich zum Beten gehen.

Ich glaub' nicht an ein selbstloses Entsagen,
Nehm' nicht geduldig was mir wird beschieden,
Kann nicht mein Haupt gesenkt zur Erde tragen,
In Demuth stets mit meinem Loos zufrieden.

Ich glaub' an streiten mit den Mißgeschicken,
Such' zu erringen was man mir verwehret,
Verlange nicht im Wiesengrund zu pflücken
Das Edelweiß, das nur die Alp' bescheeret.

Ich glaub' nicht an die Stirnen, jene glatten,
Die ohne Wolken durch das Leben ziehen,
Als hätte ihnen nie den kleinsten Schatten
Des Daseins Ernst und Ungemach verliehen.

Ich glaub' an jene gramdurchfurchte Stirnen,
D'rauf Kampf und Wagen deutlich steht geschrieben,
Sie deuten Mannesgroll und heil'ges Zürnen,
Ein off'nes Hassen und ein glühend' Lieben.

Ich glaub' nicht an den Mund mit stetem Lächeln,
Der voll Ergebenheit, doch niemals klagte,
Als wär' das Leben nur ein Zephyrfächeln,
Das nimmer noch der kleinste Sturm verjagte.

Ich glaube an den Mund den trotzig herben,
Den es umzuckt wie Blitz im Sturmeswehen,
Der stets bereit, die Lüge zu verderben,
Für Recht und Wahrheit muthig einzustehen.

Ich glaube, daß das Weltall uns gegeben,
Daß wir darin ein Paradies erschauen,
Das Ideal der Menschheit zu erstreben:
Der Liebe Hochaltäre zu erbauen.

Peoria, Ill. **Hermann Goldberger.**

Sturmgruss.

Heulender Sturmwind,
Brausende Macht,
Hoia! ein Spendetrunk
Sei dir gebracht!

Sieh! wie die weißen Elfengestalten,
Dort an des Berges düsteren Halden,
Wirbelnd in reißendem Tanze sich dreh'n!

Sieh' wie von hohen, schwarzen Basalten,
Wie aus den Tiefen felsiger Spalten
Teuflische Fratzen in's Dunkle späh'n!

Hörst du sie stöhnen, die Geister, die alten,
Fühlst du des Schreckens fürchterlich Walten,
Kannst du den Kampf mit dem Grausen besteh'n?

Höhnender Stimmen tolle Gewalten,
Die mir die glühenden Sinne gestalten,
Hoia! verschwindet!....Schon ist's geschehn.

Heulender Sturmwind,
Buhle der Nacht,
Hoia! ein Trunk dir
Brausende Macht!

New York. **Ernst Freyburger.**

Nur eben jetzt.

Nur eben jetzt!
Das möchte denn etwa so lange sein
Als eine Welle blinkt im Sonnenschein,
Als im April der Himmel klar und blau,
Als hoch im Sommer kühler Morgenthau
Die Gräser netzt.

Nur eben jetzt!
Das wäre denn vielleicht so lange kaum,
Als unser Herz bethört ein flücht'ger Traum,
Ein liebes Auge blitzt geheimen Gruß,
Als ein verstohlen flücht'ger Abschiedskuß
Die Lippen letzt.

Und doch — versetzt
Die kurze Spanne solcher Seligkeit
Uns im Moment nicht über Raum und Zeit?
Vergang'ne Qual wie Zukunftsbangen wich
In diesem zitternd stummen: Liebe mich
Nur eben jetzt!

Brooklyn, N. Y. **Georg Juraschek.**

Bürgerkrieg.

(Schluß des IV. Gesanges der noch ungedruckten episch-lyrischen Dichtung „Hermann“.)

Von **Theodor Kirchhoff.**

Wie ist die Zeit so schnell entflogen,
Seit Hermann dich zum ersten Mal
Geschaut am weiten Stromesbogen,
O Halbmondsstadt, im Sonnenstrahl!

Du hattest gastlich ihn empfangen,
Mit Glanz berückt ihm Herz und Sinn;
Im Festgewande sah er prangen
Des Südens heit're Königin.

Jetzt kehrt mit Bangen und mit Trauern
Zu dir der Wandersmann zurück;
Ihn grüßt in den geliebten Mauern
Nicht mehr das hingeschwund'ne Glück.

Es scheint, als ob an dieser Stätte
Den alten Frohsinn Jedermann
Im Ernst der Zeit verloren hätte,
Und Niemand schaut ihn freundlich an.

Die Straßen geht er auf und nieder.
Ein dunkler Schatten überall!
Kein frohes Wort, kein Klang der Lieder,
Und nirgends emsig'er Arbeit Schall.

Wo einst am breiten Strand gelegen
Die prächt'gen Dampfer, Rad an Rad,
Der Güter hochgethürmter Segen,
Blickt öde auf den Strom die Stadt.

Und wo die Neger sonst wie Bienen
Geschwärmt, da donnert mit Gekrach
Auf eines Kriegsschiffs Panzerschienen
Der schweren Eisenhämmer Schlag.

Böse Botschaft ward vernommen.
Aengstlich flüstert man das Wort:
Mächtige Geschwader kommen
Ueber's Meer aus Chesapeakes Port!
Und erst eben ward verloren
eine Schlacht auf Shilohs Feld,
Wo der Sieg schon halb errungen
und erstürmt des Feind's Gezelt!

Hermann hört's mit frohem Beben.
Endlich eine große That!
Und ein Held, des kühnes Streben
Neuen Ruhm gewonnen hat!
Trotz'ge Manneskraft erkämpfte
dort den Sieg; des Ansturms Wuth
Südlicher Gewalt erlahmte
vor des Nordens zähem Muth.—

Horch! Es dröhnt wie Donnerschläge
Durch die Lüfte dumpf und schwer!
Kommt vom Golf auf grauf'gem Wege
Ein Orkan in finst'rer Wehr?
Doch, die Sonne blickt so heiter
auf die Stadt, auf Flur und Plan,
Und kein fahles Licht verkündet,
daß die Sturmgiganten nah'n.

Nein! Der Feind steht vor den Thoren;
Dieses ist sein Willkommgruß!
In die Stadt, hat er geschworen,
Schreitet bald des Siegers Fuß.
Trommeln rasseln; durch die Straßen
eilt das Kriegsvolk; Männer, Frau'n
Steh'n in Haufen, leise redend,
wie voll Angst sie um sich schau'n.

Tiefer sinkt des Unheils Wage.
Lauter wird der Donnerschall;
Mächtig pocht's mit wucht'gem Schlage,
An der Festungswerke Wall.
An des Mississippi Mündung
raf't der Kampf bei Nacht und Tag;
Centnerschwere Bomben regnen
auf die Mauern mit Gekrach.

Hohn begrüßt des Nordens Flotte.
Wo des Südens Banner fliegt
Ward Britannia zum Spotte,
Und Fort Jackson nie besiegt.
Naht ein Yankeeheer verwegen
auf dem Kamm des Uferdamms,
Werden wir's zu Boden schmettern
wie die Garden Packenhams!

Sicher sperrt die Eisenkette
Schon den Fluß; ein Höllenherd
Liegt versteckt im Stromesbette;
Bombenschiffe, stark bewehrt,
Der „Manassas“, erzgepanzert,
eilten kampfbereit stromab;
Hundert Brander soll'n die Feinde
reißen in ein Flammengrab!

Plötzlich schallt die Schreckenskunde:
Sieger ist Held Farragut!
Nur noch eine kurze Stunde,
Und es schwimmt die Stadt in Blut!
Jedes Bollwerk ist vernichtet;
näher, näher hört man schon
Von den feindlichen Fregatten
der Kanonen Donnerton,

In die heißen Lüfte steigen
Furien mit dem Flammenhaar,
Tanzen der Zerstörung Reigen
Durch die Stadt in wilder Schaar.
Tausende von Ballen lodern,
himmelan in ries'gem Brand;
Prasselnd tobt ein Höllenkrater,
Gluth um Gluth schießt auf am Strand.

Drohend steht am Himmelsbogen
Feuerroth der Sonnenball;
Wie im Sturm die Meereswogen,
Braust des Volks empörter Schwall.
Alles wird verbrannt, vernichtet,
was dem Feind nur nützt, zerstört,
Und die Teufel rufen Vivat,
das die Hölle jubelnd hört.

Auf des Mississippi Fluthen,
Auf dem freien Pfad vom Meer,
Grell bestrahlt von Feuersgluthen,
Kommt die Flotte stolz daher.
Dicht mit Ketten sind gepanzert
die Fregatten; hoch empor
Steigt der Qualm; aus offnen Pforten
dräut das ries'ge Donnerrohr.

Tagelanger Graus und Schrecken
Herrscht zerstörend in der Stadt,
Und nach neuer Beute lecken
Gier'ge Flammen, nimmersatt.
Mit des Siegers Rache drohend
an das Land der Herold tritt;
Rache schnaubend folgt der Pöbel
nach dem Rathhaus seinem Schritt.

Zornig fordert Uebergabe
Unbedingt der Admiral,
Und es fliegt am Flaggenstabe
Schon sein trotz'ges Siegesmal.
Höhnend reißt man es herunter,
und die Fahne schleift im Koth;
Jauchzend tobt das Volk, ob grimmig
auch des Siegers Rache droht.

Endlich landen Truppenmassen,
Und der grauf'ge Aufruhr schweigt;
Dröhnend schreitet durch die Gassen
Nordens Heer und pfeift und geigt.
Von der Flotte hallt der Jubel,
Mississippi's braune Fluth
Trägt zum Meer den Ruf mit Brausen:
Hoch dem Helden Farragut!—

Wonnetrunken lenkt die Schritte
Hermann jetzt zum freien Strom.
Seid gegrüßt in seiner Mitte
Unterm blauen Himmelsdom.
Dort ihr mächt'gen Siegesboten
tief beschwert mit Freudenlast,
Mit den alten Bundesfahnen
flatternd hoch am schlanken Mast!

Ob auch Wuth und Haß erfüllet
Heute der Besiegten Sinn,
Trauernd sich ihr Haupt umhüllet
Südens stolze Königin:
Kommen muß die Zeit, da jenen,
mit den Brüdern neu vereint,
Das Verhängniß dieser Stunden
als das höchste Glück erscheint.

(Der V. Gesang folgt.)

Einem Schwärmer.

Die Dich nicht kennen,
Mögen alt Dich nennen
Und Dich bespötteln
Und Dich bekritteln
Mit allen unerlaubten Mitteln.
Denn Dir gefiel
Nicht mehr das Narrenspiel
Das dumme, böse
Mit seinem hohlen Getöse,
Ohne Gestalt und ohne Sinn,
Ohne Gehalt und ohne Gewinn.
Drum bist Du entlaufen
Dem lärmenden Haufen,
Dem wirren Gedränge,
Der närrischen Menge,
Für die das Spiel
Die wahre Lust war,
Die sich des Zieles
Nie bewußt war.
Die all' die Freuden
Dir verdorben,
Bei der Du nichts als Leiden
Dir erworben.

Nun magst Du im Innern
Den Schmerz überwinden
Und dann im Erinnern
Den Frieden finden.
Und lebst Du auch einsam,
So laß Dir's gefallen,
Das hast Du mit allen
Talenten gemeinsam.

New York.

Aber, o weh!
Wenn die Idee
Dich wieder begeistert,
Sich Deiner bemeistert,
Regen sich wieder die Schwingen,
Wirst Du Dich wieder verjüngen,
Wächst Dir auf's Neue der Muth
Und mit der einstigen Gluth
Schmetterst Du wieder
Kräftige Lieder,
Die wackeren Recken
Zum Kampfe zu wecken.
Und bei der ersten Gelegenheit
Stürzest Du Dich hinein,
Mit der kühnsten Verwegenheit,
In der tapfersten Kämpen Reih'n,
In's tolle Weltgetriebe.
Dann kannst Du's nicht lassen —
Und groß ist Deine Liebe,
Wie Dein Hassen.

Da hilft kein Warnen!
Bis sie Dich auf's Neue
Mit ihren Netzen umgarnen
Und dann für Deine Treue
Beschimpfen, beschelten
Und so die Güte Dir vergelten.
Dann folgt die Reue,
Du armer Poet!
Doch wieder zu spät.

Hermann Rosenthal.

Wenn der Schwarzdorn blüht.

Wenn der Schwarzdorn blüht am Waldgeheg,
Muß ich wandern den alten gewohnten Steg,
Da will's mich daheim nicht leiden.
Hier lauschen die Buchen in maigrüner Pracht,
Dort schimmert im Teich der Wiese Smaragd,
Es neigen sich trauernd die Weiden.

Da faßt mich nach seliger Jugendzeit
Die Sehnsucht, das lange begrabene Leid,
Die Reu' schlägt in's Herz mir die Krallen.
Komm wieder! — Vergieb! — Vorbei, vorbei!
Nur einmal blüht des Lebens Mai,
Die Blüthen sind abgefallen!

Wo der Schwarzdorn blüht, ich bei dir stand,
Da schwur ich Dir Treue mit Herz und Hand,
Da hab' ich das Glück einst gefunden.
Ich hab' es zerschlagen mit eig'ner Faust,—
Nun irr' ich geächtet und fluchumgraust
Im Herzen mit blutenden Wunden.

Nordhausen. **Hermann Kiehne.**

Das Ende.

Ueber Alabamas Fichtenhügel
Steht der Mond mit bläulich fahlem Schimmer,
Stiehlt sich durch des Fensters offenen Flügel
In das dunkle stille Krankenzimmer.

Hellt ein bleiches Antlitz auf dem Kissen.—
Horch! die welken Lippen murmeln leise:
„Endlich ist der wirre Traum zerrissen!
Endlich ist vollbracht die lange Reise!

Diese Düfte bringen Frühlingswinde
Aus dem Fichtenwald am Haidensaume,
Wo als Knab' ich einstens das geschwinde
Eichhorn hab gejagt von Baum zu Baume.

Doch die Nachtigall hör ich nicht schlagen,
Deren Nest ich stets in Schutz genommen,
Wenn ich es entdeckt in grünen Hagen,
Ihre Zeit ist noch wohl nicht gekommen.

Warum kommst du, deinen Sohn zu sehen
Nicht, o Mutter, nach so langem Scheiden?
Niemals will ich jetzt mehr von dir gehen,
Theilen will ich mit dir Weh' und Freuden!

Theilen sollst du meine Millionen,
Die ich kauft' mit meinem Lebensblute;
Ja ich will dir tausendfach belohnen,
Daß du einst für mich gedarbt, du Gute!

Warum kommst du nicht, o Mutter? — Fühle
Wie so kalt mein Fuß! — Im Mondgefunkel
Tanzen seltsam graue Schattenspiele.—
Komm o Mutter — ach es wird so dunkel!"

Bange suchend durch das Zimmer fliegen
Seine Augen, groß und ohne Thränen.
Dann wirds stille! — Auf den todten Zügen
Ruht erstarrt ein müdes stilles Sehnen.—

San Jose, Cal. **Karl Reuter Kerger.**

Neunzehntes Jahrhundert.

Stolz prangt und gleißt der ragende Bau der Zeit
Der neuen, blöden Augen ein Wunderwerk,
Als wär in ihm der Menschheit höchstes
Ziel nun erreichet, und stünde dauernd.

Das Lob des Fortschritts schallet aus jedem Mund
In wüster, selbstberauschender Rede Gluth
Versinkt der Pöbel, der vergeblich
Wähnet die Freiheit sich zu erschwindeln.

In Sklavenketten schmachtet der Nied're stets,
Gesetze nicht vermögen der Freiheit Gut,
Das köstliche, dem Thor zu schenken,
Der stets ein Knecht doch der eig'nen Dummheit.

Vernichtungskrieg dem Kühnen, der kecklich wagt
Zu trotzen allbeglückender Mehrheit Spruch,
Die Menge herrscht, ihr stolzer Wille
Gilt als das höchste Gesetz, als heilig.

Längst sanken alle Götter, der Einzige
Der Gott Erfolg nur thronet noch hoch erhöht,
Vor ihm im Staube knieen alle
Völker der Erde mit gleicher Inbrunst.

Nur dem was scheint und glänzet, was auf dem Markt
Des Lebens hoch im Preise, und was Gewinn
Verspricht, weiht Jeder ganz sein Leben;
Gold ist der Erde allmächt'ger König.

Des Ideals begeisternde Flamme, die
Zu heller Gluth die Herzen der Menschen einst
Entzündet, muß als trübes Lämpchen
Vor dem elektrischen Licht erbleichen.

Auf Dampfesschwingen stürmet die Welt dahin,
Das heut Erstrebte findet der neue Tag
Weit hinter sich, im heißen Boden
Dorren die Früchte, noch eh' sie reiften.

Zu grimmem Streit gerüstet, die Welt ringsum
Von Waffen starrt, des blutigen Tages Schein,
Zuckt leuchtend schon am Horizonte;
Rollende Donner von fern her grollen.

Der Weltbrand, der noch heimlich im Dunkel glimmt,
In Kurzem Flammen sprühend gen Himmel loht,
Des Alten Götterdämmerung nahet;
Aber ihr folget die Morgenröthe.

Brooklyn, N. Y. **F. Edgar.**

Vorschlag.

„Gieb einen Kuß, ich gebe dir
Ein minnesüßes Lied dafür."
— Du Schelm, das wär ein arger Tausch:
Ein Stück Papier — ein Glückesrausch. —

Ohlau.

„Du Schelmin, ja, das sag ich auch:
Ein Lerchenlied — ein Lippenhauch."
— Probiren wir 'mal ohn' Verdruß,
Was süßer ist: Lied oder Kuß.

Anna Nitschke.

Der letzte Kuss.

Ein Gedicht in Prosa, frei nach dem Französischen Lamartine's des Jüngeren.

Von **Julius Auspitz.**

Den Namen und die Geschichte — die allzukurze Geschichte — derjenigen, von der ich erzählen will, hättet ihr nie gewußt, wäre sie nicht, kaum 15 Jahre alt, in jenes düstere Land gegangen, wo man nicht mehr lächelt, weil's dort keine Lippen gibt, wo man nicht mehr weint, weil's dort keine Thränen gibt.

Welch' unheilvoller Stern schwebt doch über jenen strahlenden Kindern, die uns am Morgen des Lebens erscheinen, und verschwinden, nachdem sie uns ihre Strahlen mitgetheilt, die da sterben, nachdem sie uns zur Liebe erweckt! Ihr irdischen Göttinnen, ihr paradiesischen Graziellen, ihr dem Himmel entsprossenen Töchter, wer ist's doch, der euch dahin zurückruft? Hat euch der Azur zu wenig Sterne, die Erde zu viele Blumen? Ach! ihr, die wir zuerst geliebt, junge Seelen, Schutzengel der unseren, ihr, die ihr auf Erden auftaucht, und sie wieder verlasset, um uns durch eure Liebe jene kostbarste Illusion — den Glauben — zu geben und durch eure Flucht die furchtbarste Lehre — den Schmerz: von wo immer ihr kommen möget, wir begrüßen euch voll Anbetung — wo immer ihr hingeht, wird unser Schmerz euch folgen! Unter allen blumengeschmückten Gräbern tragen die euren die meisten Rosen, unter allen traulichen Erinnerungen ist diejenige an euch die süßeste, und allerorts denkt man jenes Ortes, zu allen Zeiten jener Zeit, wo zum ersten Male in unseren Augen die Strahlen der euren sich wiederspiegelten!

Um von Ihr sprechen zu können, möchte ich mit der ungeschminkten Offenheit unserer Alten die naive Ungeschicklichkeit der Gedichte aus früherer Zeit wiederfinden — aus jener Zeit, als ich noch weniger Dinge, viel weniger Worte wußte, als jetzt....

Wirst du, prächtige Liebende, auf die arme Todte eifersüchtig sein? Fürchtest du, ich könnte dein warmes Herz um ihres Grabes willen verlassen? Ach — hätte ich sterben sollen, ich wäre an jenem Tage gestorben, als.....

I.

Es war am Morgen, wo ich die Gewohnheit hatte, mit dem Buch unterm Arm in Wald und Feld herumzustreifen, meinen Hund an der Seite; manchmal trug der das Buch zwischen den Zähnen, wenn ich meine Arme für die Pantomime des naiven leidenschaftlichen Romanes brauchte, den ich damals im Herzen lebte oder im Geiste schaffte.

Nahe meinem Hause floß eine Quelle im Schatten dreier Weiden; sie strömte von den Bergen herab, deren Stirnen unterm blauen Himmel mit einer Kapuze blendenden Schnees bedeckt sind.

Oft hatte ich geträumt, unter den Weiden die Najade der Quelle zu überraschen, wie sie die in ihre Haare eingeflochtenen Veilchen im rauschenden Wasser tränkt und die weißen Füße auf die feuchten Kiesel stellt; an einen Marmorkrug lehnte sich ihr schlanker Nacken, und ein neckischer Sonnenstrahl, der sich unter ihre halbgeöffneten Lider stahl, kreuzte sich mit einem schmachtenden blauen Blicke.—

Einmal sah ich sie!

Sie trug das reizende Gewand der Bergbewohnerinnen meiner Heimath, den Rock aus gelber Leinwand und das rothe Jäckchen. Sie war fünfzehn Jahre alt und hieß Mionette. Ich kannte sie gar wohl, hatte sie gar oft am Sonntag zur Stunde gesehen, wo die Mädchen zur Vesper gehen.

Gewiß, sie war zur Quelle gekommen, um Wäsche zu waschen, oder um ihren Krug zu füllen. Vom weiten Weg ermüdet, schien sie, am Rande des Wassers hingelegt, beim Murmeln desselben zu schlafen. Die Blätter am Ufer umhüllten fast ihren ganzen Körper, und wie sich da, inzwischen der hohen, grünen Gräser ihre etwas bleiche Wange und ihre tiefrothen Lippen hervorhoben, da mußte man an eine Lilie mit einem Kelche aus Korallen denken.

Gewiß — sie schlief, sonst hätte sie mich kommen gehört; ich kam immer näher und näher — und so nahe, daß eine Heuschrecke mit einem Sprunge von meinen Lippen zu den ihrigen hätte springen können — das Käppchen war gefallen — die Sonne warf einen Heiligenschein um ihren Kopf — sie schlief, ihr Schlaf zog mich an. Ein Heimchen hatte sich in ihr Haar verloren und zirpte melodisch seinen Frühlingssang und ich war so nahe gekommen, daß ich das Heimchen fast im eigenen Ohre fühlte — ein großer Musiker sollte ein Gedicht schreiben: Die Einladung zum Kusse!

II.

Ohne Bedauern würde ich eingewilligt haben für jedes andere Licht blind zu sein, als für ihre Schönheit — taub für jede andere Harmonie als für ihre Stimme — so sehr liebte ich es, sie zu hören, so sehr liebte ich sie!

Sie liebte auch mich! Ich habe euch nicht wiedergefunden ihr unruhigen Träumereien, ihr süßen Gedanken, nicht das Schaukeln der Hoffnung, das Leben voll Zweifel, die mein Herz bewegten, wenn ich, den Kopf über die Gartenhecke gelehnt, auf's Kommen der alten Magd wartete, die mir die Abendbotschaft brachte. Lange, sehr lange blieb ich in dieser Stellung — athemlos! Später, wenn man auf den Brief einer Frau wartet, macht man Verse, um sich die Zeit zu vertreiben, und raucht eine Cigarre, indem man die Stunde des Rendezvous erwartet. Wo seid ihr, herrliche Einfalt, närrische und doch so süße Freuden der ersten Jugend!

Der Vater Mionette's bewohnte ein ärmliches Haus nächst dem meinigen; es stand inmitten eines kleinen Gärtchens, dessen aus Stein und Lehm gefügte, nur schwach zusammenhaltende Mauer ich am Abend geräuschlos überstieg. Das Fenster Mionette's stand auf gleicher Höhe mit den Blumen; schmal und wie mit Gewalt in die dicke Mauer hineingepreßt, war's durch eine dicke Eisenstange getheilt, welche die Hoffnung ausschloß, in's Zimmer des jungen Mädchens eindringen zu können. Kaum daß mein Kopf durchging — und ich gab mich zufrieden, wenn am Abend meine Lippen die Hand erreichen konnten, die Mionette mit abgewendeter Stirne mir reichte.

Unter diesem Fenster, auf die feuchte Erde hingekniet, verbrachte ich lange glückliche Stunden der Nacht, im Dunkel meinen kleinen weißen Stern suchend.

III.

Was ich nun sagen will, ist's mir in der That zugekommen — oder ist's blos die Erinnerung an einen Traum, an ein nie niedergeschriebenes kindisches Gedicht? Sicher ist's, daß es in meiner Erinnerung lebt.

Eines Abends, als ich die Stunde des Rendezvous erwartete, traf ich am grünen Raine drei Mädchen.

Die Eine — die Brünette — fragte mich: „Wohin gehst Du?"

Und ich — irgend einen Traum weiterträumend — entgegne: „Der Zukunft entgegen — Und Ihr?" „Wir gehen der Vergangenheit nach", sagt die Zweite — die Blonde.

„Ist das möglich? Ist's Euch gegeben, zu dem zurückzukehren, was nicht mehr ist?"

„Es ist eben so leicht, als zu dem zu gehen, das noch nicht ist", sagte die Dritte — die roth war, wie die Abendsonne.

„Könnt Ihr — fragte ich — Eure Thränen von gestern nochmals weinen?"

Und lachend und singend machten wir uns auf den Weg. Meine lieblichen Gesellschafterinnen, mit Epheukränzen um den Hals, mit Hermionen am Busen und grünen Zweigen in der Hand schlossen sich so enge aneinander, flüsterten und lachten so hell und silbern, daß man gedacht hätte, ein Frühlingsgebüsch voll zwitschernder Vögel sei durch Feenkünste in Bewegung gesetzt worden.

Wir kamen zur Wohnung der Alten — eine alte, verfallene Hütte. Ich klopfte, die Thüre öffnete sich sogleich von selbst.

Kaum eingetreten fragte eine Stimme, die aus einem anderen Raume zu kommen schien:

Wer ist da?!

Ein dreifaches Lachen antwortete ihr — ich allein lachte nicht. Der Ort, an dem wir uns befanden, war düster — an den schwarzen Lehmwänden krochen Schnecken herum, durch's zerfallene Dach fiel ein fahler Schimmer. Zu jener Zeit war ich am Tage gar muthig — beileibe aber nicht des Nachts — und in dieser dunklen Stube war's fast Nacht.

„Wie viele seid Ihr?" fragte die Stimme.

„Wir sind unserer vier", sagte die Blonde.

„Ihr seid fünfe", sagte die Stimme.

„Wie seht Ihr das?" fragte die Rothe.

„Ihr glaubt nur vier zu sein, Ihr seid aber fünf" —

Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte mich beklommen.

Die Stimme begann wieder:

„Der oder diejenige möge herankommen, wer die meisten Herbstzeitlosen blühen, oder die meisten Blätter hat gelb werden sehen." —

Die Braune sagte: „Ich bin 14 Jahre alt."

„Ich 15", sagte die Blonde.

„Ich 16", sagte die Rothe.

Ich war 17 Jahre alt — und näherte mich der Alten. Ich fühlte mich vor ihr von abergläubischer Furcht befangen; und doch umgab keinerlei phantastische Scenerie die Alte — es war nichts Fremdes oder Uebermenschliches an ihr, als ihre grauenerregende Häßlichkeit.

Die Füße an einen umgestürzten Strohsessel gelehnt, strickte sie. Eine Katze schnurrte am Herde. Ein Kessel, der über dem Feuer hing, sang sein monotones Abendlied.

„Ihr seid nicht allein" — sagte die Alte zu mir — und ihre kleinen rothen Augen flimmerten in ihrem erdigen, grauen Gesichte, wie die Kohlen in der Asche.

„Ein Schatten begleitet Euch, leicht, unlösbar und schwankend. Der Schatten zittert neben Euch, geht, kommt wieder, entfernt sich, will und wagt doch nicht, sich auf Eure Schultern zu setzen. Ein wenig Nacktheit,

das ist die einzige Form, welche die der Erdenfessel entflohene Seele annehmen kann; dieser Schatten hat erst seit gar kurzer Zeit seine Erdenhülle abgestreift, und seine Ewigkeit ist eben erst geboren!"

Ich zitterte.

„Der Schatten faßt jetzt Muth — was bei ihm Flügeln gleicht, wird Eure Haare streifen."

In der That erfrischte ein balsamischer Hauch meine Schläfe.

„Seine aus rosigem Aether geformten Lippen nähern sich den Euren — Ihr werdet den Kuß fühlen." —

Und jetzt, beim Himmel, glaubte ich, nein, fühlte ich einen unsichtbaren Mund meinen Mund berühren und einen Schrei des Schreckens ausstoßend — floh ich. —

IV.

Ich lief — entsetzt — wie ein Wahnsinniger, dem Hause Mionette's zu. Ich sprang über die Gartenmauer — ich athmete jauchzend auf — das kleine Fenster war erleuchtet. Langsam, schweigend ging ich an die Scheiben heran, mein Blick versenkte sich in die Kammer. Im Zimmer saßen zwei Frauen am Rande des Bettes, auf welchem ein junges Mädchen von geisterhafter Weiße — zwischen zwei brennenden Lichtern — schlafend dalag.

Es war Mionette — todt.

Fluch!

Ihr sitzt im hellen Saal beim frohen Schmaus —
Hört Ihr den Ruf des Weh's im Sturmgebraus?

Hört Ihr die Tropfen an die Scheiben schlagen? —
Sie kommen, meine Grüße Euch zu sagen.

Ihr lacht? Ihr kennet diese Stimme nicht?
Fremd klingt der Freude, was der Jammer spricht.

Vom rothen Wein ist Eure Wange roth,
Die meine bleicht mit kaltem Hauch der Tod.

War's Euer Wille nicht, mich zu verderben?
So freut Euch doch! Ihr seht ja gern mich sterben!

Ihr leugnet feig den Wunsch, da er erhört,
Und habt doch frech das Leben mir zerstört!

Was rein und heilig ich im Herzen hielt,
Ihr habt in Hohn und Spott damit gespielt!

Ihr habt den letzten Glauben mir erschüttert,
Die letzte süße Freude mir verbittert!

Was sonst vor Gott und Welt in Ehren stünde,
Durch Euren Frevel ward es Schmach und Sünde!

Und brach darob mein froher Jugendmuth —
Stoßt an und trinkt Euch zu! Ihr trinkt mein Blut!

Stoßt an und hört zum Feste meinen Spruch:
Von Euren Lippen jedes Wort sei Fluch!

Von Liebe jedes Wort sei Falsch und Lug,
Von Treu und Glauben jedes Spott und Trug!

Und was Ihr einst in letzter Stunde fleht
Sei ungehört, ein Hauch im Wind, verweht!

Stoßt an! Dies ist für Euch mein Segensspruch,
Und träf' mich selbst darum des Himmels Fluch.

Mag' ein barmherz'ger Gott mir gnädig sein,
Ich bin ein Mensch und kann Euch nicht verzeih'n!

Cincinnati. **F. Pauly.**

Guatemala.

(Dem Dichter Kara Giorg gewidmet.)

Wie schön, wenn Wand'rer in der Dichtung Wort
Uns fremde Völker, Land und Sitten schildern,
Wir wandern selbst mit Lust von Ort zu Ort,
Eröffnet wird vor uns ein Buch mit Bildern.

Du sah'st der Anden stolze Bergeshöhn,
Der Schluchten Abgrund und vernahmst das Tosen
Der Wasserfälle, groß, erhaben, schön;
Du athmetest den Duft der Südlandrosen.

O könnt' ich folgen Deiner Reise Spur
In jener Hemisphär' und seh'n die Sterne,
Das Kreuz, die mitternächt'ge Weltenuhr,
Centaur, Argo, der Urwelt Sonnen, ferne.

Die Ströme, die da rauschen in das Thal,
Umfächeln Riesenbäume, edle Palmen,
Und Schmetterlinge aller Art und Zahl
Ruh'n aus sich auf bethauten Blüthenhalmen.

Wenn auf die krautbedeckte Erde fällt
Der Abendthau, ein helles Phosphorleuchten,
Lebendig Feuer der Insectenwelt
Erfüllt den Waldesgrund, den ewig-feuchten.

Aus Bäumen, in dem Glanz der Sternennacht,
Hört sich ein wunderbares seltsam Klingen;
Bald ruft es laut, bald tönt es klagend, sacht:
Es glaubt der Mensch, daß selbst die Bäume singen.

Die Thäler würzt zur milden Abendzeit
Der Floribunda-Strauch; in hohen Bäumen
Die Epidendren blüh'n im duft'gen, gold'nen Kleid,
An Ufern schöne Amaryllen träumen.

In Wäldern schlingen sich, gleich einem Traum,
Von Baum zu Baum Lianen, Passifloren.
Indeß Oncidiums in der Kronen Raum
Umflattern, goldgefiedert, Bejafloren*)

Die Gärten schmücket Flor de Isabal**)
Und schöner noch, als Schiras Paradiese,
Ergänzt die sonn'ge Flur des Bajonal;***)
Wer ist es, der da Atitlan nicht priese?

Die Wiesen ziert der Kelch des Asafran,†)
Brassavolas in duft'gen Wäldern prangen;††)
Die Akelei, mit Scharlach angethan,†††)
In schönster Tracht, sie fühlt sich fast befangen.

Wie schön bist, Guatemala, du, das Land
Der Blumen in des Wendekreises Sonne!
Du überstrahlst an Schönheit gar den Strand
Südafrikas, des Blumenfreundes Wonne.

Ein prächt'ger Himmel trägt die gold'ne Last
Der Sternenwelt hoch über deinen Auen.
Der Wandrer schreitet weiter, ohne Rast,
So ewig schön die dunkeln Himmel blauen.

---

*) Blumenküsser, Colibris. **) Barkeria spectabilis. ***) Grüne Rasenflächen mit Baumgruppen und einzelnem Gebüsch. †) Schöne lilienartige Kelchblume. ††) Archidee: „Dama de noche" genannt. †††) Aquilegia Skinnery.

Die Dörfer, vom Orangenhain bekränzt,
Bewohnt ein Volk, das, einstens gut berathen,
Sich Tempel baute der Cultur, geglänzt
In Tapferkeit, vollbracht hat große Thaten.

Verschwunden sind die Götter alter Zeit;
Doch Träume herrlicher Erinnerungen
Umschweben noch in gold'nem Sagenkleid
Des Indiers alte Lieder, längst verklungen.

E. Newark, N. J. **J. A. Blum.**

Dämmerung.

Ihr erstes Lied die kleine Lerche singt —
Noch dunkeln blau die Luftgefilde weit —
Der letzte Ton der Nachtigall verklingt,
Welch' ein Accord und welch' ein Widerstreit!

Könnt' ich verschmelzen doch in meiner Brust
Das tiefe Trauern und der Hoffnung Freud'!
Ich juble auf in wonniglicher Lust —
Doch sie versinkt so bald im trüben Leid.

Du, der vergang'nen Jugend holdes Bild,
Warst wie der Lerche Sang, so frei und hoch —
Jetzt ewig bist du meinem Aug' verhüllt,
Und um sie klagt nur Philomele noch.

Komm', Helios, erfülle Berg und Thal,
Daß rings umher es sprosse, duft' und blüh',
Gedenkend nicht des Menschenherzens Qual:
Das ew'ge Sein kennt nicht Melancholie!

Brooklyn. **Hugo Scheller.**

Deutsch-Amerika.

Von **L. A. Stäger**, Brooklyn, N. Y.

Wenn wir von einer deutsch-amerikanischen Dichtung sprechen, so müssen wir auch von einem Deutsch-Amerika sprechen können, selbst wenn wir dabei nicht gerade an genau bestimmte Landesgrenzen oder Landestheile denken dürfen. Deutsch-Amerika ist vielmehr der Inbegriff alles Deutschen in Amerika: Der deutschen Einwohner und Ansiedler, des deutschen Lebens und Wirkens, der deutschen Gebräuche und Sitten, des deutschen Hauses, der deutschen Kirche, des deutschen Theaters, der deutschen Oper, der deutschen Schule und der deutschen Kunst, wie sie sich auf dem neuen Boden entfaltet und entwickelt haben. Freilich können wir uns nicht rühmen, unsere Aufgabe als Deutsch-Amerikaner schon gelöst zu haben; ja in vielen Fällen haben wir kaum angefangen und bei vielen, deutschen Amerikanern ist es sogar Sitte geworden, nichts mehr von einem deutschen Amerikanerthum wissen zu wollen. Diese behaupten, daß ein jeder durch seine Naturalisationsschriften zum „Amerikaner" wird und ihm die Pflicht obliegt, mit dem Angenehmen auch das Unangenehme dieser Auszeichnung mit in den Kauf zu nehmen. Dabei wird denn besonders vielfach behauptet, man müsse sich seiner Muttersprache so viel wie möglich entwöhnen und der englischen in die Hand arbeiten, die ja doch die Nationalsprache sei!

Wer die Macht der Sprache kennt, der weiß, was für Folgen die Ausführung eines derartigen Vorschlages mit sich ziehen würde. Das hieße nicht mehr und nicht minder, als 60 Millionen Menschenköpfe unter einen Hut bringen wollen, 60 Millionen Menschen in ihrer größten Mehrheit auf die Wohlthaten blos einer Literatur zu beschränken, wogegen sie andernfalls, dem

Einflusse aller Literaturen der gebildeten Völker der Erde ausgesetzt wären. Natürlich giebt es kurzsichtige Zeitungen und Demagogen genug, die mit diesem Irrlichte gerne ein großes Feuer anzünden möchten, freilich nicht, um damit dem Vaterlande zu dienen, sondern vorerst um sich selber daran zu wärmen.

Gelänge es diesen, die glänzenden Schmuckfedern des deutschen Flügels des amerikanischen Adlers bis zur Unkenntlichkeit zu versengen, so hätte ihre Freude dabei den Brennpunkt erreicht. Wie wir Deutsch-Amerikaner unsere Pflichten als Landesbürger zu erfüllen haben und was wir besonders als deutsche Abkömmlinge dem neuen und alten Vaterlande, ja der gesammten Menschheit schuldig sind, möge der Zweck unserer kurzen Erörterung sein.

Die Naturforscher sprechen von einem Rassengedächtniß selbst bei den weniger entwickelten Thieren, wie z. B. den Schlangen. Eine Brillenschlange soll, wie Herr Henfoldt kürzlich in einem sehr lehrreichen Vortrage über die Insel Ceylon mittheilte, einen sogenannten Glühstein dazu benutzen, sich ihre Nahrung zu beschaffen, welche meistens aus den auf Ceylon massenhaft vorkommenden Leuchtkäfern besteht. Diese vermuthen in dem von der Tagessonne erhitzten und darnach während mehreren Stunden mit grünlichem Lichte in die Nacht hineinleuchtenden Feldspath das flügellose Weibchen, ein Würmchen, das ebenfalls die Fähigkeit besitzt, zeitweilig mit grünlichem Lichte aufzuleuchten. Sie fliegen demselben nach und fallen der listigen, wartenden und weniger den Stein als die Insekten beobachtenden Schlange zur willkommenen Beute! — Ganz junge, eben aus dem Ei gekrochene Schlängelchen, wenn sie den nicht eben häufig vorkommenden Glühstein finden, gebrauchen ihn schon mit derselben List wie die Alten. Da kann aber von der Anwendung des deutschen Sprichwortes:

„Wie die Alten sungen
So zwitschern die Jungen"

noch gar keine Rede sein und der Naturforscher nimmt deshalb das Vorhandensein eines Rassengedächtnisses an! Dieses Rassengedächtniß spielt bekanntlich in den Darwinschen Lehren keine geringe Rolle und wir müssen dasselbe auch als beim Menschen vorkommend annehmen. Die mächtige natürliche Eigenschaft des Erhaltungstriebes hat auch in uns ein solches Gedächtniß entfaltet und wird dasselbe noch täglich auf unsere Nachkommenschaft vererbt. Nur durch Jahrhunderte und Jahrtausende langes Unbenutztseinlassen dieser vererbten Fähigkeiten würden uns diese schließlich wieder abhanden kommen, d. h. durch andere ersetzt werden. — Die Natur arbeitet aber in diesen Dingen nach menschlichen Begriffen so langsam, daß wir Deutsch-Amerikaner noch auf viele Generationen hinaus an unserem eigenen Rassengedächtniß, an unsern Rassenfähigkeiten erkannt werden können. Diese Rasseneigenthümlichkeiten werden sich selbst auf unsern Mischlingsbruder vererben, dessen Mutter oder Vater nicht unserem Stamme angehörten und die eingeborene amerikanische Bevölkerung beweist schon jetzt durch viele ihrer Eigenschaften, daß sie das Erbe nicht blos eines, sondern vieler Menschenstämme angetreten hat. Wie es sich aber mit den Eigenschaften verhält, die aus natürlichem Triebe vererbt werden, so verhält es sich mit den höheren, geistigen Eigenschaften eines Stammes; sie müssen sich ebenfalls vererben und bei Mischehen gehen auch sie nicht verloren, wenn sie manchmal auch durch andere an Zahl zu-, aber dafür an Kraft und Schärfe abnehmen. — Es ist dieses Darwinsche Gesetz der Vererbung, das mich die Erwartung aussprechen läßt, daß die Deutsch-Amerikaner-Spuren niemals von der amerikanischen Nation verleugnet werden können. Es ist die Einwanderung schon in zu großem Maßstabe vorgekommen, als daß so etwas möglich würde. — Wo aber ein solcher Einfluß von der Natur bedingt und vollzogen wird, wo uns der schweigende Erdenwalter an seinen ewigen natürlichen Gesetzen den beredtesten Führer weiset, da sollten wir folgen und nachahmen und mit Bewußtsein unsere Pflicht thun und unser Möglichstes, um nur jene Fähigkeiten abzugeben oder anfzunehmen, die zur Förderung des allgemeinen Wohles beisteuern. Wir müssen an unser neues Vaterland nur unsere guten Eigenschaften, die Vorzüge und Tugenden unseres deutschen Stammes beisteuern, und so zur Heranbildung eines noch edleren Menschenstammes beitragen. Wir können das aber nur, wenn wir uns selbst kennen, uns und unsere Rasseneigenthümlichkeiten erhalten, mit einem Worte, unser Rassengedächtniß auch in geistiger Hinsicht nicht einschlummern lassen.

Zu diesem Zwecke scheint es mir nothwendig, daß wir alles das erhalten, was ich anfangs als Inbegriff alles dessen erklärte, was wir heute etwa Deutsch-Amerika nennen könnten.

Ja wohl, wir müssen mitten im neuen, ausgedehnten Vaterlande ein Deutsch-Amerika nie untergehen lassen, ein Deutsch-Amerika des Fortschrittes, der Freiheit, der Bildung, der Zucht und Ordnung, der

Kunst und Gerechtigkeit! Wir können es, wenn wir Deutsch-Amerikaner bleiben in Wort und That, wir wollen es, wenn wir das Beste des Vaterlandes, ja der gesammten Menschheit im Auge halten. Die Gesetze der Natur und die Völker- und Menschen-Entwickelung helfen und unterstützen uns dabei, und zweifelten wir am Gelingen, so geben sie uns wieder Selbstvertrauen! Und wenn auch in der Sprache des neuen Volkes der deutsche Bestandtheil so geringe wird, daß man darin kaum mehr eine Verwandtschaft erblickt, so wird doch das Rassengedächtniß nie zugeben, daß unser Antheil an der Bildung des voraussichtlich sich zum größten Geschlechte der Erde entwickelnden amerikanischen Stammes vergessen bleibt. Deutsch-Amerika wird selbst dann noch fortleben, wenn kein amerikanisches Kind mehr deutsche Worte lallt. An uns, die wir noch deutsch sprechen, ist es, das zu vermögen und die Vermittler zwischen dem alten und dem neuen Stamme zu bilden. Hören wir auf die edlen Lehren unserer Muttersprache, und übermitteln wir dieselben unsern sprachfremden Mitansiedlern, so ehren wir unsere Eltern und beglücken unsere Kinder zugleich.

Von der deutschen Oper in New York.

Wenn das Sprüchwort „Ende gut, Alles gut" nicht zu den fragwürdigen und bedenklichen gehörte, könnte man sich am Ende veranlaßt fühlen, die letzte Saison deutscher Oper, oder „Großer Oper in Deutsch", um mit der Direktion zu reden, für eine erfolgreiche zu halten, denn die wabernde Lohe des Feuerzaubers und die ahnungsvollen Schauer der Götterdämmerung haben so manche Schlacken beseitigt, welche vom ersten Theile der Saison noch in Ueberfülle zurückgeblieben waren. Den unbefangenen Beurtheiler aber muß der späte Läuterungsprozeß erst recht die Fehler erkennen lassen, mit welchen die Direktion des Metropolitan Opernhauses nach dem „incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdin" ihr künstlerisches Gewissen belastet hat, wenn anders man höflich genug ist, ihr ein solches zuzugestehen. Sie setzte zwar von Anfang an die Preise der theuren Orchestersitze ꝛc. herab, weil man ihr nach Adam Riese vorgerechnet hatte, daß der Durchschnitts-Theaterbesucher lieber drei Mal zwei Mal drei Dollar bezahlen werde, als ein Mal zwei Mal vier Dollars.

Für diejenigen, welchen dieses arithmetische Problem nicht gleich einleuchten will, geben wir nachstehend die Aufklärung. Wenn ein Orchestersitz vier Dollar kostet, kosten zwei acht Dollar — und allein pflegen selbst unverheirathete Leute schon deswegen nicht in die Oper zu gehen, weil man sich bei den „lauten" Stellen so hübsch unterhalten kann. Acht Dollar sind aber beinahe so viel wie zehn Dollar, während, wenn ein Sitz nur drei Dollar kostet, zwei also sechs, dieses doch nicht viel mehr ist als fünf, was beim allgemeinen Ueberschlag des Kunstetats unter allen Umständen schwer in's Gewicht fallen und die Richtigkeit der obigen, etwas complizirten Rechnung ergeben wird.

Indem aber die Direktion die Eintrittspreise herabsetzte, ist sie vermuthlich gleichzeitig zu der Ansicht gelangt, daß auch die Durchschnittsqualität des Gebotenen eine Reduktion erfahren müsse, denn fast sämmtliche Vorstellungen im ersten Theile der Saison bestanden infolge der Unzulänglichkeit verschiedener für erste Fächer engagirter Kräfte nur aus einem unerquicklichen Conglomerat von Mittelmäßigkeit. Waren auch in der Person der Herren Perotti und Alvary zwei sehr tüchtige, in einzelnen Partien sogar mustergültige Tenoristen vorhanden, so hatten Beide doch nur ein verhältnißmäßig kleines Repertoire und das Auditorium befand sich immer in unangenehmer Lage, wenn einer dieser Sänger seine Kunst dadurch prostituirte, daß er für die Partie, welche er gerade zu singen vorgab, nichts weiter mitbrachte, als das glitzernde Theatergewand und viel — Selbstüberhebung. Sowohl Perotti, an dessen so lange und fest begründeten Künstlerruf Niemandem einfallen wird, zu rütteln, wie Alvary, der als homo novus zu uns kam, sich nach und nach als recht brauchbare Kraft entpuppte und in dem Nibelungen-Drama als „Jung Siegfried" und „Loge" gar Leistungen ersten Ranges bot, sind häufig in Rollen aufgetreten, in welchen sie durch matte und farblose Durchführung nur negative Resultate erzielten, ein Vorwurf, der in erster Reihe gegen die Direktion gerichtet ist, weniger gegen die Sänger, welche sich dieser fügen mußten.

In Frau Moran-Olden hatten wir eine dramatische Sängerin, welche ebenso sehr durch die Wucht ihrer übrigens glänzenden Stimmmittel frappirte, wie sie durch die unentwegte Consequenz ihres Falschsingens imponirte, in Fräulein Bettaque, eine grande utilité, die nie etwas verdarb, in

Fräulein Fohstroem eine Coloraturſängerin, die ſich immer redlich bemühte, auf der Bühne hübſch auszuſehen und das auch vollſtändig erreicht hat, und in Fräulein Reil, eine Altiſtin, die keine war und überhaupt gar nichts in der Kunſt. Herr Fiſcher, auch heute noch ein ausgezeichneter Baſſiſt, der durch täuſchendes Vortrags-Nonge manche ſtimmliche Mängel vergeſſen macht, konnte infolge vielfacher Indiſpoſition ſeinen Mann nicht ſtehen und dem einſt ſo vortrefflichen Baritoniſten Robinſon gegenüber befand ſich das Publikum in der ſchmerzlichen Lage, den zehrenden Einfluß der Alles nivellirenden Zeit konſtatiren zu müſſen. Und der Reſt? O rühret, rühret nicht daran, denn er iſt Schweigen!

In der zweiten Hälfte der Saiſon riſſen die herrlichen Kunſtleiſtungen einer Lilli Lehmann, einer Schröder-Hanfſtängl Alles hin, ſogar die anderen Mitwirkenden, und ſo iſt es gekommen, daß das harmoniſch ausklingende mächtige Finale eigentlich, d. h. wenn man ſehr optimiſtiſch ſein will, zur Jubel-Ouvertüre geworden iſt, welche der nächſten Saiſon Gutes verheißt, wenn die Direktion des Metropolitan Opernhauſes nicht wieder nach dem Neuleaux'ſchen cheap and nasty in Europa künſtleriſche oder richtiger unkünſtleriſche Ernte hält. Allzu großen Dank brauchen wir ihr, wie den Aktionären des vornehmſten Kunſttempels in der Metropole überdies nicht entgegen zu bringen, denn irgend etwas muß ja doch an 39. Straße und Broadway während des Winters geſchehen und die deutſche Oper iſt immer noch am — billigſten.

Gedanken-Poeſie.

Geehrter Herr F. Edgar!

Sie haben in der letzten Nummer dieſer Blätter die Forderung aufgeſtellt und zu begründen verſucht: „Die Poeſie der Gegenwart muß Gedankenpoeſie werden im Gegenſatz zur Gefühlspoſie früherer Jahrhunderte.“ Dieſer Appell hat mich ſeltſam angemutht. Gefühlt habe ich nämlich auch ſchon ähnliches, Nachdenken indeß und noch mehr traurige Erfahrung hat mich ſchließlich immer zu der Erkenntniß gebracht, ohne Gefühl ſei auch gegenwärtig in der Dichtkunſt, verzeihen Sie das harte Wort: „Nichts zu machen!“

Da ſind zunächſt die Verleger und Redakteure. Nun, Sie ſind ſelber Dichter und kennen ſie. Vielleicht ſind Sie auch ſchon einmal mit einem wirklich klaren, conſequent zu Ende gedachten und in ſchöne Form gekleideten dichteriſchen Gedanken vor Einen getreten und mit dem Donnerworte abgewieſen worden: „Zu reflectirt, zu ſcharf, zu ſatiriſch, zu kalt!“

Und auch Einem ſelber, wenn man denn ein bischen Dichter iſt, ich meine derart, daß Einen, wie Sie es ſelber ausgedrückt haben, ab und zu

„...ein wildes Wecken der geheimſten Triebe,
Des tief Verborg'nen plötzliches Erſcheinen“

zu einer kleinen poetiſchen That fortreißt — auch Einem ſelber kommt dann die Empfindung, echte Poeſie wurzele nun einmal im Gefühl, nicht im Gedanken oder Verſtande.

Man kommt nicht recht davon ab, es gehe nicht ohne das, was die Dichter „vergangener Jahrhunderte“, denen Sie nicht mehr nachtreten wollen, „Intuition“ genannt haben, nicht ohne jene Fähigkeit, von der Platen geſagt hat:

„Denn wer durchdrungen iſt vom ewig Wahren,
Dem muß die Form ſich unbewußt vereinen“

ohne die Gabe alſo Empfindungen einen ſchönen gedanklichen Ausdruck zu geben.

Inſofern Gefühle und Empfindungen ſich direkt nur durch gewiſſe rein animaliſche Akte übertragen, jede höhere Empfindung und jedes reinere Gefühl aber nur mittelbar zu einer Wirkung ins Weite gelangen können, und zwar nur im Gewande des ausgeſprochenen oder niedergeſchriebenen Gedankens, iſt alle Poeſie ohnehin Gedankenpoeſie.

Oder was verſtehen Sie ſonſt unter einer ſolchen? Nur beſtimmte Dichtungsformen? Das Epigramm, das didactiſche Gedicht, die Satire?

Nun alle dieſe Unarten der Dichtkunſt haben auch ſchon die Dichter „vergangener Jahrhunderte“ behandelt und theilweiſe ſo vortrefflich, daß ich fürchte, auch Ihr „dichteriſcher Meſſias einer mächtigen Zukunft“ würde vielleicht immer nur mit dem an ſich ja nicht üblen Namen eines neuen Juvenal oder zweiten Leſſing vorlieb nehmen müſſen und — doch wieder nur ein Epigone ſein.

Oder wären Sie reſolut genug, nicht nur mit dieſen Formen, deren Vorherrſchen nach dem Altmeiſter Göthe allerdings gerade auf einen Verfall der Poeſie hindeutet, ſondern mit der Form überhaupt brechen zu wollen. Offenbar iſt ja gerade die Rückſicht auf das eigentliche Sprachmaterial der Poeſie, auf Reim, Rhythmus, Wohlklang u. ſ. w. dem klaren Ausdruck des Gedankens eher hinderlich als förderſam. Aber wenn Sie dem Meiſter der Zukunft das Recht geben, die Form zu zerbrechen, „mit weiſer Hand zu rechter Zeit“ etwa, wie unſer „Gefühls-College“ Schiller ſagt, dann wäre er ja wieder bei der Proſa, als beſter Ausdrucksform für den Gedanken. Und dann wären wir genau bei der Methode, welche ſchon alle „vergangenen Jahrhunderte“ als die einzig durchführbare erkannt haben: Proſa, wenn wir auf den Verſtand wirken wollen, Poeſie mit ihrem ganzen ſinnlichen Reiz als höchſten Ausdruck unſeres Empfindens und unſerer Gefühle!

Sie ſehen, je reiflicher ich über Ihren Vorſchlag nachdenke, deſto bedenklicher will er mir ſcheinen.

Ehe Sie uns alſo nicht etwas deutlicher ſagen, wie ſich der Dichter verhalten ſoll, deſſen Prophet Sie ſein wollen und auf den Sie die Welt vorzubereiten ſoeben muthig begonnen haben, halte ich es doch für bedenklich, die alten Geleiſe gleich-

sam ins Blaue hinein zu verlassen. Ich fürchte sehr stark, auch der reine „Gedankenpoet" der Zukunft hat schon seinen Edgar gefunden. Den Ihres in seiner Wirkung in's Künftige „vielleicht eine bedingte Ausnahme bildenden" Shakespeare nämlich. Sie erinnern sich vielleicht, was dieser Namensvetter von Ihnen zum alten Gloster über Leute sagt, welche sich auf gefährliche Wege wagen:

".....half way down
Hangs one that gathers samphire—dreadful trade!
Methinks, he seems *no bigger than his head.*"

Fürchten Sie nicht, es möchte immer ein „Gedankenpoet" den zweiten derart abfertigen? Aetzende Kritik, die schon jetzt Manchem das Dichten verleidet, möchte nur noch unleidlicher werden, wenn wir dem „Denken" allein das Recht des künftigen Parnaß einräumen und das „Gefühl" völlig verbannen?

Oder meinen Sie es anders? Dann heraus mit Ihren weiteren Erklärungen, damit Ihre Gedanken verständlicher werden und Wurzel fassen können in anderen Gehirnen. Aber Gedanken, wenn ich bitten darf. Jetzt noch mit Goethe's: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen" die neuen Stürmer und Dränger abzuweisen, dieses Rechtes haben Sie sich muthvoll selber begeben.

Georg Juraschek.

*) Anmerkung der Redaktion. Vielleicht dürfte es unsere Leser interessiren, die Ansicht Heine's über diese Frage zu erfahren. In seiner Beurtheilung der Dichtungen Lamartines (s. ungedruckter Nachlaß von H. Heine, Deutsche Dichtung Bd 2) heißt es wie folgt:

Mit Erstaunen, mit Schwindeln sehen wir hinauf an die hohe Gestalt, die seit einem Jahre vor unseren Augen zu einer solchen Größe emporwuchs. Das war anfangs nur ein Dichter zwar ersten Ranges, doch uns andere nicht sonderlich überragend. Ich wußte ihn wohl zu schätzen, wegen seiner Vollendung in der Form und wegen der harmonischen Einheit seiner Gefühle und Gedanken, zwei Eigenschaften, die seinem Nebenbuhler Victor Hugo gänzlich fehlen, und doch nothwendig sind, um unsterblich zu werden.

Vereinsnachrichten.

Washington, D. C., 2. Juni 1889.

Unsere Wintersaison ist vorüber. Als Nachhall stehen den betreffenden Vereinen nur noch die Juniausflüge zu Wasser und zu Lande in Aussicht.

Der „Sängerbund" beendete seine Sonntag-Abend-Unterhaltungen im vorigen Monat; das empfängliche Publikum ergötzte sich den ganzen Winter im vollen Saale an Conzert, Operette und deklamatorischen Vorträgen. Im Fasching tagte, sicher bis die Hähne krähten, eine imposante Narrensitzung, zu welcher Narrenpräsident Claudy Spezialstudien an der Quelle gemacht hatte. Er war eigens zu diesem Zwecke vorigen Sommer gen Köln am Rhein gewallfahrtet, wo nicht nur Kölnisches Wasser, sondern auch Kölnischer Humor fließt, die er neben andern Flüssigkeiten in großen Massen für das Narrenfest importirt hatte.

Der „Männerchor" übte neben dem programmmäßigen Gesang auch Mildthätigkeit, indem er sein alljährliches Lustspiel auch heuer zum Besten des „Allgemeinen Deutschen Waisenhauses" gab, worauf jedesmal ein Tänzchen folgt.

Der „Turnverein" gönnt nicht allein dem Körper, sondern auch dem Geist Bewegung, und dieses Jahr gab er vornehmlich solchen Rednern das Wort, welche ihr Scherflein zur Lösung der schwierigen socialen Frage beizutragen sich bestrebten.— Jedoch blieb trotz aller hohen Ziele die Krone seines Winters ein Costümball, der ein Erfolg genannt werden muß. Wer sich für die Siege der Frauen interessirt, der erfahre: daß eine Dame, eine Kunstenthusiastin, Frau Heidemann, es war, welche dieses Fest arrangirte.— Ein Mummenschanz konnte es aber nicht genannt werden, weil Jeder sein leibeigenes Gesicht zur Schau trug.

Der junge „Technikerverein" scheint gleich als Riese zur Welt gekommen zu sein; wenigstens hörte man von ihm erst, als er schon wie ein Mann auftrat. Er belehrt sich den ganzen Winter unter seines Gleichen durch fachmännische Vorlesungen, verschafft aber der ihm innewohnenden Galanterie Erleichterung, daß er der jungen Damenwelt einen Ball in Aussicht stellt, nachdem — ein Bankett abgehalten worden ist. Dieses Jahr fand es sich, daß man sehr elastisch banketiren, daß der Humpen der Trinklustigen die Geduld der Tanzlustigen hart auf die Probe stellen kann, wobei die kleinen, revolutionären Füßchen in den Ballschuhen beinahe unter den Tischen Marseillaise getanzt hätten, bis die älteren Herren endlich ein menschlich Herz zeigten.— Als dieselben ausgetoastet und ausgetrunken hatten, enthüllten sich die Banketttafeln als fühllose Bretter und Böcke, welche in die Unterwelt verschwinden mußten. Die Stühle flogen in die Ecken — und die Musen hatten den Bachus besiegt.—

Während alles dieses in den deutschen Kreisen der Bundeshauptstadt vor sich ging, strebte auch die „Deutsche Dramatische Gesellschaft" auf ihrer bescheidenen Bahn weiter und kann hiermit in ihrem Jahresbericht einen entschiedenen Erfolg verzeichnen.

Wenn der mißvergnügte Vereins-Senchen-Maler in New York, welcher in No. 11 und 12 des vor. Jahrg. dieses Blattes dem Deutschthum die Auflösung prophezeiht, uns hier einmal besuchen wollte, um zu sehen, wie in diesem Verein das Amerikanerthum im Deutschthum aufgeht, so würde er sein männliches Kassandrathum vielleicht ein wenig modificiren.

Das Individuum konnte hier zur Germanisirung unserer Kinder nicht viel ausrichten, so lange die Volksschule nicht auch in den unteren Klassen unsere Muttersprache in den Stundenplan aufnimmt, denn Alles strebt hier der öffentlichen Schule zu!— In einem Orte, dessen Einwohnerzahl nicht eine deutsche Majorität aufweisen kann, muß sich der deutsche Patriot bestreben, das Deutsche Mode zu machen um die Hilfe der deutschlernenden und deutschsprechenden Anglo-Amerikaner herbeizuziehen. Eine solche Thätigkeit bewährte sich in den letzten vier Jahren bei der „Deutschen Dramatischen Gesellschaft", welche jetzt ihre Mitgliederzahl beinah auf Hundert gesteigert hat und Aussicht auf stetiges Wachsthum zeigt. Während zwölf Gründer derselben im Anfang Mühe hatten, das Interesse aufrecht zu erhalten, und die Männer sich hier ebenso ablehnend erwiesen, wie in allen anderen Vereinen, wo keine geistigen Erfrischungen in Gläsern gereicht werden, so daß heroische Damen oft Herrenrollen mit einem Derby auf dem Kopfe, zum Abzeichen des

Geschlechts, lesen mußten, strömen jetzt unsere gebildeten Landsmänner unaufgefordert herbei und erkennen das segensreiche Wirken des Vereins an. — Im Anfange erfreuten sich nur Lustspiele eines wirklichen Erfolges; bei klassischen Vorträgen fühlten die Darsteller ein unterdrücktes Gähnen der Zuhörer. Letzten Winter dagegen mußten mehrere Vorstellungen von dramatischen Werken Uhland's, Grillparzer's und Anderer auf Verlangen wiederholt werden. So schloß der ganze Cyclus Ende Mai mit Scenen in „Costüm" aus „Medea" auf einer zweckmäßigen Bühne in einem größeren Lokale, wo sich trotz niederströmenden Regens eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt hatte. Die trefflichen Leistungen der Darsteller wurden mit wiederholtem Hervorruf belohnt. Diesem Meisterwerke Grillparzer's folgte ein Lustspiel, und die Pausen wurden von Künstlern durch Claviervorträge ausgefüllt. Zum Schluß hielt die Präsidentin, Frau Emma Poesche, eine Abschiedsrede an Mitglieder und Gäste und trug dann ein Originalgedicht vor, welches in der nächsten Nummer der „D. A. D." veröffentlicht wird.

Diesem folgte eine anerkennende, beredte Ansprache an Präsidentin und Darsteller von Herrn Simon Wolf, der hier an allen öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil nimmt und somit kamen die anregenden und erfolgreichen Abende zu einem allgemein erhebenden Abschlusse.

* *

Besprechungen.

Cotta'sche Volksbibliothek.

Von dieser neuen Sammlung der besten Erzeugnisse der bedeutendsten Dichter und Denker liegen uns die ersten drei Bände vor, welche die ersten zwei Bände der sämmtlichen Werke Schillers und den ersten Theil der ausgewählten Werke Göthe's enthalten. Wenn man schon die Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur wegen ihrer Billigkeit bei sauberer Ausstattung bewundern mußte, so kann man kaum begreifen, wie es die Verlagsbuchhandlung nur möglich machen kann, den elegant in Leinwand gebundenen Band von etwa 15 Druckbogen bei einem Aufschlag von 25 Prozent an Zollgebühren zu dem Preise von 25 Cents im Einzelverkauf zu liefern. Die Bibliothek wird in 52 Bänden von durchschnittlich 250 S., welche in Zwischenräumen von 2 Wochen erscheinen, die sämmtlichen Werke Schiller's, Shakespeare's, Körner's und Hauff's und die ausgewählten Werke Göthe's und Lessing's bringen. Wir können dieses wahrhaft volksthümliche Unternehmen nur bestens empfehlen.

Walt Whitman — „Grashalme." Gedichte in Auswahl übersetzt von Karl Knortz und T. W. Rolleston. Zürich, Verlagsmagazin.

Der Nestor der lebenden amerikanischen Dichter, Walt Whitman, nimmt eine eigenartige Stellung in der Weltliteratur ein. Die dichterische Empfindung, welche in jedem seiner Erzeugnisse lebt, weist ihm einen hervorragenden Platz unter den Poeten der Gegenwart an, aber wer neben der dichterischen Empfindung auch irgend eine künstlerische Form als Haupterforderniß des dichterischen Wesens betrachtet, wird Walt. Whitmann nicht ohne Weiteres in die Klasse der Tennyson, Longfellow, Ginsti oder Puschkin einrangiren. Weder die „Grashalme", welche hier zum ersten Male in einer wenigstens die charakteristischen Strophen enthaltenden deutschen Uebersetzung vorliegen — Ferdinand Freiligrath und Adolf Strodtmann haben schon früher einige Whitman'sche Verse ihren Blüthenlesen ausländischer Literatur einverleibt — noch die „Trommelschläge" sind Gedichte im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern gedichtähnliche Rhapsodieen von jener theils wildphantastischen, theils seherartigen Färbung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Literatur einigen Klopstock-Nachahmern eigen gewesen ist. Rhetorische Floskeln, eine von Geschmacklosigkeit wimmelnde Hyperbelschwulst und kecker Realismus, welcher nicht frei von Cynismus ist, finden sich in diesen wunderlichen Streckversen neben wahrhaft erhabenen Stellen, aus welchen die gluthvolle Phantasie eines ächten Dichtergemüths zu uns spricht. Den Lesern, welche Walt. Whitman noch nicht kennen sollten, einen Begriff von dem eigenthümlichen Charakter seine Poesieen zu geben, bringen wir nachstehend eine Probe, welche wir der vorliegenden Uebersetzung entnehmen:

Dichter, die kommen sollen.

Dichter, die kommen sollen! Redner, Sänger, Musiker, die kommen sollen!
Nicht das Heute soll mich rechtfertigen und Antwort geben, wozu ich bin.
Aber ihr, ein neues Geschlecht, einheimisch, athletisch, festländisch, größer als vorher gekannt,
Erwacht! denn ihr müßt mich rechtfertigen.
Ich selbst schreibe nur ein oder zwei andeutende Vorworte für die Zukunft,
Ich trete nur einen Augenblick hervor, um wieder umzukehren, und in's Dunkel zurückzueilen.
Ich bin ein Mann, der so hinschlendert, ohne ganz still zu stehen, und einen zufälligen Wink nach Euch wirft und dann sein Antlitz abwendet,
Ich überlasse es Euch zu beweisen und zu definiren,
Ich erwarte die Hauptsache von Euch.

Wir haben gerade diese Strophen gewählt, weil sich Whitman in denselben als Gründer einer völlig neuen Poesie, welche, wie Freiligrath von ihm sagt, „ein stolzer, freier Mensch und nur ein Mensch, weltweite soziale und politische Perspektiven erschließt", hinstellte. Die Uebersetzung, in deren Verdienst sich der bekannte deutsch-amerikanische Literat Karl Knortz und der Engländer T. W. Rolleston, welcher eine Stellung am britisch Museum in London bekleidet, theilen, ist eine gute und den Sinn des Originals getreulich wiedergebende. Wenn in der Auswahl der dichterische Weizen von der geschmacklosen Spreu etwas sorgfältiger geschieden worden wäre, so wäre das dem anerkennungswerthen Versuche der Uebersetzer, der eigenartigen dichterischen Individualität Whitman's in Deutschland Freunde zu erwerben, unzweifelhaft förderlich gewesen. In einem Briefe an T. W. Rolleston spricht der Dichter aus, daß es ihm lieb, sehr lieb wäre, Zulaß und Zuhörerschaft unter den germanischen Völkern zu gewinnen.

**

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung

der hervorragendsten deutschen

Dichter und Schriftsteller Amerikas.

—oo—

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 15. Juli 1889. 4. Heft.

Deutsch-Amerika.

Es ist ein eigen Thun und Lassen,
Das uns're Seele tief bewegt,
Wenn sie zwei Welten muß umfassen,
Vereint als Heimath in sich trägt;
Es ist ein rechtes Doppelleben,
Ob leicht das Herz sei, oder schwer,
Gedanken manigfaltig schweben
Und ziehen über Land und Meer.

Hier in dem laut bewegten Treiben
Wird jedem Streben freier Raum,
Da kann kein Ruheort wohl bleiben
Für einen stillen Lebenstraum,
Hier ist der Ort für Kraft und Wille,
Der Schauplatz schneller Zeit und That,
Doch fällt dazwischen in der Stille
Manch gutes Korn der deutschen Saat.

Das Selbstgefühl braucht nicht zu wanken
Wenn es die deutsche Heimath sucht,
Dort keimten oftmals die Gedanken,
Die hier gereift zu gold'ner Frucht;
Bei manchem staunenswerthen Werke,
Das hier des Strebens Ruhm vermehrt,
Hat sich des deutschen Geistes Stärke,
Hat sich der deutsche Arm bewährt.

Und wenn wir dankbar auch ermessen,
Was uns das neue Land beschied,
So können wir doch nie vergessen
Der alten Heimath Wort und Lied!—
Sorgt, daß in's Kinderherz man streue
Der Dichtung Gold, der Wahrheit Erz,
Die Welt, die alte und die neue,
Bedarf ja dessen allerwärts.

Wir legen freudig unsere Hände
In uns'rer Heimath Doppelband,
Und hin und her, sei ohne Ende
Ein treugemeinter Gruß gesandt;
Wenn stolz auf neuen Glanz wir blicken,
Der auf das Sternenbanner fällt,
So baut das Herz oft gold'ne Brücken
Hinüber in die alte Welt.

Alton, Ill.

Maria Raible.

Columbia.

Stolz erhebst du, deiner bewußt, das Haupt schon,
Zuversichtlich kühn, doch mit Ruhe blicket
In der Zukunft dunkele Nacht dein Auge,
Jüngstes der Völker.

Nur dir selbst, der eigenen Thatkraft trauend,
Tratest du in den Kreis der Nationen, ihre
Achtung hat dein Schwert sich erzwungen, Achtung,
Aber auch Mißgunst.

Denn wie du, mit sicheren Riesenschritten,
Eilte keine jemals zum fernen Ziele.
Deines Adlers freie gewaltige Schwingen
Möchten sie stutzen.

Doch umsonst, zur Sonne der Freiheit aufwärts
Geht sein Flug, nicht achtend der dunklen Wolken,
Die gewitterschwül und bedrohlich steigen
Ueber die Lande.

Mögen bang auch ängstliche Herzen zagen
Bei so wildem, stürmischen Fluge, Freiheit
Ward noch nie auf weichen, bequemen Pfaden
Mühlos gefunden.

Darum schweiget, krittelnde Tadler, eure
Schulweisheit sie paßt für den Lehrsaal, aber
Ein lebendig, jugendlich Volk es wandelt
Eigene Bahnen.

Mögen oft sie rauh erscheinen, oftmals
Hart am Klippenhange vorüber führen,
Nur getrost, es strauchelt der Kühne manchmal,
Aber er fällt nicht.

Vorwärts d'rum, Columbia, schreite muthig
Fort auf kühn betretner Bahn, sie führet
Dich, bleibst du dir selbst nur getreu, doch endlich
Auf zu den Sternen.

Fern im Osten stand einst der Menschheit Wiege;
Westwärts ziehend ward ihr die Erde Wohnung;
Du, des Westens jugendlich schöne Herrin,
Seist ihr die Zukunft.

Brooklyn, N. Y. **F. Edgar.**

Volkslied.

(Aus dem Luxemburger Dialekt.)

Perlen vom Thau,
Das sind die Diamanten,
Blumen vom Feld,
Die sind mein Hochzeitskleid;
Kleine Nachtigallen,
Das sind die Musikanten —
Und dein treu' Herz
Ist meine Seligkeit.

Das, was ich hab',
Ich will es mit dir theilen;
Du weißt, mein Herz
Ist ewig lang schon dein.
Ob arm oder reich,
Das Glück wird bei uns weilen,
Wenn du mir sagst:
„Für ewig bist du mein."

Milwaukee, Wis. **Georg Meyer.**

Eine Ehescheidung.

Von Otto Schwank.

Inmitten der Wildniß der Adirondacks, dort wo der Au Sable River den Salmon Creek aufnimmt, liegt eine Ansiedlung, deren Bewohner größtentheils Köhler sind. Der Strom der Sommerfrischler hatte sich noch nicht bis nach Nemona, dies war der Name jener Ansiedlung, hingezogen; denn außer — wildromantischer Umgebung gab es dort nichts Anziehendes. Dies ist aber für unsere realistische Welt zu wenig. Um so mehr wunderten sich die Ortsbewohner, als ihnen McHoward, der einzige Ladenbesitzer im Orte, mittheilte, er werde sein neugebautes Gebäude nicht selbst beziehen, da er es an eine New Yorker Familie vermiethet habe.

Als diese Miether ankamen, kümmerten sich die Dörfler auch nicht viel um sie; es waren eben beschränkte Leute, die nicht weiter, als bis zu ihrem Kohlenmeiler dachten, denen es nie im Traume eingefallen wäre, zu glauben, daß diese Fremden vielleicht der Anfang einer Sommerfrischler-Colonie werden konnten, welche aus dem armen Köhlernest einen wohlhabenden Ort machen würden.

Die New Yorker waren bloß vier Köpfe stark; das noch jugendliche Ehepaar, eine deutsche Köchin und eine englische Zofe.

„Das ist ein schönes Nest, Oscar", meinte Frau Wesenberg, „da sollen wir den ganzen Sommer bleiben?"

„Kind, urtheile nicht zu rasch; Du dürftest wenig schönere Punkte in den ganzen Adirondacks finden. Oeffne doch blos Deine Augen, liebe Joe; schaue diese prächtige Fernsicht! Diese herrlichen Wälder, diese pittoreske Felsbildung! Dort, jener von der Sonne so hell beschienene Felskegel, das ist der Whiteface; jene Spitze rechter Hand heißt Tahawas und der Berg, den Du nur in nebelgrauer Ferne wahrnimmst, ist der Mount Ligu, ein ehemals heiliger Berg der Mohicans."

„Dies ist Alles recht schön, Oscar; aber jene Berge kann ich doch nicht alle Tage entzückend finden und um sie zu besteigen sind sie wohl zu entfernt."

„Oh, es giebt viele Sehenswürdigkeiten in der Nähe. Zuerst der Jungfern-Wasserfall, keine halbe Stunde entfernt; etwas weiter findest Du den Birmingham-Fall und keine zwei Stunden von hier bildet der Au Sable River jene stundenlange Klause, Walled Banks genannt, welche mich so sehr an die große Klamm unweit Lassing bei Mariazell erinnert."

„Ich gebe es zu, Oscar, daß Alles recht schön ist; aber viel zu viel Natur."

„So, so, meine liebe Joe; Ihr Damen der großen Welt habt ganz eigene Ansichten. Wenn Ihr am warmen Kamin Eurer Stuben sitzet und den Nordwester durch die Straßen heulen hört, dann schwärmt Ihr von der Schönheit der Berge, von der Pracht der Blumen, vom balsamischen Hauche der Waldesluft."

„Nun Oscar, Du übertreibst; wir Amerikanerinnen sind keine Gretchens."

„Aber kommt Ihr dann in Gottes freier Natur, dann ist sie Euch zu ländlich, zu einsam, zu langweilig."

„Du bist im Irrthum, Oscar; hier in diesem Köhlernest freilich könnte Deine Ansicht zutreffen, aber in Glen Falls, Port Edward, von Saratoga gar nicht zu sprechen, finde ich auch Naturschönheiten genug; nebenbei freilich auch etwas Unterhaltung, zu...."

„Der die Naturschönheiten einen guten Hintergrund geben", meinte sarkastisch Herr Wesenberg.

„Nun mit Dir ist darüber nicht zu streiten, denn Du bist ein Naturnarr. Es ist aber unbillig, von seiner Frau zu verlangen, sie solle Monate lang in diesem Winkel der Erde, wo sich die Füchse „Gute Nacht" sagen, verkümmern, während ihr Herr Gemahl nur ab und zu zum Besuche herauskommt, da er Geschäfte halber in New York bleiben muß."

„Aber Kind, Du wirst ungerecht; wenn ich auf's Land gehe, suche ich eben ländliche Einsamkeit; lärmende Vergnügen muß ich leider in der Stadt mehr, als es mir lieb ist mitmachen. Uebrigens gab es eine Zeit, wo Du noch anders dachtest. Erinnerst Du Dich noch der Zeit, vor vier Jahren, als wir uns zum erstenmal in den Ruinen von Fort Ticonderoga am Champlain Lake, keine zehn Stunden von hier, trafen. Da fandest Du noch die Schönheit des Canals, der den Lake George (oder wie Du ihn immer nanntest mit seinen indianischen Namen, Lake Horicon) mit dem Lake Champlain verbindet, unvergleichlich und die Ruinen jenes Forts verwandelten sich in Deiner Fantasie wieder in die Veste mit Bastionen und Casematten und darüber flatterndem Lilienbanner der Bourbonen."

„Damals war ich noch ein Kind."

„Gewiß; echt kindlich war es damals, als Du Deinen muthwilligen Vetter abhielst, die arme Blindschleiche zu tödten und rührend war es, als Du ihm die bittersten Vorwürfe machtest, weil er die wunderschönen Vergißmeinichte am Fuße der Ruine, die von den Fluthen des See's bespült werden, muthwillig vernichtete. War dies keine Liebe zur Natur, die sich in Deinem kindlichen Zorne äußerte? Oder war es keine Bewunderung von Gottes schöner Schöpfung, als Du das Spiegelbild der föhrengekrönten Hügel im See in schwungvollen Versen besangst?"

„Ja dort war wenigstens eine Ruine, die uns an die Vergangenheit erinnerte; aber hier giebt es keine Vergangenheit, die Gegenwart mit ihrer Romantik in der Natur interessirt mich nicht mehr und von der Zukunft hoffe ich hier Nichts."

„So, Du glaubst, hier giebt es keine Vergangenheit? Komme! Ich führe Dich zu einer Stelle, welche Dir aus vergangenen Zeiten erzählen könnte. Freilich spricht sie jetzt nur die Sprache der Natur und die ist nicht Jedermann verständlich."

Arm in Arm schlenderten sie den Fußsteig entlang, der sie zum Jungfern-Fall führte.

„Siehst Du diesen Wasserfall mit seiner ruhigen Umgebung; auch er hat seine Vergangenheit, freilich eine recht traurige."

„So, nun erzähle mir davon; es wird jedenfalls wieder so eines Deiner sentimentalen Märchen sein."

„Es mögen hundert fünfzig Jahre oder mehr vergangen sein, da hausten in dieser Gegend noch die Indianer, trotzdem die Franzosen bereits das Fort Ticonderoga an der Südspitze des Lake Champlain errichtet hatten und das rothe Kreuz der Engländer vom Fort William am Lake George flatterte. Ein französischer Soldat, der einer Ex-

pedition, die von Fort Ticonderoga nach Quebeck ging, angehörte, verlor seine Truppe aus dem Gesicht und gelangte hier an den Wasserfall. Hier fand er träumerisch sitzend die stolze Häuptlingstochter Nemona. Die gluthängige rothe Jungfrau gefiel dem jungen Franzosen und umgekehrt sah die Tochter des Waldes das fremde Bleichgesicht auch nicht ungerne. In Folge dessen entbrannten sie auch in gegenseitiger Liebe und beschlossen sich zu heirathen. Nemona, als Häuptlingstochter konnte kein Bleichgesicht in ihr Wigwam führen; darum wollten sie nach Quebeck, wo sich des jungen Franzosen Eltern befanden, fliehen. Er wollte zuerst seine Eltern auf die Schwiegertochter vorbereiten, dann zurückkehren und seine Braut abholen.— Die Braut wartete Monat auf Monat, der Bräutigam kam nicht. Die Stammes-Aeltesten drangen in sie, denn sie war verwaist, einen edlen, jungen Häuptling als Eheherrn zu nehmen. Sie sträubte sich, doch es half Alles Nichts; endlich mußte sie den Tag festsetzen lassen, an dem sie vermählt werden sollte. Derselbe brach an; sie schmückte sich, wie sich eben eine Häuptlingstochter festlich schmücken konnte; doch bat sie ihren zukünftigen Herrn, er möge mit der Vermählung sich bis nach Sonnenuntergang gedulden, da sie noch mit Manitou etwas Wichtiges zu verhandeln habe. Es war gerade der Jahrestag, seitdem sie der Franzose verlassen hatte. Sie begab sich an den Wasserfall; spähend sandte sie ihre Blicke gegen Norden und lauschte. Stunde auf Stunde verrann, schon glänzten die Wipfeln der Tannen und Buchen im röthlichen Glanze der untergehenden Sonne, aber kein verheißendes Knicken der Zweige verkündete die Ankunft des Freundes aus dem Norden. Endlich, als Nemona schier zu verzweifeln begann, bogen sich die Zweige auseinander und ihr weißer Freund schloß sie in seine Arme. Selig lag sie an der Brust des Geliebten. Wenn auch die Liebe blind macht, so macht sie dennoch nicht taub und so horchte auch Nemona, als Tochter des Waldes, auf ein verdächtiges Geräusch. Das Gebüsch theilte sich und heraus sprang Tehman, der Verlobte Nemona's. Kaum erblickte er die Gruppe, so sprang er wüthend gegen dieselbe an. Doch auch der Franzose war in der Wildniß aufgewachsen, im Nu war seine Büchse an der Backe, der Feuerstein schnappte zu; doch erschrocken horchte der Franzose auf den hellen Klang des Hammers,— er hatte in der Eile vergessen Pulver auf die Pfanne zu schütten. Nun sauste des Indianers Tomahak durch die Luft und traf den unglücklichen Franzosen mitten in die Stirn. Nemona fing den sterbenden Geliebten auf, sie zog die tödtliche Waffe aus der Wunde, sie wischte ihm das Blut vom Gesichte und drückte ihm die Augen zu. Tehnan sah ihr aus der Ferne zu. Dann begann sie zu singen; zuerst leise, dann immer lauter; erhob ihren todten Geliebten mit kaum glaublicher Kraft, schwang unter immer lauter werdendem Gesang den Tomahak um ihr Haupt und sprang sammt ihrer Last in den rauschenden Strudel des Wasserfalls. Seit jener Zeit der Name Maiden-Fall, Jungfernfall.————

„Wo ist meine Frau, Gussi?" frug Herr Wesenberg seine deutsche Köchin, als er wieder einmal Samstag Nachmittags von New York ankam.

Madame wäre mit ihrer Freundin Fräulein Pekham nach Fort Edward oder Glenfall gefahren.

Herr Wesenberg beruhigte sich, durchstreifte die Umgebung, sammelte große Büsche Waldblumen, woraus er daheim Blumensträuße machte, um die Räume zum Empfang seiner Frau zu schmücken. Doch wer nicht kam, war Frau Wesenberg. Statt ihrer kam eine Depesche aus Saratoga, sie befände sich dort und käme erst Sonntag. Doch auch Sonntag kam sie nicht. Wesenberg wartete bis Dienstag, da traf sie endlich ein.

Die junge Frau wunderte sich sehr, ihren Herrn und Gemahl noch anzutreffen, der sie mit ernsten, aber ruhig gehaltenen Vorwürfen empfing.

„Es wird immer besser; jetzt macht man mir noch Vorwürfe, daß ich es wagte, einmal dieser Einsiedelei zu entschlüpfen."

„Nicht deßhalb Joe, daß Du überhaupt weg von Nemona warst, mache ich Dir Vorwürfe; denn niemals fiel es mir ein, Deine persönliche Freiheit zu beschränken; daß Du aber gerade jene Tage wähltest, an denen ich regelmäßig zum Besuche kam, das ist kränkend."

„Werde nicht sentimental! Oscar. Nichts ist mir unangenehmer, als gerührte Männer.

„Joe, ich finde Dich sehr verändert und diese Veränderung rührt jedenfalls von fremden Einflüssen her. Joe, ich warne Dich, lasse Dir Dein Eheglück nicht von übergeschnappten Reden Deiner blaustrümpfigen Freundin Pekham zerstören. Der Mann, der einmal das Glück haben wird, Miß Pekham sein eigen zu nennen, den bedaure ich schon heute."

„Oscar, ziehe meine Freundin nicht mit in den Kreis Deiner Betrachtungen; denn ich halte sie für eines der klugsten Mädchen, die ich kenne."

„Klug kann sie sein; ob aber Klugheit allein genügt, eine glückliche Ehe zu begründen, daran zweifle ich."

„Ihr Herren der Schöpfung habt ein Selbstbewußtsein, welches Euch nicht erlaubt zu glauben, ein Weib könne auch ohne Mann glücklich werden. Miß Pekham denkt gar nicht daran zu heirathen."

„Da thut sie auch recht; sie fühlt den Beruf der alten Jungfer in sich.————

Den nächstfolgenden Samstag fand Wesenberg seine Frau wieder nicht daheim. Er verblieb den Sonntag über in Nemona und reiste Montag zurück, ohne auf das Eintreffen seiner Frau zu warten. Vierzehn Tage waren vergangen, Herr Wesenberg war nicht wieder in Nemona erschienen; auch kam kein sein Ausbleiben erklärender Brief. Joe wurde bestürzt und trotz dem Abreden der guten Freundin Pekham machte sie sich auf nach New York. Als sie ihre prachtvolle Wohnung in Madison Avenue betrat, dachte sie zurück an jenen Tag, wo sie zum erstenmal diese von dem liebevollen Gatten mit verschwenderischen Mitteln ausgestatteten Räume bezog. Wehmüthigen Gefühles gelangte sie in das gemeinschaftliche, luxuriös eingerichtete Schlafzimmer. Doch bebend blieb sie an der Schwelle stehen; denn es stand nur ihr Bett darin. Dasjenige ihres Gemahls war entfernt. Nun brach Joe in Thränen aus, fühlte sich verrathen, mit Füßen getreten. Sie erwartete jedoch die Rückkehr ihres Mannes. Er kam, es wurde ihm die Ankunft seiner Frau mitgetheilt, aber er begab sich auf sein Zimmer. Als Frau Wesenberg die Ueberzeugung gewonnen hatte, ihr Mann käme nicht zu ihr, verließ sie mit rothgeweinten Augen ihre Wohnung, um die nicht allzuferne ihrer Eltern aufzusuchen. Dort wurde sie zwar verwundert, aber mit offenen Armen aufgenommen. Die Mama, die von Anfang an gegen die Verbindung war, verarbeitete den Herrn

Schwiegersohn nicht schlecht, so daß Papa sich bemüßigt fühlte, denselben in Schutz zu nehmen. Doch es half nichts; die ganze andere Familie war einig, daß Wesenberg ein Barbar, ein Tyrann sei. Als am nächsten Tage auch noch Frl. Pekham auf der Bildfläche erschien, ward der armen Joe derart zugesetzt, daß sie endlich selbst glaubte, das Beste wäre eine Trennung der Ehe. Als die nöthigen Schritte, um dieselben durchzuführen, gemacht wurden, ließ Joe Alles theilnahmslos über sich ergehen. Willenlos unterschrieb sie die von dem Advokaten vorgelegten Dokumente. Sie fühlte sich recht unglücklich, vereinsamt und insbesondere der Trost, den ihr Fräulein Pekham zusprach, brachte sie in die heftigste Erregung.— Da kam der Tag der Verhandlung vor dem Richter.

Joe war in Begleitung ihrer ganzen Familie, des Advokaten und last but not least Frl. Pekham. Wesenberg war nur in Begleitung seines Bruders, ohne jeden Rechtsbeistand erschienen. Beide Parteien befanden sich im Privatzimmer des Richters. Joe war dunkel gekleidet, ein dichter Schleier bedeckte ihr Gesicht. Als sie aber das abgehärmte, bleiche Gesicht ihres Mannes erblickte, durchrieselte einen Schauer ihren Körper. Wesenberg begrüßte die Familie seiner Frau und reichte ihr die Hand. Da rannen der jungen Frau Thränen über die Wangen, die selbst der schützende Schleier dem scharfen Auge Wesenberg's nicht verbergen konnte. Die Mutter und Miß Pekham redeten Joe Muth zu, während der Vater mißbilligenden Auges diese Gruppe musterte.

Der Advokat brachte Joe's Anklagen vor, die zwar keine Scheidung, aber doch eine Trennung des Ehepaares ermöglichen sollte. Als der Advokat geendet, frug der Richter Herrn Wesenberg, was er gegen diese Anschuldigungen einzuwenden habe. Er verzichtete jedoch auf jede Einwendung. Joe ward furchtbar erregt und krampfhaft hob und senkte sich ihr Busen, so daß ihr Vater ängstlich hinzutrat und ihre Hand ergriff.

„Dann sind Sie mit der freiwilligen Trennung der Ehe einverstanden, Herr Wesenberg?" frug der Advokat und reichte ihm die eingetauchte Feder zum Unterschreiben der Dokumente. Wesenberg ergriff die Feder; da erhob sich Joe und stützte sich schwer auf den Arm ihres Vaters.

„Euer Ehren", sagte Wesenberg zum Richter gewendet, „dieser Federzug ist entscheidend für mein Leben und er will überlegt sein. Dürfte ich bitten, mir noch fünf Tage Zeit zu gewähren?"

Der Advokat wollte Einwendungen machen, aber durch ein zustimmendes Nicken des Vaters beeinflußt, gewährte der Richter den Aufschub.—

Beide Theile entfernten sich aus des Richters Zimmer. Joe schritt am Arme ihres Vaters die breite Freitreppe des Gerichtshauses nieder, während die anderen Familienmitglieder im Vorsaale noch mit dem Advokaten verhandelten. Wesenberg und sein Bruder traf bei dem Ausgangsthore auf Vater und Tochter, welche rathlos in den schweren Sommerregen starrten. Ihr Wagen war noch nicht zur Stelle und kein anderes Gefährt als der Broom Wesenberg's vorhanden. Grüßend trat er näher und bot seinen Wagen an. Nach kurzem Zögern ward das Anerbieten angenommen und Wesenberg begleitete Vater und Tochter nach dem zweisitzigen Wagen. Joe ward in den Wagen gehoben und als Wesenberg zur Seite treten wollte, um den Vater hinein zu lassen, ward er von demselben in's Coupee geschoben, die Thüre zugeschlagen und der verständige Kutscher trieb die Pferde an.—

„Hoffentlich hilft es", sagte der alte Herr, seinen Arm unter den von Wesenberg's Bruder schiebend und sich mit diesem entfernend, seine Damen dem Schutze des Advokaten überlassend.

Zuerst erschrack Joe und selbst Wesenberg mußte nach Fassung ringen. Beide schwiegen. Da suchte und fand Wesenberg Joe's Hand und fühlte seinen Druck leise erwiedert. „Joe", sagte er leise. Doch statt aller Antwort warf sich Joe ihrem Mann um den Hals und schluchzte: „Oscar! kannst Du mir vergeben?"

Da in demselben Augenblick der Wagen vor Wesenberg's Haus hielt, so sprang er ohne Antwort zu geben aus dem Wagen, hob sein Weibchen heraus und führte sie glückstrahlend in sein verwaistes Haus.

Neues Leben.

Endlich ist der dunkle Traum zerstoben,
Durch die Dämm'rung strahlt der Wahrheit Pracht,
Farbenbilder, die ein Wahn gewoben,
Sinken hin in's Nebelreich der Nacht.
Zweifel schwinden, dunkle Nachtgestalten,
Die dem Herzen seine Ruh geraubt,
Daß sich Wahrheit heller kann entfalten
Und das Herz in neuem Hoffen glaubt.

Zum Gestade sel'ger Lichtgefilde
Gleit' nun ruhig meines Lebens Kahn.
Niederkniend vor dem Strahlenbilde
Ew'ger Gottheit flieh' des Geistes Wahn.
Alte Räthsel dieser flücht'gen Tage
Löst Natur mit ihrer Wundermacht,
Und des Herzens stumme Seelenklage
Schwindet hin in's Grau'n der Erdennacht.

New York.

Adolf v. d. Stepnitz.

Was ist die Seele?

Ein Gedicht in Prosa von **F. Pauly.**

Was ist die Seele? Ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang sie diese Frage stellte. Es ist so ihre Art, das gemächliche Plaudern unversehens zu einem ernsthaften Gespräch oder, wie es auch diesmal geschah, zu einem noch ernsteren Stillschweigen umzuwandeln, indem sie etwa ein leichthin ausgesprochenes Wort beim Wort nimmt, gleichsam das Wort nach seiner Seele fragt.

Was ist die Seele? Sollte ich mit dem antworten, was davon im Katechismus zu lesen steht? Aber das wußte sie ja selbst, das wußte sie, ich muß es mit Beschämung gestehen, wahrscheinlich besser als ich. Oder sollte ich einen der vielen Weltweisen und Weltunweisen statt meiner antworten lassen? Sie hätte auch diesmal, wie es schon so oft geschehen, auf derlei fremde Sprüchlein nicht hören mögen. „Ich will von dir Bescheid, nicht von deinen Büchern." Sie denkt darin strenger, als mancher gelehrte Professor, der mit der Weisheit, die im Buche, in Sonderheit in seinem Buche steht, vollauf zufrieden ist, ja von einer anderen überhaupt durchaus nichts hören will.

Was ist die Seele? — Da gab es denn wieder einmal jenes ernsthafte Stillschweigen, das ich so sehr liebe, und daraus ich bereits viel mehr gelernt habe, als aus mancher lauten und vorlauten Disputation. Auch sie schwieg. Nach einer Weile aber sagte sie leise: „Jetzt weiß ich, was die Seele ist. Es ist das, womit ich dich liebe."

Der Herr Professor wird das nicht gelten lassen, denn davon steht keine Silbe in seinem Buche. Du wohlweiser Leser wahrscheinlich auch nicht, denn du durftest ihr nicht in's Auge schauen, als sie die lieben Worte sprach. Ich aber weiß jetzt, was die Seele ist.

Yussuf.

(Nach dem Engl. des James Russell Lowell.)

Ein Fremdling kam an Yussuf's Zelt zur Nacht
Und rief: „Verfolgt werd' ich, und mich bedroht,
Den Fliehenden, der Feinde Uebermacht.
Ich fleh' Dich an, gieb Obdach mir und Brot;
Der läßt mich fallen nicht in ihre Händ',
Den man durch's ganze Land „den Guten" nennt!"

„Dies Zelt ist mein, doch ist es Gottes auch,"
Sprach Yussuf; „Komm', tritt ein und friedlich ruh'.
Nimm Theil an dem, wie's unter Brüdern Brauch,
Was Der mir gab, dess' Odem immerzu
Beschützend über uns're Zelte weht,
An dessen Thor Niemand vergeblich fleht!"

Und sicher ruht der Gast an Yussuf's Herd.
Vor Tagesgrau'n weckt dieser ihn und spricht:
„Nimm dieses Gold; zur Flucht mein schnellstes Pferd
Gesattelt steht. Flieh', eh' der Sonne Licht
Wird hell!" — Wie Flammen lodern auf in Gluth,
Entfachte Edelmuth da Edelmuth.

Der Fremde steht, von Yussuf's Herz gebannt,
Besiegt durch seine Großmuth kniet er hin
Und beugt sein Haupt, erfassend seine Hand,
Und weint: „O, Scheik! Ich kann von Dir nicht zieh'n!
Ich will Dir büßen jetzt! Der Liebe ist's genug
Für Ibrahim, der Deinen Sohn erschlug!" —

„Nimm mehr des Gold's," rief Yussuf, „fort von hier,
Für Dich die Wüste! Niemals kehr' zurück! —
Ihr schwarzen Nachgedanken, weicht von mir! —
Mein erstgebor'ner Sohn, mein Lebensglück —
Gerecht ist Gottes Rathschluß, wohlbedacht,
Du bist gesühnt, schlaf' süß in Todesnacht!"

New York. **Walter Hoffmann.**

Gesellig-Wissenschaftlicher Verein von New York.

Stolz prangen heute die Paläste „Der Harmonie", „Der Freundschaft", „Des Arions" und „Des Liederkranzes" und bald auch „Des Central-Turn-Vereins" als Monumente deutscher Geselligkeit, deutscher Gesangslust und vielleicht auch deutscher Spiellust unter den mehr oder weniger hervorragenden Versammlungs-Lokalen der Stadt New York. Der Gesellig-Wissenschaftliche Verein sucht noch immer sein permanentes Quartier, sein eigenes Heim.

Es sind nun bald zwanzig Jahre her, daß bei Gelegenheit eines Abschieds-Essens, das zu Ehren Friedrich Kapp's vor seiner Uebersiedelung nach Deutschland stattfand, der Gedanke reifte und das Verlangen erwachte, eine ähnliche Zusammenkunft geistig und sprachlich gewandter Männer, die so vielseitige Genüsse bot, regelmäßig wiederkehren zu lassen. Es waren ungefähr 20 Herren, darunter 7 Aerzte, die sich bald darauf zu diesem Zwecke zusammenfanden und den „Gesellig-Wissenschaftlichen Verein" gründeten. Es war keine leichte Arbeit — denn es stellte sich schon bei dieser Versammlung — am 1. Juni 1870 — klar heraus, daß jeder Einzelne seine individuellen Ansichten über die Zwecke und Tragweite eines derartigen Vereins stark in sich ausgeprägt fand, und eine Einigung so wesentlich auseinander gehender Ansichten war nur dadurch ermöglicht, daß man sich zunächst trotz der verschiedenen Ansichten an das Gemeinsame hielt und den Ausgleich und die Entscheidung über seine weitere Entwicklung einer späteren Zeit überließ. Denn während die Einen vor Allem nur an regelmäßige Zusammenkünfte von etwa einem Dutzend intimer Freunde dachten, die nach Kräften zu gegenseitiger Belehrung und Unterhaltung — auf streng wissenschaftlicher und exklusiver Grundlage — wirken sollten, schwebte Andern schon die schöne Idee von der Schöpfung eines Vereins vor, der die besten intellektuellen Kräfte des Deutschthums in den Vereinigten Staaten in sich entfalten sollte, und mit ihnen und durch sie dem deutschen Geiste, dem deutschen Streben und der deutschen Geselligkeit jenen Einfluß zu verschaffen, von dem man so viel gesprochen, so oft geträumt — den man aber noch nie erreicht hatte.

Inmitten dieser Extreme, wobei die Einen die Geselligkeit betonten, während die Andern sich für eine aus Fachgelehrten bestehende Vereinigung aussprachen, einigte man sich schließlich dahin, daß zwangslose Zusammenkünfte einer kleinen Anzahl Herren veranstaltet wurden, ohne Statuten, ohne regelmäßige Beiträge — aber mit der Verpflichtung einer geistigen Leistung jedes Mitgliedes.

Ein Verein, dessen Wachsthum von Anfang an künstlich beschränkt wurde — eine verneinende Stimme genügte zuerst zur Abweisung eines vorgeschlagenen Kandidaten — konnte selbstverständlich keine große Wirksamkeit entfalten. Die Abende waren lehrreich und gemüthlich — man las, sprach, trank und sang — schüttelte einander die Hände und ging nach Hause. Und trotz dieses bescheidenen Anfangs schwebt heute noch in der Erinnerung mancher damaliger Mitglieder der Wahn, als sei dies die Blüthe- und Glanzperiode des „Deutsch Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins" gewesen! —

Allmälig wuchs der Verein — aber sehr langsam — und nur unter großen Schwierigkeiten. Die Erfahrungen aller Vereine, besonders aber derer, die ihren Mitgliedern nur geistige Genüsse bieten, erweisen Perioden hoffnungsreicher Blüthe und abschreckender Erschlaffung. Es kam eine Zeit — und sie ist noch nicht so lange her — wo unter den ältesten und besten Mitgliedern die Idee ernstlich berathen wurde, den Verein aufzulösen — auflösen zu müssen wegen mangelhaften Interesses und ungenügender Betheiligung. Viele alte Mitglieder waren ausgetreten — der Tod hatte sich seine Opfer unter den Besten gewählt — einige der Thätigsten waren nach dem alten Vaterlande zurückgekehrt — und wenn auch nach und nach neue und thätige Elemente beigetreten waren, so fehlte es doch an dem geistigen oder geselligen Bande, das sie vereinigen sollte. Das ewige Wandern aus einem Lokale zum andern war ein großer Hemmschuh in der Entwicklung des Vereins und ist es auch heute noch und wird es bleiben — trotz der Blüthe und dem hoffnungsvollen Aufschwung, dessen sich der Verein seit 1—2 Jahren erfreut — bis auch er, wie andere Vereine, sich unter seinem eigenen Dache finden und entfalten kann. Aber trotz alledem hat eine schöne, ersprießliche und zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigende Entwicklung stattgefunden. Der Verein hat sich nach und nach vollständig von seiner ursprünglichen Exclusivität emanzipirt. Er vereinigt heute über 300 der besten gebildetsten und leistungsfähigsten Deutschen unter seinem Banner. Er hält monatlich zwei Vorlesungen, in denen sehr häufig die geräumige Halle zu klein ist für

alle Mitglieder und Gäste, die zuströmen. Auch Damen, über deren Betheiligung jahrelang die Ansichten sehr getheilt waren und die auch heute — so gern sie als Gäste gesehen werden — noch nicht als Mitglieder aufgenommen werden, sind regelmäßige Gäste in großer Anzahl, ja es haben 2 Damen in den letzten 2 Jahren sehr gediegene Vorlesungen für den Verein halten dürfen. An dem geselligen Theil nach den Vorlesungen ist die Betheiligung immer heute gerade so zahlreich, als sie gering war vor wenigen Jahren. Man möchte fast sagen, es sei Mode geworden, zum Verein zu gehören und da zu sehen und gesehen zu werden. Und daher kommt es wohl auch, daß die besten deutschen Künstler mit Vergnügen und Bereitwilligkeit sich dem Vereine zur Verfügung stellen und den geselligen Theil durch ihre Leistungen zu einem sehr genußreichen machen.

Die Leistungen des Vereins haben sich ferner gesteigert durch regelmäßigere und häufigere Veröffentlichung seiner Verhandlungen und Vorträge. In verschiedenen Städten in den Vereinigten Staaten sind ähnliche Vereine entstanden — nach diesem Vorbilde — und stehen in geistigem Verkehr mit dem Mutter-Vereine. Die nach Europa gesandten Berichte haben dem Vereine auch dort Aufmerksamkeit und Anerkennung errungen und deutsche Vertreter der Wissenschaft und Kunst treten in New York gerne unter den Auspizien des Ges.-Wiss. Vereins zuerst vor das große deutsche Publikum.

Alljährlich findet ein Stiftungsfest statt, in dem die Wissenschaft ihren Thron dem Humor und der Lustigkeit übergiebt, in dem Gesang und Reden und schließlich auch das lange verpönte Tänzchen ihre nie versagende Anziehungskraft ausüben.

Mit einem Worte: Der Gesellig-Wissenschaftliche — so lange ein Stiefkind unter den New Yorker Vereinen — ist in ein Stadium getreten, in dem es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann er der Verein der Vereine sein wird — ein Deutscher Union League Club auf jener wissenschaftlich-geselliger Grundlage, auf die die Deutschen so stolz sind und auf die sie manchmal wähnen ein Patent zu haben. Aber — daß es dazu komme, muß der Verein ein scharfes Auge auf sich selbst haben. Er muß Schwächen und Fehler auszumerzen suchen, wo immer er oder Andere mit kritischem Auge sie finden. Vor Allem muß der Verein jetzt, wo die Zahl der sich zur Aufnahme meldenden Candidaten von Tag zu Tag wächst, sich klar sein über die Bedingungen, die deren Aufnahme wünschenswerth machen. Gelehrsamkeit und die Fähigkeit, einen interessanten Vortrag zu halten, sind ebensowenig allein genügend, ein nützliches und angenehmes Mitglied zu schaffen, wie Reichthum allein oder politischer Einfluß einen Candidaten für diesen Verein legitimiren können. Es ist leicht, einen Verein seinem ursprünglichen und bestimmten Zwecke zu entfremden. Es ist auch leicht, Uneinigkeit, Störung aller Art, die seine Wirksamkeit rasch aufheben könnten, zu erzeugen. — Ein sehr geistreicher Mann kann sich ebenso unangenehm machen und nach allen Richtungen hin schaden, wie ein einfacher, aber intelligenter Handwerker oder Kaufmann eventuell, auch ohne einen Vortrag halten oder sich auch nur eingreifend an einer Debatte betheiligen zu können, sich sehr nützlich machen kann. Beispiele von beiden Extremen hat es schon in allen Vereinen zur Genüge gegeben, um die Mitglieder eines in raschem Emporblühen begriffenen Vereines zur äußersten Vorsicht zu mahnen. Und in solchen Fällen darf keine persönliche Rücksicht noch persönliche Abneigung zur Richtschnur werden. Wie denn eine weitere Gefahr ein in solchen Vereinen stets drohendes Cliquenwesen bildet, vor dem man sich nicht genug vorsehen darf, will man nicht die ganze Wirksamkeit desselben bald von einzelnen Cliquen, die den Verein zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten, untergehen sehen. — Die Wahl der Vorträge und der Vortragenden ist ein anderer Gegenstand, der die größtmöglichste Vorsicht erheischt. Daß der Mensch und das, was er sagt, nicht andern langweilig werde — so interessant ihm sonst jedes seiner Worte erscheinen mag — ist eine allbekannte Gefahr bei regelmäßig wiederkehrenden Vorlesungen.

Der interessanteste Gegenstand einerseits kann von ungeschickter Hand so mißhandelt werden, daß er allen Reiz verliert — wohingegen ein scheinbar sehr gleichgültiges Thema auf sehr anziehende und anregende Weise behandelt werden kann. Auch die verschiedenen Elemente der Gesellschaft sowohl, wie auch auf Fragen und Richtung der Zeit mit Geschmack und Verständniß Rücksicht zu nehmen, kann nicht verfehlen, die Abende regelmäßig anziehend, begehrt und interessant zu gestalten.

Es mag eine besondere Gunst erheischen — aber nothwendig ist es und ungemein nützlich wird es sich erweisen, wenn es möglich gemacht wird, daß die Mitglieder eines solchen Vereins nicht nur belehrt und unterhalten werden — sondern wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird — wenigstens zuweilen — sich zwangslos, ohne an Tisch und Stuhl gebunden zu sein, ohne Zwang irgend

welcher Art, sich gegenseitig kennen zu lernen, frei zu unterhalten und — gleichsam wie in einer Privat-Gesellschaft, aber ohne die Verpflichtungen und Begrenzung, die dort unvermeidlich sind, sich zu suchen, zu finden, zu diskutiren, zu belehren, anzuregen und Anregung für die Zukunft sowohl wie befriedigende Erinnerung mit nach Hause zu nehmen. Wir glauben, daß solche Abende mehr dazu beitragen werden dem Vereine Gedeihen und Zukunft zu sichern, als ein Dutzend der gediegendsten Vorträge. Das gebildete deutsche Element in New York ist zahlreich genug, um mindestens 1000 gute Mitglieder in einem solchen Verein zusammen zu führen und lange, ehe diese Zahl erreicht ist, wird die große Frage, ohne deren Lösung die Existenz des Vereins ewig eine ephemere bleiben muß, das ist: Ein eigenes Heim — leicht gelöst sein. Aus viel kleinerem Anfang und mit viel weniger Mitteln als sie heute dem G. W.-V. zur Verfügung stehen, sind Vereine entstanden, wie Liederkranz, Manhattan Club, Turnverein, deren Mitglieder heute sich in ihren Palästen aller Vergnügungen erfreuen, die durch die Macht Vieler ermöglicht werden und die die Gesellschaft in ihren Zwecken und Endzielen zusammen bindet. Daß Einigkeit stark macht ist so alt und so bekannt wie die Angst vor Schwiegermüttern — daß aber fester Wille und Klarheit der Absicht und der Ziele einem Verein über die scheinbar unübersteiglichsten Schwierigkeiten zum Siege verhelfen kann, wissen Alle ebenso gut. Aus diesen Gründen glauben wir, dem Verein ein schönes Prognostikon stellen zu dürfen. Die jetzige Leitung, Bureau, Arrangements-Comité und alle einzelnen Beamte nehmen ein reges Interesse an allen seinen Bestrebungen und es kann nicht fehlen, daß der Verein, wenn er auf dieser Bahn fortfährt und das bessere Element der Deutschen New Yorks sich allmälig seiner Aufgabe klarer bewußt wird und dem Verein seine Kraft widmet — daß er der neuen Heimath, die sich so wunderbar kräftig zum größten Staatswesen der Weltgeschichte empor zu arbeiten verspricht — und seinen deutschen Theilnehmern zum Segen werde, — und *seinen* Theil beitrage zur Förderung deutscher Geselligkeit und deutscher Wissenschaft auf nordamerikanischem Boden!

* * *

Geistesblüthen.

Das Vaterland, es lag in tiefem Dunkel
Der Reaktion, die kühn ihr Haupt erhob;
Der kurzen Freiheit schimmerndes Gefunkel
Ein grauer Nebel schnell und dicht umwob;
Die stolze Hymne ward ein leis' Gemunkel,
Die Schaar der Kämpfer rings umher zerstob,
Die Männer suchten Zukunft in den Landen,
Die gastlich jedem Fremdling offen standen.

Columbia, so viel und oft gepriesen,
Das freie Weib, es rief den freien Mann.
Doch durfte eine *Frau* dies Weib erkiesen
Zu ihrem Hort und tief verfallen dann
Der Unkultur, die Feinde ihm bewiesen?—
Dies Weib stieß ab — doch zog es wieder an.—
Was galt der Wilden Protektion und Gunst
Wenn man verscherzte Wissenschaft und Kunst?

Im Wachen, Träumen folgte mir die Frage,
Die brennend meine Zukunft in sich schloß.
„Du treuer Freund, o rathe," rief ich, „sage:
Soll hin ich zieh'n, wo, aller Freuden los
Des Geistes, ich vielleicht ein Dasein trage,
Das mich nicht hebt — mich treibet elend blos
Auf meines Lebens Schifflein dumpf und öde,
Wo 's Herz vertrocknet und der Sinn wird blöde?"

„Germania's Tochter, frisches Kind der Berge,
Was ficht dich an?—Sei nicht voll Kleinmuth *Du*!
Gebor'ne Riesin, schrumpf' nicht ein zum Zwerge,
Hör' nicht verläumderischen Reden zu!—
Auf, rüste dich — die Hoffnung sei dein Ferge —
Zur Wasserfahrt! Und finde endlich Ruh'
Auf jenen Fluren.— Lerne nur dich bücken,
Auch *dort* wirst Geistesblüthen einst du pflücken."

Ja, bücken mußt' ich mich und suchen — schieben
Die dürren Blüthen von des Urwald's Grund.
Und siehe da, Maiglöckchen, Veilchen trieben
So morgenschön empor — und mancher Fund
Mit Wonne that ich, sammelnd meine Lieben,
Und wand sie alle strahlend in den Bund.
Sie duften, prangen, mögen lange blühen
Wie Immortellen, lohnen alles Mühen.—

Die Kraft des Deutschen war's, des starken, hehren,
Die meines Freundes Worte machte wahr:
Der deutschen Sprache bauten wir mit Ehren
In unser'm Kreise einen Hochaltar.—
Die Jünger mehren sich, die Priester lehren,
Und stetig wächst die einst so kleine Schaar.—
Geschmückt wird der Germania heil'ger Schrein
Mit Blüthen von Columbia's Fluren sein.

Washington, D. C.

Emma Boesche.

Noch einmal nur!

Noch einmal, ach, noch einmal nur,
Möcht' ich mein Vaterland, dich schauen!
Wo ich als Kind der Freude Spur
Nachschwärmte auf den blum'gen Auen;
Noch einmal möcht' ich von dem Rain
Die Lerche seh'n zum Himmel steigen
Und in dem tausendjähr'gen Hain
Sanft schlummern unter mächt'gen Zweigen.

Noch einmal möcht' am Nordseestrand
Den wilden Sturm ich brausen hören,
Der himmelhoch den Dünensand
Landeinwärts jagt um alte Föhren;
Noch einmal möcht' ich auf dem Meer
Mich schaukeln, auf dem ruhelosen,
Und seh'n der Wellen jagend Heer
Im Kampfe ineinandertosen.

Noch einmal möcht' die Scholle ich,
Wo meine Mutter ruht, begrüßen,
Und rasten, wo sie lehrte mich
Den Mutterlaut, den ewig süßen,
Und Blumen pflanzen, jung und zart,
Auf's Grab ihr, für ihr Liebes-Mühen,
Und dann auf meiner Pilgerfahrt
Still wieder in die Fremde ziehen.

Dann lebe wohl! so traut und werth,
Du Heimath mir, mit all' den Lieben,
Fahr' wohl! Du meiner Väter Heerd,
Von dem mich Sturm und Wellen trieben.
Hätt' Freiheit deine Stirn gekrönt,
Könnt' Alles brechen auch und biegen,
Ich müßte, Frisia, dir versöhnt,
In dir, mein Heim, begraben liegen.

Washington. **Claas Denekas.**

Hoffnung.

Noch schläft der Frühling.— Nackt und dürr
Ist's ringsumher im hohen Wald;
Grün Epheu nur und Moosgewirr
Und Tannenbäume, schlank und kalt,
Der Hoffnung Farbe tragen.

Ich steh' allein, mein Lieb ist fern;
Ob ich wohl je es wiederseh'?
Für einen Kuß, ach, trüg ich gern
Das tiefste Leid und Erdenweh!—
Mein Herz, mußt nicht verzagen.

New York. **Josef Zervas.**

Geist und Herz.

Umsonst, daß ihr nach Geistesschätzen sucht
Fern von der Liebe Heiligthume;
Am Strahl des Herzens reift des Geistes Frucht,
Wie an dem Sonnenstrahl die Blume.

New York. **Hermann Riotte.**

Mein altes Färbefass.

Du machst mir, wie du dastehst, Spaß,
Mein altersschwarzes Färbefaß ;
Könnt'st du, was du erlebt, erzählen,
Würd' uns nicht Langeweile quälen,
Zumal, wenn du mit dem gefüllt,
Was einst dein runder Bauch umhüllt.

Ich fülle d'rum ein Glas mit Wein
Und will dir meine Sprache leih'n,
Auf daß man lerne das versteh'n,
Was du gehört hast und geseh'n....
Mein unansehnlich Eigenthum,
Dies Lied erklingt zu deinem Ruhm.

Einst stand am Rhein ein Eichenschoß,
Der auf zum starken Baume sproß ;
Der Baum stand stolz im grünen Hain
Mit viel Gesellen im Verein ;
Wie sangen in des Haines Zweigen
Die Vöglein da die frohen Reigen !

Zum Waldgezelt aus nahem Ort
Zog's oft auch frohe Menschen fort,
Die scherzten dort bei Spiel und Sang,
Und ihnen ward die Zeit nicht lang.
Vertraut war dir, o Schattenbaum,
Manch' junger Liebe sel'ger Traum.

Der Duft der Rebenblüthe zog
Um deinen Wipfel, stolz und hoch,
Als dich erspäht des Küfers Blick——
„Der wäre gut für's Meisterstück"
So spricht zu sich der Altgesell —
„Den kauf' ich bei dem Förster schnell !"

Nicht lang' d'rauf war der Baum gefällt,
In schlanke Klötze flugs gespällt,
Zum Trock'nen zierlich aufgeschichtet
Und zum Verbrauche zugerichtet,
Die stolze Krone lag am Boden
Und dorrte in Gestrüpp und Loden.

Doch als am Rhein man Trauben las,
Der junge Küfer nicht vergaß
Zu holen das gekaufte Holz —
Schon fühlt er sich als Meister stolz.
Das wird ein schönes Freudenfest,
Wenn man bei uns die Trauben preßt !

Und hurtig legt der Handwerksmann
Den Zirkel und das Eisen an,
Daß Dauben bald und Böden passen
Und sich mit Reifen binden lassen.
Am Abend stand ein Weinfaß fertig —
Der Küfer war des Spruchs gewärtig.

Da kamen nun in hellen Haufen
Die Meister und Gesell'n gelaufen,
Und auch der Lehrbub' sah sich an,
Was da der Altgesell gethan.
Der Spruch fiel aus : „Vorzüglich Faß !"
Das freut' den jungen Meister baß.

Und während er nun nimmt entgegen
Der Meister Glückwunsch, Handwerks-Segen,
Naht schon im Schmuck der Frauen Schaar
Und Mädchen mit bekränztem Haar.
Der Becher kreist — der Traube Blut
Erfüllet All' mit süßer Glut.

Der junge Meister schaut auf Eine,—
Man'merkt es bald, es war die Seine ;
Die künftige Frau Meisterin
Schwang er im Tanz mit frohem Sinn —
O, welch' ein Jubel, welch' ein Scherzen
Es wurden Allen weit die Herzen.

Der Meister an zu singen hub,
Da fielen ein Gesell und Bub';
Sie tanzten um das neue Faß,
Und wünschten, daß ein edles Naß
In ihm bald duftend möge gähren
Um Vielen Labe zu gewähren.

Und so geschah's ; mit echtem Most
Ward vollgefüllt das Faß getrost,
Und als genugsam er gegährt
Und ausgetobt und sich geklärt,
Da zog man schönen, kühlen Wein
Von ihm in and're Fässer ein.

Doch unser Faß ward präparirt,
Daß Wein in ihm man exportirt,
Und voll des edlen, gold'nen Weins
Trieb's nordwärts mit dem Lauf des Rheins,
Bis es ein Handelsmann aus Bremen
Erstand, es über See zu nehmen.

So ward es denn von Hand zu Hand
Bis nach „Porkopolis" gesandt ;
Gar mancher Stempel hat's geziert,
Vielleicht ward auch der Saft probirt
Im Zollhaus, eh' auf Flaschen klar
Das edle Naß gefüllet war.

Vielleicht hab' ich vom Rebensaft
Den du enthielst, gesogen Kraft,
Du altes Faß, als man dich brachte,
Wobei ich schwerlich daran dachte,
Daß einst in meiner Färberei
Dein Lebenslauf vollendet sei.

Vielleicht bei deinem Labgetränk
War meiner Heimath ich gedenk,
Vielleicht im Freundeskreise klang
Für deinen Inhalt Lobgesang.
Die du gebracht, die Gottesgabe,
War wohl auch vieler Kranken Labe.

Jetzt stehst du, anderm Dienst geweiht,
In rührender Bescheidenheit
Bei manchen andern deinesgleichen
In meiner Werkstatt engen Reichen ;
Der Kopf ist schnöd' dir abgesägt,
Und öfters wirst du ausgefegt.

Jetzt gährt kein edler Most in dir,
Doch saust in dir der Dampf dafür,
Wenn Beizen oder Farben kochen,
Daß manchmal deine Dauben pochen.
Du hilfst mir, daß um's liebe Brod
Ich nicht zu leiden brauche Noth.

Mir ging bei Faß und Färbetopf
Wohl manches Lied schon durch den Kopf
Das eher du vernommen hast,
Als es in Lettern war gefaßt,
Und es die Wand'rung angetreten,
Die nöthig Werken der Poeten.

Drum bist du werth mir, altes Faß,
Und wirst du einst gebrechlich, daß
Ich dich zur Arbeit nicht kann brauchen,
So sollst du noch im Kessel rauchen;
Du sollst den Feuertod erleiden,
Doch ungern werd' ich von dir scheiden.

Cincinnati, O.

Du, ehemals Wein- jetzt Färbefaß,
Gleichst manchem guten Deutschen baß,
Der voller Hoffnung über's Meer
Im Jugenddrange kam hierher,
Und, wenn sein Ideal verraucht,
Doch praktisch noch für's Leben taugt.

Friedrich Albert Schmitt.

Der „Tramp" des Meeres.

Todt liegt die See, kein Hauch bewegt die Luft.
Ein schwarzer, plumper Todtenschrein
Dünkt mich dies Schiff auf off'ner Meeresgruft.
Der Sterne Volk blickt matt darein:
So ganz im Stil der großen Menge,
Die Pomp nur zieht und buntes Schaugepränge.

Da lieg ich, Wahnsinn nah, des Todes Beute,
Der Tramp des Meers, dem wilden Eber
Gleich, gefället von des Jägers Meute.
Bald, Heimweh, nimmersatter Todtengräber,
Der barsch du heischest neue Hoffnungsleichen dir,
Bald fliegt die letzte über Bord — mit mir!

Der wogenmüde, schlaffe Meeresschooß
Nie zeugt er wieder schaumgekrönte Wellen,
D'rauf pfeilschnell, wie auf flinkem Wüstenroß
Die Möven reiten, schwanke Sturmgesellen;
Ihr Araber des Oceanes, hei!
Wann hör' ich wieder euer Schlachtgeschrei?

Wo weilt ihr? Eilt, schon zeigt der Heimath Düne
Sich mir im Fieberwahn. Froh an den Strand
Ich springe; Thränen, heiße, wie zur Sühne
Des langen Säumens, rinnen in den Sand.
Wie längst vergessene, verwehte Träume
So grüßen Felder, Wiesen mich und Bäume.

Welch' neu Gebild! Vor niedrer Hütte Thür
Ein rüst'ger Greis. Wie wallt das weiße Haar!
Der Vater! Und sieh, was trippelt dort herfür
Matronenhaft, doch ungestüm fürwahr?
Die Mutter! — Welch' süßer Schmerzenslohn!
Wie reißt sie freudewild an's Herz den Sohn!....

....Wo — bin ich?....Süßer Sturm in Herzens Oede
Dich halt ich fest! Als Geißel diene du
Für jenen Sturm, den schnell ich herentböte,
Fiel heut Poseidons Herrscherthron mir zu,
Der aber, ach, wohl fern an Fesseln reißt,
Die in Vulkanen's Schmiede sind geschweißt.

Des Bootsmanns Pfiff! O, Götter ist's kein Traum?
Das Schiffsvolk rennt, und, wunderbar,
Dort flattert's hell um dunklen Schiffes Raum,
Dämonisch kreis't der Möve wilde Schaar.
Seid mir gegrüßt, Apostel freier Stürme!
Still, bebend Herz! Bald blinken Heimaththürme.

Auf dem Dampfer „Fulda".

Robert Thiem.

Zur Frage der „Gedanken-Poesie".

In Erwiederung auf den Artikel des Herrn Georg Juraschek.

Geehrter Herr!

Mit großer Freude und Genugthuung hat mich der von Ihnen in der letzten Nummer dieser Zeitschrift an mich gerichtete offene Brief erfüllt, sagt mir derselbe doch, daß das von mir ausgestreute Samenkorn nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist, wenn auch, seine gedeihliche Entwickelung zu fördern, vorerst einige Hindernisse wegzuräumen sind. Doch scheint mir dies nicht allzu schwierig.—

Ich ersuche Sie deßhalb, den Artikel in Heft 2 dieser Blätter noch einmal aufmerksam durchzugehen, Sie werden dann finden, daß dem Satze: „Die Poesie der Gegenwart muß Gedanken-Poesie werden, im Gegensatz zur Gefühls-Poesie früherer Jahrhunderte" in Parenthese die nähere, und wie Ihre Frage beweist, nicht unwesentliche Erklärung folgte: „Durch Gefühle sich begeistern lassen, war das Vorrecht der Vergangenheit, die Begeisterung der Zukunft kann nur ein Begeistern für Gedanken sein." Ich verlange dann weiter von der Poesie der Gegenwart, die dichterische Verwerthung der neuzeitlichen Errungenschaften, will mit einem Wort, dieselbe zum getreuen Spiegelbild ihrer Zeit machen. Ich hoffe in diesem Punkte werden Sie mit mir übereinstimmen. Nun ist aber die Richtung unserer Zeit eine ausgesprochene realistische, auf das Praktische gewendete; heutzutage ist in der Welt mit schönen Gefühlen und Empfindungen nichts mehr anzufangen, „Nichts damit zu machen", wie Sie es sehr richtig nennen. Der Welt von heute ist damit nichts gedient, dieselbe ist kein schwärmerischer Jüngling mehr, sondern ein im Kampfe des Lebens gereifter Mann, der andere Nahrung verlangt, als Zuckerwerk und Limonade; daher die weit verbreitete Abneigung gegen die hypersentimentale Mondscheinlyrik unserer Tage. Gebt den Leuten dagegen eine Poesie die Mark und Knochen hat, eine Poesie, in der die die Gegenwart bewegenden Fragen (seien dieselben nun philosophische, politische, sociale oder kulturgeschichtliche) einen erhabenen und gewaltigen Ausdruck finden, stellt der Gegenwart in eurer Poesie klar und deutlich vor Augen, was sie will und hofft, gebt ihren Gedanken Sprache, lehrt sie sich selbst verstehen, und die Abneigung gegen die Poesie überhaupt wird bald genug schwinden; eine solche besteht streng genommen gar nicht, oder doch nirgends anders, als in den Köpfen jener sogenannten Dichter, denen ihre gefühlsdnselige Reimerei nicht die geträumte Unsterblichkeit einbringt, mag der materielle Erfolg auch groß genug sein. (Die Wohlgeneigtheit der Verleger zur Kritik literarischer Erzeugnisse zu machen, ist auch solchtiefblickenlassendes Zeichen der Zeit.) Die Poesie der Gegenwart muß also ihren Stoff vorzugsweise aus dem Reich der Gedanken, nicht aus dem der Gefühle nehmen, und zwar müssen es Gedanken sein, die Thaten gleichkommen, lebendige, befruchtende und welterlösende Gedanken, nicht leere Phrasen und abgestandene Gemeinplätze, die sich so wohlgefällig als Erfahrung und Weisheit breit machen. Den ewigen Gesang von Liebe, Freundschaft, Seelenharmonie u. s. w. haben wir nachgerade oft genug vernommen, und wenn ich auch der Letzte bin, der ihm seine Berechtigung absprechen möchte, will es mich doch bedünken, als ob auf diesem Gebiete alles Segenswerthe bereits und eben so gut gesagt worden ist, als es noch gesagt werden kann. Es ist freilich eine höchst angenehme Beschäftigung, sich am eigenen Gefühl zu begeistern, das Leben stellt aber schließlich doch noch andere, wenn auch bedeutend schwierigere Anforderungen an den Menschen.—

Das ist es, was sich unter Gedankenpoesie verstehe, nicht aber, wie Sie meinen, eine versificirte Anleitung zum Brückenbau, oder eine gereimte politische Stumprede. Daß aber eine solche Poesie der Gedanken durch den Rhythmus und Reim mehr behindert würde, als jede andere, vermag ich eben so wenig einzusehen, wie ich mir vorstellen kann, daß die Begeisterung oder „Intuition" sich speziell bei der Empfindung einstellt, den durch mühseliges Forschen und Streben erworbenen, und zur Richtschnur des Lebens gewordenen Gedanken aber fern bleibt. Mir scheint eher das Gegentheil der Fall, die Begeisterung für Gedanken erscheint mir ernster und nachhaltiger, weil sie eben ernst erworben werden muß, während für ein schönes Gefühl sich jeder weichherzige Backfisch ohne große Mühe begeistern kann, was bleibt aber für gewöhnlich davon übrig? Daß auch bei der Gedankenpoesie das Herz bedeutend mitzureden hat, gebe ich Ihnen gerne zu, habe das auch überhaupt nicht geleugnet, wie Sie gleich aus den ersten Zeilen meines Aufsatzes sehen werden. Ein nur mit Hülfe des Verstandes zuwege gebrachtes Gedicht ist gerade so ein Unding, wie die nur vom Gefühl diktirten sogen. wissenschaftlichen Abhandlungen moderner Weltverbesserer und Socialisten. Sie werden also bemerken, daß ein Gedankenpoet sehr wohl meinem Ideal eines solchen entsprechen kann, ohne darum "no bigger than his head" zu sein. Auch bei diesem muß, wie Göthe sagte, das Wort aus der Seele dringen, soll es die Zuhörer ergreifen und mit sich fortreißen.—

Was schließlich den dichterischen Messias der Zukunft betrifft, der nach Ihrer Ansicht entweder doch nur Epigone, oder aber Prosaiker sein müßte, so gebe ich Ihnen hierbei zu bedenken, daß weder Göthe, Shakespeare (im Betreff dessen Sie mich gänzlich mißverstanden haben) oder sonst irgend ein großer Dichter als Epigone aufgefaßt wird, obgleich ja auch der größte mehr oder weniger von seinen Vorgängern hat lernen müssen. Daß aber bei dem Dichter der Zukunft dieses nicht der Fall wäre, entsinne ich mich nicht, behauptet zu haben, ich verlange von demselben nur, daß er nicht mit sklavischer Treue seinen Vorbildern nachahme, sondern sich bemühe, den alten Formen neues Leben einzuhauchen und wenn möglich neue zu erschaffen. Es hieße aber an der Entwickelungsfähigkeit der Menschheit zu zweifeln, wollte man annehmen, solches sei unmöglich, und ein Dichter, der seine Vorgänger soweit überragte, wie z. B. Göthe die Goldschnitt-Literatur fabrizirenden Poeten der Gegenwart, wäre einfach undenkbar.—

Durch diese kurze Ausführung hoffe ich mich Ihnen verständlicher gemacht zu haben, und sage ich Ihnen nochmals meinen Dank für Ihren Brief, der mir die Gelegenheit giebt, meine Gedanken zu präzisiren und sie dadurch besser „zum Wurzelfassen in anderen Gehirnen" zu befähigen.

F. Edgar, Brooklyn, N. Y.

Im Frühlicht.

Noch schläft der Tag. Am fernen Himmelsaum
Glimmt matter Schein, des frühen Morgens Bote;
Im Wind erzitternd streuen Busch und Baum
Thautropfen in die Straße, in die todte.

Da, horch, ein Pfiff! — ein zweiter! — und im Flug
Heran die schweren Eisenräder stampfen.
Vom Frühroth überglüht hält dort der Zug
Am Bahnhof an. Hoch auf die Schlöte dampfen.

Ein kurzes Rufen, dann ein Glockenton —
Schon sind die Thüren wieder zugeschlagen,
Und donnernd trägt das Eisenroß davon
Die lange Kette der gefüllten Wagen.

Ein Streifen Dampf empor zum Himmel wallt,
An dem verscheuchte Wandervögel kreisen.
In weiter Fern der letzte Ton verhallt — —
O, wer mit in die weite Welt könnt' reisen!

Fort, fort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
So weit der Sonne gold'ne Strahlen gleiten,
Nach fremden Reichen, ferner Meere Strand,
Frei, frei von allen Lasten, allen Leiden!

Fort, fort aus der Beschränktheit engem Zelt,
In's Weite, Freie, Große, Unbegrenzte,
Und immer weiter, weiter durch die Welt,
Die frühlingsschöne, morgenrothbeglänzte.

Und ist auch alles nur ein Traum, ein Trug,
Und kann das Glück auch nie und nirgends währen,
Ach, einmal, einmal nur in vollem Zug
Den Kelch der Erdenschönheit ganz zu leeren!!

— Fern rollt der Zug. Die Dämmerung ist entfloh'n.
Die Stadt erwacht. Zum Markt die Menschen streben.
Im Kasten klingt das Geld. In seine Frohn
Drängt mitleidslos das schale Alltagsleben.

New York. **Konrad Nies.**

Sinnsprüche.

Das Höchste.

Immer strebe die Kunst, ob auch unerreicht bleibt das Höchste:
Jeder Schritt, den du steigst, führet dem Höchsten dich zu.

Der Pfad des Schönen.

Alle wandeln den Weg ihrer Zeit bis zum Ende. Die Meisten
Lassen nur Stapfen im Sand, welche die Winde verweh'n;
Aber der Weise besäet den Pfad mit lieblichen Blumen,
Und die Nachwelt genießt freudig die blühende Pracht.

Lebensfreudigkeit.

Eine heitere Seite besitzt das Dasein und eine
Ernste, düst're. Der Wein oben im Fasse ist klar,
Doch am Boden hin lagert sich trübe, bittere Hefe:
Trinke getrost den Wein, lasse die Hefe dem Faß.

Freiheit.

Frei das zu thun, was ich *will*, nenn' ich Freiheit! — Rief trotzend der Jüngling;
Aber der Greis sprach: Nur frei ist, das zu thun, was ich *darf*.

Kugel und Kegel.

Dünkst du dich mächtig im Staat? — Nur Wenige leiten. Die Massen
Sind, wie die Kegel der Bahn, Spielzeug der höheren Gewalt.
Nur die Kugel, die rollende, herrscht auf dem Felde der Ehre!
Wird mit geschickter Hand klug sie geschoben an's Ziel,
Dann trifft sie den ersten, den zweiten der Kegel; die stürzen
Hin und im Fallen reißt einer den andern mit fort.

An die Reue.

Soll ich, o Reue, dir opfern die Freude? — Tyrannin, du raubst sie
Mir aus dem Herzen und gibst doch nicht die Unschuld zurück.

Menschenhasser.

Oft schon nahm ich mir vor, die Menschheit von Herzen zu hassen:
Kommt dann ein reizendes Kind, flugs hab zum Küssen ich's lieb.

Kritik.

Willst du schätzen ein Kunstwerk, so prüf' es nach Form und Gehalt nur;
Gleichgültig sei der Kritik, wer es und wie er's erschuf.

Hugo Reinmund.

Besprechungen.

Ein Jahr in Deutschland. (Juli 1887 bis Juli 1888). Ein Zeitbild von P. *Wagner*. Milwaukee. — 1889.

Das alte Sprüchwort: „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", läßt sich auf die vorliegende Brochüre vortrefflich anwenden. Der Verfasser gehört nicht zu jenen Reisefexen, die reisen, nur um sagen zu können: „Da und da bin ich auch gewesen!" Er reist nicht nur mit den Füßen, sondern vor allem mit dem Verstand, nicht, um lediglich seine Neugier zu befriedigen, sondern, um scharf zu beobachten, zu vergleichen und zu lernen. Dadurch wird die Schilderung der Erholungsreise des Verfassers nach Deutschland, die an und für sich etwas höchst Alltägliches und Gleichgiltiges ist, auf ein höheres Niveau gerückt und erhebt sich von vornherein weit über die gewöhliche Reisebeschreibung. Dann kommt, daß Wagner ein Mann von großer Lebenserfahrung, von umfassender Bildung und reifem Denken ist, der infolgedessen allerarten tausend interessante Dinge sieht, die dem handwerksmäßigen Touristen entgehen. So ist es doppelt fesselnd und unterhaltend zu lesen, welchen Eindruck in politischer und nicht-politischer Beziehung die alte Heimath auf einen Deutschen macht, der in seinem ganzen Denken und Fühlen ein kerngesunder Republikaner geworden ist und als solcher nach langen Jahren in die Heimath zurückkommt. Zu besonderem Lobe muß es dem Verfasser angerechnet werden, daß er sich bei Wiedergabe seiner Eindrücke, die unter solchen Umständen natürlich in Menge sich ihm aufdrängten, von jeder Einseitigkeit ferngehalten hat. Er ist ungleich den meisten Deutsch-Amerikanern kein ausschließlicher Bewunderer Amerika's und Verächter Deutschland's, sondern anerkennt bei beiden das Gute und verurtheilt das Schlechte.

Wie jeder echte und rechte Republikaner ist er ein Todfeind der Hierarchie und der dynastischen Monarchie, und wer von den Lesern sich diesen Punkt bei der Lesung der Broschüre stets vor Augen hält, wird den Autor verstehen, wenn er auch in manchen Dingen nicht mit ihm einverstanden sein wird. Wagner selbst spricht den Zweck seiner Broschüre genauer in folgendem Satze aus:

„Ich will lernen, will vergleichen, will ausfinden, warum wir in Amerika in unserer unbeschränkten Freiheit, und warum die Deutschen trotz ihrer mehr homogenen nationalen Zusammensetzung, trotz ihrer alten Geschichte, trotz ihrer vielen philosophischen Denker, warum beide nicht auf wahrhaft humanistisch fortschrittliche Bahnen gelangen können, ohne daß das Schreckbild einer gewaltsamen blutigen Umwälzung, als nothwendig vorausgehendes Ereigniß, vor unserer Einbildung auftaucht?"

und beantwortet diese Frage etwas paradox am Schlusse wie folgt:

„Ist es, weil wir kein moralisch hohes, kein gemeinschaftlich-menschlich gerechtes Ziel kennen oder anerkennen wollen?
Ist es, weil wir zu eifrig an der Tradition uns festklammern, welche in praktischen Staatsanstalten wie in Religion und Erziehung alle Denkkraft fesselt, allen Fortschritt der Menschenvernunft, alle Verbesserung nach neuen Umständen und Zeiten hindert?
Ist es der entnervende Opiumrausch, in welchen uns das in Erschlaffung versunkene Asien versetzte und uns in den allgemeinen Ruin einer in Selbstsucht und Unvernunft verkommenden Menschheit hineinzog!
Es ist Alles das zusammen!"

Es ist viel treffende Wahrheit in diesen Worten — aber wie gesagt: Andere werden sich nicht vollkommen hiermit einverstanden erklären und die Ursachen für die Krebsschäden im Kulturleben beider Nationen wo anders suchen.

Einzelne Sentenzen sind von einer außerordentlichen Schärfe und Wahrheit und treffen den Nagel in geistvollster Weise auf den Kopf. Wer unterschriebe nicht den nachstehenden Ausspruch, so beschämend er auch für uns Menschen ist:

„Das Volk der „Denker" hat eben einen Ruf, den es nicht verdient und den es nur durch eine Mißdeutung des Wortes

erlangt hat. Was unseren Männern der Wissenschaft gebührt, hat man auf die ganze Nation übertragen, aber sehr mit Unrecht, denn wissen und vernünftig denken sind keine Blutsverwandte, sondern wesentlich verschiedene Dinge, die sich bis jetzt nur selten vereint und nur weitläufig verwandt zusammenfanden. Die Wissenschaft steht bis heute noch meistens unter dem Druck reactionärer Einflüsse, nicht in ihren Resultaten, aber in ihren Wirkungen auf das Volksleben.

Die Philosophie dieser Denker-Nation ist ausgesprochen in dem an sich sinnlosen Grundsatz: „Was ist, ist gut!" und daraus entwickelt sich ein Phlegma, welches alle die trägen Gewohnheiten und stereotypen Lebensformen erhält. Ich bin noch selten einem Deutschen begegnet, welcher sich über Ungerechtigkeiten auch nur aufregen, viel weniger empören konnte, wenn sie ihm nicht persönlich widerfuhren. Ueberhaupt ist in der großen Masse der Begriff von wahrer Gerechtigkeit sehr beschränkt, und ein gemeinsames nationales Ziel, nach welchem nur ein freies, „vernünftig" denkendes Volk streben kann, ist den Deutschen noch ein ganz fremder Gedanke und wird es bleiben, so lange noch Hierarchie und Dynastie die Rolle einer Vorsehung spielen können unter den europäischen Menschenheerden."

Aber nicht nur als Denker, sondern auch als Dichter ist P. Wagner gereift. Das beweisen die hier und da eingestreuten Gedichte von meist politischer Färbung, die neben Schwung und Feuer Gedankenreichthum aufweisen, welch' letzterer bei unseren deutsch-amerikanischen Poeten so schmerzlich selten zu finden ist.

Alles in Allem ein Buch, das dem denkenden Leser viel Anregung und Stoff zum Nachdenken liefern wird. **H. Urban.**

Herbstrosen. — Gesammelte Gedichte von Joh. Straubenmüller. E. Steiger & Co., New York.

Unter der Unmasse von goldschnittverzierter Mondscheinlyrik, welche Jahr ein Jahr aus den Weg auf die Schreibtische der Recensenten finden, eine wahrhaft erquickliche rara avis. Aus allen diesen Straubenmüller'schen Gedichten, welche ernste und humoristische Lieder, Festprologe, Sagen und Balladen wie einige mustergültige Uebersetzungen englisch-amerikanischer Gedichte umfassen, spricht ein adeliges, auch in der Fremde echt deutsch gebliebenes Herz und ein Sinn, der sich auch heute noch, wo schon der Schnee des Greisenalters die Schläfe des Dichters schmückt, die volle Empfänglichkeit für die Schönheiten und Freuden des Daseins bewahrt hat. Nirgends auch nur ein Schimmer jener krankhaften pessimistischen Sentimentalität, mit welcher die meisten Deutschen und in mehr oder weniger geschickten Imitation auch die deutsch-amerikanischen Dichter ihre Verse durchtränken. Es ist vielleicht nicht immer die höchste dichterische Empfindung und der fortreißende Schwung eines erhabenen Gedanken volltönenden Ausdruck gebenden poetischen Pathos, welcher aus diesen Gedichten mit Feuerzungen zum Leser spricht. Es ist mehr jene naive, gemüthliche Volkspoesie, welche an einfache Vorgänge aus dem täglichen Leben anknüpfend, dieselben in frischer, ungekünstelter und darum um so mehr anmuthenderer Weise auf die höhere Warte einer sittlich gereiften und lebensfrohen Auffassung der Dinge emporhebt. Das gut schwäbisch gebliebene Gemüth dieses prächtigen, deutsch-amerikanischen Dichters mit allen angestammten altheimathlichen Zügen, mit seiner Freude am Wein, Gesang und der edlen Turnerei wie der sinnigen Naturbetrachtung, findet in der ersten Abtheilung der vorliegenden Gedichtsammlung allüberall die liebenswürdigste Ausdrucksweise. Aber auch für die höheren Fragen des Lebens hat er sich einen offenen Blick und ein offenes Herz bewahrt. Als einen beredten Beweis für die Liebe des Dichters zur alten Heimath und seine richtige Auffassung der Stellung der Deutsch-Amerikaner zu derselben, wollen wir hier das schöne Gedicht „An Deutsch-Amerikaner" wiedergeben:

Ihr sahet manchen Stern erblassen,
Und mancher schöne Traum verschwand,
Da habt die Heimath Ihr verlassen,
Der Kindheit rosenrothes Land.
Ihr wandelt hier auf neuen Bahnen,
Es schimmert Euch manch' buntes Licht,
Jedoch vergesset Eure Ahnen
Und Euer deutsches Erbtheil nicht.

Vergesset nicht die deutschen Laute,
Die Eure Mutter Euch gelehrt,
An denen sich der Geist erbaute
Und die man auswärts oft entbehrt.
Der Deutsche ist sein eig'ner Henker
Der sich verleugnet als ein Wicht,
Denkt Eurer Dichter, Eurer Denker,
Und laßt von deutscher Sprache nicht.

Leicht hängt das Herz sich an's Reale,
Verführerisch lockt Geld und Gold,
Doch bleibet treu dem Ideale,
Bleibt leuchtenden Ideen hold!
Wo's gilt: Die Geister zu befreien,
Da tretet ein als neues Glied,
Füllt neu die oft gebroch'nen Reihen,
Und lasset nie vom deutschen Lied.

Es hat hier in der Völker Mitte,
Der Deutsche einen schweren Stand,
Doch deutsche Treue, deutsche Sitte,
Bewahret treu im Völkerband.
Daß deutsche Kunst und deutsches Wissen
Sich immer neue Bahnen bricht,
Trotz allen falschen Hindernissen,
Und laßt die deutsche Sache nicht!

Die deutschen Melodien flogen
Im Siegeszug durch alle Welt,
Und deutsche Harmonien wogen
Im Ballsaal wie im Kriegeszelt.
Die Musik stammt vom Reich der Geister,
Zum Herzen dringt des Liedes Klang,
Drum haltet Euch an deutsche Meister,
Und bleibet treu dem deutschen Sang!

In den Balladen findet sich so manche, welche sich selbst vor den Mahnen Ludwig Uhland's nicht zu verstecken braucht. Sowohl schwäbische Sagen und Geschichtsüberlieferungen wie: „Die Weiber von Schorndorf," „Der Donnersberg" und „Der Ulmer Spatz," wie amerikanische, hat Straubenmüller in diesen prächtigen Balladen verwerthet. Unter den letzteren finden sich neben anderen: „Die Sage vom Spuyt den Duyvel," „Anthony's Nose," „Rip van Winkle" und ähnliche. Die Festprologe zeichnen sich durch Tiefe der Gedanken, Wärme der Empfindung und Schwung des poetischen Ausdrucks aus. Unter den von Straubenmüller mustergültig, mit trefflichem Verständniß für die Eigenart des Originals übersetzten amerikanischen Dichtern, befinden sich Edgar Poe, Will. Carleton, Mor. Bingham, W. C. Bryant, J. G. Whittier, Longfellow, Jennie Wood, Bayard Taylor, Brete Harte, Oliver W. Holmes, E. C. Stedman, H. R. Stoddard, J. G. Saxe, Th. B. Read, J. R. Drake und R. W. Emerson. Der Verfasser, dessen wohlgetroffenes Portrait die Gedichtsammlung schmückt, steht im 75. Lebensjahre. Er hat sich in seinem langen thätigen Leben einen großen Freundeskreis erworben und die vorliegende Sammlung, die das Beste seiner poetischen Thätigkeit zusammenfaßt, ist ganz dazu angethan, diesen Kreis auch unter Solchen, denen es nicht vergönnt war, dem Dichter persönlich näher zu treten, um ein Bedeutendes zu erweitern. "Habent sua fata libelli!" Das Schicksal des vorliegenden Bandes möge ein glückliches sein. Er verdient dasselbe wie wenige andere deutsch-amerikanische Publikationen.

Leo Hansen.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung

der hervorragendsten deutschen

Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 15. August 1889. **5.** Heft.

Angela.

Von **F. Pauly.**

Sie war mir gut. Wir kamen oft zusammen. Vormittags in einer Allee schöner, alter, schattiger Bäume, die zu ihrem Hause führte. Abends in dem traulichen Stübchen, das sie bei einer wohlhabenden Familie aufgenommen hatte.

Ein Knabe, er mochte etwa sechs Jahre alt sein, das einzige Kind jener Familie, fehlte nie bei unserem Zusammensein. Ein schönes Kind mit reichem blonden Haar und großen blauen Augen. Aber es fehlte diesen Augen die rechte kindliche Klarheit und Munterkeit. Wie ein leise drückender Schleier lag es auf ihrem Glanze und ein bange suchendes Fragen war der ganze Inhalt ihrer stillen Sprache. Der Knabe war stumm und taub.

Und die Eltern? Sie thaten Alles, was in ihren Kräften stand,—sie scheuten keine Kosten. Was irgend an Spielzeug aufzutreiben war, wurde herbeigeschafft. Auch eine alte Wärterin für den Knaben war im Hause. Aber die Alte mochte nicht spielen und der Knabe warf all die schönen Sachen bei Seite, saß da und starrte bald auf den bunten Kram, mit dem er nichts anzufangen wußte, bald auf die Wärterin, die mit ihm nichts anzufangen wußte. Sie ließ ihn ruhig gewähren. Was sollte sie auch mehr thun, da sie sich dem Knaben nicht verständlich machen konnte. Sie sah ihn mitleidig an und sagte ein über's andre Mal vor sich hin: „Das arme Kind, das gute Kind!" Es war ein gutes Kind; sie brauchte sich wenig um den Kleinen zu kümmern, er war immer ruhig, stellte nichts an, ließ ohne Widerstreben Alles mit sich geschehen. Die Alte konnte sich's gar nicht besser wünschen, zumal sie sich auch der vollsten Zufriedenheit ihrer Herrschaft erfreute. Sie that ja ihre Pflicht. Der Vater ging seinen Geschäften nach und ließ sich nur selten in der Kinderstube blicken. Die Mutter mochte den Knaben auch nicht immer an der Schürze haben. Sie hatte wenig Zeit für ihr unglückliches Kind und wenig Sorge; es war ja gut aufgehoben bei der Alten.

Da kam das Mädchen in's Haus. Vater und Mutter hatte sie binnen Jahresfrist verloren und lebte nun von dem kleinen Kapital, welches ihre Eltern vorsorglich zurückgelegt hatten. Ein schönes Talent zum Klavierspiel sollte dazu helfen, das Ihre zu behaupten und zu sichern. Um sich in ihrer Kunst weiter auszubilden war sie nach der Stadt gekommen.

Für die alte Wärterin gab es nun noch bessere Tage als bisher. Der Knabe war bei dem „Zimmerfräulein“ in und außer dem Hause, soweit es nur anging. Das Spielzeug kam zu hohen Ehren. Nach ihrer Anweisung lernte er den Baukasten gebrauchen, stellte Häuser und Kirchen zusammen und ließ dazwischen die Bleisoldaten in Reih und Glied aufmarschiren. Er rückte sein Schaukelpferd zu ihrem Nähtisch und freute sich, wenn sie es in raschere Bewegung setzte. Dann nahm sie ihn wohl auf den Schoß, zeigte ihm Bilderbücher oder zeichnete mit wenigen Strichen irgend etwas auf ein Blatt Papier, und der Knabe bemühte sich, es ihr nachzuthun. Wenn sie am Klavier saß und ihre hübschen Fingerchen über die Tasten hintanzten, da langte er darnach und sah sie so schelmisch an, wie ein junger, kecker Faut, der allenthalben nach schönen Damenhändchen hascht, um sie zu küssen — so lange ihm die Lippen verboten sind. Sie führte ihn in die Allee, wo er dann neben ihr auf der Bank mit Steinchen spielte, die er ringsum aus dem Sande aufsuchte.

So habe ich sie täglich gesehen; und wenn mir ihr Bild recht lebhaft vor die Seele tritt, dann erscheint sie mit dem Knaben vor mir, mit dem sie spielte, wie die Engel mit den kleinen Kindern thun. Auch ich spielte mit dem Kinde — denn auch sie war noch ein Kind und das war der höchste Reiz ihres Wesens.

Einmal sah ich, wie sie dem Knaben gute Nacht wünschte. Als wir in die Kinderstube traten, hatte ihn die Wärterin schon in sein Bettchen gebracht. Rasch richtete er sich auf und blickte ihr lächelnd entgegen. Sie bückte sich nieder zu ihm. Er schlang seine Aermchen um ihren Nacken. Sie küßte ihn auf die Stirn. Die großen Kinderaugen aber leuchteten plötzlich auf, als hätten sie endlich die lösende und erlösende Antwort auf ihre Frage gefunden. Er legte sich nieder. Sie faltete ihm die Händchen als ob er beten sollte.

„Er wird gleich einschlafen“, sagte sie zu mir, „doch muß ich jeden Abend zu ihm kommen, eher findet er keine Ruhe.“

Es war der Abend, der mich zum letzten Mal zu ihr führte. Sie verließ die Stadt. Und zum letzten Male hatte sie ihr Brüderchen, wie sie das Kind immer nannte, zu Bette gebracht. Beim Abschied trug sie mir auf, ihr von dem Knaben zu berichten, so viel ich erfahren könne. „Ich gehe ruhig fort, denn ich nehme nur gute Erinnerungen an gute, liebe Menschen mit mir; aber um des Brüderchens willen thut mir das Herz weh.“ Es war nicht Laune, was sie so innig mit dem Kinde verband, sondern jene reine Herzensgüte, die ihr Bestes thut, Anderen das Leben zu verschönern. Ein guter, mächtiger Geist geleitete sie. Der Geist der Liebe. Unter seinem Schutze konnte sie ruhig in die weite Welt hinausziehen und sicher sein, überall gute, liebe Menschen zu finden.

Etwa zwei Monate gingen darüber hin. Täglich nahm ich meinen Weg durch die Allee und an dem Hause vorbei, wo sie gewohnt hatte. Aber ich sah nichts von der alten Wärterin, ich sah und hörte nichts von dem Knaben.

An einem schönen, heitern Maientage trugen sie einen kleinen blumengeschmückten Sarg hinaus auf den Friedhof. Ich gab meinem Brüderchen das Geleite zum Grabe.

Das Kind hatte ohne Liebe nicht leben können.

Dem Schwesterchen mußte ich das Traurige melden. Sie schickte einen schönen Kranz, der auf seiner Schleife die Worte trug: „Dem lieben Brüderchen von seinem Schwesterchen Angela.“

Wieder ging ich nach dem Friedhof, um den Kranz auf das Grab zu legen. Es war schön versteckt unter Blumen und Palmenzweigen, im Schutze eines mächtigen Lindenbaumes. Wie ich da stand, ringsum frisches Rasengrün und duftiger Blumenschmuck, und weit hinausblickte in die sonnige Landschaft, da löste sich aller Druck und alle Düsterheit der Trauer in die leichte, ungetrübte Ruhe eines ernsten und doch heiteren Erinnerns. Das Brüderchen schlief ja nur. Und ich dachte, wie heute auch, an mein Schwesterchen, wie ein Kind an Weihnachten.

Spruch.

Mit dem Stürmen und Toben und Drängen,
Mit den jugendlich-heiteren Klängen,
Mit der Lebenslust ist es bald vorbei!
Wen das Schicksal, mit wuchtigen Schlägen,
Verfolgt auf allen Wegen,
Der fliegt nicht mehr so hoch, so frei.

New York. **Arminius.**

Johnny.

„Hier mein Johnny, nimm die Flasche,
Lauf' geschwind zu Murphys Store,
Mit dem besten Bourbon Whisky
Von Kentucky laß' sie füllen.
Mache schnell doch, kleiner Dutchy,
Denn wir müssen noch zur Mine,
Müssen vor Beginn des Tages
Eine neue "Shuthe" *) durchbrechen!"

Also sprach der alte Miner
Pat O'Brien zu dem Kleinen,
Welcher, seiner Weisung folgend,
Mit der Flasche schnell verschwand.—

Johnny war ein Waisenknabe.
Klein und schwächlich war sein Körper.
Hell aus seinem blassen Antlitz,
Das umrahmt von gold'nen Locken,
Strahlten große blaue Augen.
Er entstammte deutschen Eltern,
Die der niegestillte Golddurst
Vom Ohio einst getrieben;
Durch die große Prairiewüste,
Durch die kahlen Rocky Mountains,
Ueber die zerriss'nen Höhen
Der Nevada, immer westwärts,
Nieder in die grünen Thäler,
Wo des schönen Sakramento's
Golddurchstreute Fluthen rauschen.
Doch von dem erträumten Golde
Hatten wenig sie gefunden;
Und dies Wen'ge war erworben
Mühsam nur, durch vielen Schweiß.

Wo der Mount Diablo raget
Ueber starre Hügelwellen,
Liegen kleine Minendörfer,
In den Schluchten halb verborgen.
Doch die Miner dort durchwühlen
Nicht der Berge Eingeweide
Nach dem blinkenden Metalle,
Nur die schwarze, staub'ge Kohle
Schaffen mühsam sie zu Tage.

Arnold Schäfer, Johnny's Vater,
Wurde endlich Kohlenminer.
Doch kein Glück wollt' ihm erblühen.
Fünf von seinen Kindern starben,
Nur das Jüngste blieb am Leben.
Eine zähe böse Krankheit
Hielt sein treues Weib gefesselt
An das Bett ein langes Jahr.

Plötzlich oft erscheint das Schicksal,
Alles Erdenleid zu enden.—

Kohlgeschwärzte Männer trugen
Eines Tag's den deutschen Miner
Todt und kalt nach seinem Hause.
In den dunkeln Minengängen
War ein schweres Steingerölle
Tückisch auf sein Haupt gefallen.

Dieser harte Schlag des Schicksals
Löschte rasch nun auch den schwachen
Lebensfunken seiner Gattin.
Und so blieb der arme Johnny
Ohne Freunde und Verwandte
In dem fremden Thal zurück.
Doch der fromme Priester Patrick,
Welcher jeden Sonntag Morgen
In der Kirche las die Messe,
Nahm den kleinen Waisen mit sich.
Zur Gemeinde sprach er freundlich:

„Liebe Brüder! Liebe Schwestern!
Sehet hier den armen Knaben,
Seine Eltern waren Deutsche
Und dazu noch Protestanten,
Darum ist es uns unsre Pflicht nur,
Daß wir seine Seele retten,
Ihn erzieh'n in unserm Glauben,
Der allein nur selig macht.—
Wer von euch nun, liebe Brüder,
Will den Knaben zu sich nehmen?
Mit ihm nehmt ihr Jesus Christus
Selber auf, wie er gesagt!"—

Alle schwiegen, Alle waren
Reich mit Kindern schon gesegnet.
Da erhob sich Pat O'Brien.
Dieser war ein Junggeselle,
War ein alter roher Miner
Und dazu ein arger Trinker,
Doch ein guter Katholik.
Nie versäumte er die Messe.
Regelmäßig auch bekannte
Immer er dieselben Sünden
In der Beichte seinem Priester.
Also sprach nun Pat O'Brien:

„Wenn kein And'rer will den Knaben,
Nun, so will denn ich ihn nehmen!"

„Theurer Bruder!" sprach der Priester
Frommen salbungsvollen Tones:
„Das wird Dir der Herr vergelten!
Tausendfach wird er Dir lohnen
Was Du diesem armen Kinde
Gutes thust in seinem Namen."

Johnny kam zu Pat O'Brien;
Mußte ihm des Morgens frühe
Feuer machen für das Frühmahl;
Mußte ihm das Essen bringen
Mittags über steile Pfade,
Welche zu der Mine führten,
Deren schwarzer Eingang fern am
End der schmalen Bergschlucht gähnte;
Mußte Kohlenstücke sammeln
Nachmittags am Schlackenhügel.
Als er älter dann geworden,
Mußte mit er in die Mine,
Schwere Dienste zu verrichten
Seinem rohen, strengen Herrn.

*) "Shuthe".— Es wird schwer halten, einem Laien verständlich zu machen, was ein Kohlenminer unter "Shuthe" (sprich Schuth) versteht. Die Minen in der Umgegend von Mount Diablo in California, wo diese Begebenheit spielt, sind keine Gruben, der Querschlag führt horizontal in den Berg hinein, und durchschneidet die 3 bis 4 Fuß dicke Kohlenader, welche von Süd nach Nord schräg hinabläuft wie ein Dach. Parallell mit dem Querschlag laufen natürlich an der obern Seite blos die „Brests", wo in einer Breite von neun Yard die Kohlen ausgearbeitet werden. Jede Brest ist von der andern durch eine zurückgelassene fünf Fuß dicke Kohlenschicht getrennt. Je 9 Yard von einander entfernt befinden sich die "Shuthes", von der obern Brest bis zum Querschlag hinabführend. Es sind drei Fuß breite, mit eisernen Platten belegte Pfade, worauf die Kohlen mit wenig Nachhülfe hinunter und gleich in die Wagen gleiten. Zu den neuen "Shuthes" werden die Platten aus den alten, so lange sie noch brauchbar sind, immer wieder verwendet.

Wie der rauhe Hauch vom Norden
Alle zarten Frühlingsblüthen
Mit erbarmungsloser Härte
Oft in einer Nacht ertödtet:
So auch hatt' ein grausam Schicksal
Diesem armen deutschen Knaben
Jene Blüthen ganz vernichtet,
Welche in des Lebens Lenze
In den jungen Herzen treiben,
Es mit süßem Märchenduftе
Sel'ger Kinderträume füllend.
Nur am Sonntagnachmittage,
Durfte frei er sich ergehen.
Dann enteilte er dem Städtchen
Nach dem fernen Bergesabhang,
Wo durch dunkele Cypressen
Einfach' weiße Kreuze ragten.
Dort nun, in der fernsten Ecke,
Ohne Kreuz und ohne Blumen,
Spärlich nur mit Gras bewachsen
Wölbten sich zwei nied're Hügel,
Welche seine todten Eltern,
All sein Glück und Hoffen bargen.
Dort dann saß er, still und träumend,
Bis sich seine blauen Augen
Unbemerkt mit Thränen füllten.
Oft dann war es ihm, als hörte
Er ein fernes, leises Klingen,
Hörte liebe, traute Worte,
Die die Mutter einst gesungen,
Leise sang er sie dann nach.
Ach der Sinn der schönen Worte
Mit dem süßen, sanften Wohlklang
War ihm längst schon fremd geworden,
Nur im Herzen tief empfand er
Noch den wundervollen süßen
Zauber seiner Muttersprache.—

Athemlos nach schnellem Laufe
Trat jetzt Johnny mit der Flasche
In den matterhellten Raum;
Gierig barg der alte Miner
Sie in seiner schmutz'gen Jacke;
Stülpte dann die ölgetränkte,
Kohlenschwarze Kappe mit der
Kleinen Bergmannslamp' am Schirme
Auf sein graues zottiges Haupt.
Und auch Johnny that dasselbe;
Hing sich um die Blechkantine,
Angefüllt mit klarem Wasser.
Beide schritten sie hinaus dann
In die stille Frühlingsnacht.
Hoch aus fernen Räumen glänzten
Fremde, räthselhafte Welten
Auf die dunkle Schwester nieder.
Unten an dem Schlackenhügel
Glomm ein purpurrother Streifen
Leuchtend durch die dünne Kruste.
Oben tanzten blaue Flämmchen,
Und ein schwüler Gasdunst hob sich
Durch die milde, würz'ge Nachtluft.
Sicher auf den steilen Pfaden,
Die sie tausendmal erklommen,
Steigen sie zum hohen Felskamm,
Der die Schlucht umsäumt, empor.
Bald erreichen sie die Schmiede,
Hier die Lampen an sie zünden.
Pat O'Brien nimmt drei Picken,
Gibt dem Johnny sie zu tragen
Und nimmt selbst die Drill von Eisen.
Im geheimnißvollen Dunkel
Gähnet dort des Querschlags Eingang,
Den die kühne Hand des Menschen
Durch die harten Felsen bohrte.
Dumpfig, wie im Grabgewölbe,
Hallt das Echo ihrer Tritte.
Schwül und drückend wird die Luft,
Und ein röthlich fahler Dunstkreis
Trübt den Schein der qualm'gen Lampen.
Rastlos eil'n die Beiden weiter
Ohne Furcht und ohne Grauen,
Wie auf altbekannten Pfaden
Wir im Sonnenscheine wandeln.
Bald schon in der grauen Steinwand
Glimmt die schwarze Kohlenader.
Schmale Gänge führen aufwärts
In das Labyrinth der Stollen.
In den letzten dieser Gänge
Kriechen sie auf ihren Knieen
Auf den glatten Eisenplatten;
Mit der einen Hand sich haltend
An den Pfosten, mit der andern
Ihre Handwerkszeuge tragend,
Klimmen mühsam sie empor.
Endlich waren sie zur Stelle.
Pat O'Brien nahm die Flasche,
Sog daran mit langen Zügen,
Biß vom staubgeschwärzten Tabak
Sich ein großes Stück und kaute.
Sprach zum Johnny: „Kleiner Dutchy,
Hol herbei die Eisenplatten,
Aus der dritten "Shuthe" dort unten."
Vor der schwarzen Wand dann knieend
Handhabt er die scharfe Picke
Mit gewandten, starken Armen.
Weithin hallt der Schläge Echo,
Und die Stücke fliegen knisternd
Durch die engen dumpfen Räume.
Während dessen müht sich Johnny
Seinen Auftrag zu erfüllen.
Festgenagelt sind die Platten
Und, wenn mühsam losgelöst,
Schwierig ist's sie fortzuschleppen
Durch die niedrig schmalen Gänge
Zwischen dem Gewirr der Pfosten.
Dicke Tropfen Schweißes rollten
Von des Knaben Stirn und zogen
Helle Streifen durch den Kohlstaub,
Der die bleichen Wangen deckte.
Blutig an den scharfen Kanten
Rieb er sich die kleinen Hände;
Dennoch durfte er nicht rasten,
Pat O'Brien's wilde Flüche
Trieben ihn zur Eile an.
Dieser hatte schon die Breite
Von der Shuthe ganz unterhöhlet;
Drillte jetzt mit kräft'gen Stößen
In der obern Schicht ein Loch,
Um die spröde, harte Masse
Schnell mit Dynamit zu sprengen.
Wieder sog er an der Flasche,
Die schon mehr als halb geleert war,
Nahm das weggelegte Priemchen
Wieder zwischen seine Zähne.
Wen'ge Stöße noch, dann warf er
Fort die Drill in's Dunkel rückwärts.
„Bring die Füllung Johnny!" rief er.
Dieser brachte auf der Schaufel
Von dem bläulich zähen Lehmgrund.
In das runde tiefe Bohrloch
Schiebt nun Pat geschäftig eine
Von den Dynamit-Patronen.

In der zweiten dann befestigt
Er die lange graue Zündschnur,
Schiebt sie sachte zu der andern,
Mit dem weichen zähen Grunde
Füllt er dann die runde Oeffnung,
Stampft sie fest und immer fester
Mit dem stumpfen End der Drill,
Nimmt zur Hand dann seine Lampe,
Hält die Flamme an die Zündschnur
Welche bald, entzündet, zischend
Rothe Funken von sich sprühet.
Schnell ergreift er seine Flasche,
Läßt sich auf dem glatten Eisen
Nach den untern Gängen gleiten,
Wo bereits sein kleiner Helfer
An der schwarzen Kohlwand kauert.
In dem trüben Licht der Lampe
Harrten Beide nun und lauschten.
Todtenstill jedoch blieb alles,
Und der Schuß wollt nicht erdröhnen.
Pat O'Brien murmelt Flüche,
Grimmig kaut er seinen Tabak,
Holt hervor dann seine Flasche,
Leert sie bis zum letzten Tropfen,
Kriecht dann wieder langsam aufwärts
Von dem Kleinen treu gefolgt.
„Heil'ger Patrick", ruft er wüthend,
„Ist die Zündschnur ausgegangen,
Ist zu fest gekeilet worden!
Aber hol mich Der und Jener,
Wenn ein neues Loch ich bohre
Oder einen Streich ich schaffe
Ehe ich mich ausgeruht!"
Sprach's und streckte lang sich nieder
Auf den harten stein'gen Boden,
Und es währte nicht sehr lange
Schläft er fest im tiefen Rausche.
Johnny will Pat's Beispiel folgen,
Doch der Schlaf will ihm nicht kommen.
Wie die Luft doch in der Mine
Dünkt ihm heut so seltsam drückend!
Wenn ein dumpfes, fernes Krachen,
Oder geisterhaftes Knistern
Pat O'Brien's lautes Schnarchen
Uebertönet, fühlt er, seltsam,
Heute wohl zum ersten Male,
Ein Gefühl von leisem Grauen
Kalt durch seine Adern kriechen.
Plötzlich werden seine Augen
Groß und starr in wildem Schrecken.
War es nur ein Traum gewesen?
Oder war dort aus den Kohlen,
Wo der Dynamit geladen,
Blitzesschnell ein rothes Fünkchen
Wirklich eben aufgezuckt?—
Ach, es war kein Traum gewesen,
Nicht war jene lange Zündschnur
Ausgegangen, nur verhindert
Durch die feuchte, feste Pressung
Schnellen Laufes fort zu brennen;
Denn die rothen Funken, welche
Dann und wann im Dunkeln zuckten,
Zeigten, daß sie weiterglommen.
In die schreckgelähmten Glieder
Johnny's kam jetzt wieder Leben.
„Onkel Pat", ruft er verzweifelt
„Aufsteh'n! Schnell, der Schuß wird losgehn."
Ungestört schnarcht jener weiter,
Wie auch Johnny ihn mag schütteln.
Tief umfangen von dem Rausch, der
Das Bewußtsein ihm geraubt.
Nur ein thierisch rauhes Lallen
Löset sich von seinen Lippen.
Johnny sucht nun den Betrunk'nen
Nach dem Eisen hinzuschleppen;
Doch zu schwach zeigt seine Kraft sich.
Von des armen Knaben Stirne
Tropft der helle Angstschweiß nieder.
Hilflos irrend fällt sein Auge
Plötzlich auf die scharfe Picke,
Rasch ergreift er sie, und klirrend
Fährt die Spitze in die Kohlen.
Unermüdlich schwingt der kleine
Schwache Arm das schwere Werkzeug.
Stück um Stück löst sich die Erde,
Bald ist blosgelegt die Zündschnur.
Jetzt ein Messer! schnell ein Messer,
Um die Zündschnur durchzuschneiden!
Weh, vergessen hat er seines —
Doch vielleicht läßt sie sich ziehen!
Da — ein Blitz — ein Schrei — ein Donner,
Dröhnend hallt es durch die Gänge.
Dumpfes Zittern — lautes Krachen, —
Leises Knistern — Grabesstille.—

Ew'ge Nacht herrscht in der Mine. –
Doch als draußen sich die Sonne
Fern in goldnen Wolken zeigte:
Krochen schon die ersten Miner
Aufwärts durch die engen Gänge
Nach dem Platz des nächt'gen Schauspiels.
Dort lag auf derselben Stelle
Pat O'Brien, ruhig schlafend;
Und nur einige Schritte weiter
Ruhte das zerriss'ne Häufchen
Eines kleinen Menschenkörpers.—
Von dem armen Johnny kannte
Man nur noch die gold'nen Locken.

Chicago.

Karl Reuter Kerger.

Es war die Jugend.

Es war die Jugend.—Morgenfrisch
War mein Gemüth, mein Blut, mein Herz,
Und leuchtend blühten Rosen mir,
Der Liebe Rosen allerwärts.

Die sel'ge Zeit, sie ist dahin.—
Doch Rosen blühen mir auch jetzt,
Es hat auf Kinderwangen sie
Die Zeit, die ändernde gesetzt.

Milwaukee, Wis.

Georg Meyer.

Traumbild.

Ich sah im Traum, wie deine liebe Hand,
Zu einem Strauße Blumen lieblich band; —
Doch schienen sie mir welk und todt zu sein, —
Du aber gabst das Leben mit hinein; —
Mit deinem Hauche, lebenswarm und frisch,
Gestaltet, duftend, bunt sich das Gemisch —
Als ob geheimnißvolle Kräfte weben,
Als ob das Todte ward in dir zum Leben. —

Und so getroffen ward ich wie noch nie,
Vom tiefsten Gluthauch wahrer Poesie;
Der Traum, der trunk'ne, wirre Steuermann,
Trieb das Gedankenschiff bergab, bergan,
Und auf den Wellen tanzend wild erregt,
Wie Wehmuth es sich um das Herz mir legt; —
Und lebenswarme Freude fühlt ich schlagen
Der Erde Weh, — der Erde Lust zu tragen. —

Dann wieder festgebannt an die Gestalt, —
Zog's mich zu dir mit magischer Gewalt, —
Dein Auge ruhte sanft auf deiner Hand, —
Die immer noch so zaubernd Blumen band, —
Ich konnt's nicht fassen, weiß nicht wie's geschah —
Ich war dir fremd — und wieder dann so nah —
Da hört ich meines Kindes träumend Lallen
Und fühlte Thränen auf mein Kissen fallen! —

So zog es mich zur Wirklichkeit zurück,
Zum Leid der Erde, — zu der Erde Glück; —
Was mir der Traum gezeigt in jener Nacht —
War nur der Freundschaft herrlich, schöne Macht,
Die mit der Liebe unser höchstes Gut,
Wie Wonne stets an unsrem Herzen ruht —
Bis wir befreit von allen unsren Leiden,
Zum ew'gen Traum von dieser Erde scheiden! —

Chicago. **Albert T. Schlick.**

Blumenmimme.

Allegorisches Phantasiestück, der Wahrheit nachgedacht.

Von **T. Vitringa.**

Wer niemals einen Rausch gehabt, nota bene einen rechten Frühlingswonnerausch, dem sei in guten Treuen von dieser Lectüre abgerathen. Hast du aber schon gewandelt unter knospenden Bäumen, inmitten schwellenden Wiesengrüns, vorbei an murmelnden, von der Schneeschmelze gespeisten Bächen, rings umwoben von goldigem Maisonnenglanz, und hast du verwundert hingehorcht, wie es um dich her geheimnißvoll rinnt und keimt und sproßt und arbeitet, wie, als unter der Berührung eines Feenstabs, die ganze Natur zu deinen Füßen und ob deinen Häupten sich leise und keusch entschleiert und zauberhaft zu verwandeln scheint, hast du dabei den Muth gehabt, Schulscepter oder Kochlöffel, Knieriemen oder Aktenstaub auf Stunden und Tage dem heiligen Fatum zu überlassen — dann muß er ja gekommen sein, der Rausch, mächtig und brausend muß es dir ja aus Herz und zu Kopfe gestiegen sein, daß du vor Wonne getaumelt und vor Entzücken gejauchzt. Als ein Weinseliger und doch wieder ganz anders hast du weiter gewandelt durch Düfte und Sonnenschein, hast mit immer leuchtenderm Auge gestaunt und mit immer durstiger werdendem Herzen aus dem Wonnebecher geschlürft, Zug um Zug. Hast du dich gewundert andern Tags zu Hause und bei der Werkeltagsstimmung, daß dir nicht der Kopf hämmerte noch der Magen knurrte, wie nach einem Weingelag? Daß statt dessen tausend angenehme, wohlige Empfindungen dich durchströmten, süße, bestrickende Ahnungen in dir aufschlummerten und deine fünf Sinne dir geschärft, ja ein sechster dir verliehen schien? War es am Ende ein solcher sechster Sinn, womit du gestern Wunder geschaut und Geheimnisse erlauscht? — Hat wohl er dir geoffenbart, was die

Blumenglocken sich zuläuten, was die Bienen summen und die Lüfte säuseln, was die Lerchen trillern und die Schwalben zwitschern?— Hab' ich dich, freundlicher Leser, richtig so weit, mit Fragen und Quälen! Gut, dann riskier ich's und krame vor dir aus; vielleicht interessirt es dich ein wenig, zu vernehmen, wie mir jener Rausch bekommen hat. Lang ist's her, seit jenem ersten Mal, da ich ihn verspürt. Was waren das für neue, seltsamlich wallende Empfindungen, die mir die Brust sprengen wollten? Was war es, das mich ziel- und planlos umhertrieb, daß ich wie ein junger Hänfling, der eben flügge geworden und das Nest verlassen, taumelnd vorwärts und seitwärts flatterte? Dergleichen hatte ich nie zuvor gefühlt — bin ich denn weinberauscht, daß alles sich mit mir umdreht wie in einem Taumelreigen? Und horch — dies Klingen in beiden Ohren — ein fein lieblich Klingen, wie von winzigen Silberglöcklein; rascher und immer rascher bimmelt's, ein Glockenstimmlein nach dem andern fällt ein, und jetzt zart und rieselnd in unbeschreiblicher Wundermelodie ein vieltausendstimmiges Geläute. Und das Getön beschlich mir Herz und Sinne — unvermerkt fächelte mein Geist hinüber in's goldige Traumland.— — — — Ich stand auf blumiger Au, mächtige Sehnsucht nach etwas Unnennbarem, Unbestimmtem im Busen. Von Ungefähr trat ein Mann zu mir, von wannen er gekommen und wie er so plötzlich sich genaht, konnte ich nicht ersehen. Aus seinen Augen strahlte Milde und Hoheit, Ernst und Majestät, kindliche Unschuld und sinnvolle Gütigkeit. Er nahm mich bei der Hand und sprach: „Folge mir." Ohne Beklemmung, aber voll wunderbaren Vertrauens ging ich neben meinem Führer her als neben einem längst Bekannten. Wie lange wir schweigend gewandelt, weiß ich nicht, nur schien es mir, als hätte ich Flügel an den Füßen, so rasch und wie im Winde glaubte ich mit meinem Begleiter hinzueilen, an Flüssen und Städten vorbei, bergauf und bergab, über Hügel und grüne Matten, durch Fluren und Wälder, immer weiter, weiter, ja gleichsam aus der schönen Gottesnatur heraus, und doch wieder nicht. Denn immer Schöneres zog am Auge vorüber, je weiter wir wandelten und immer rüstiger ausschritten. Endlich hob mein Führer an und sprach: „Wundere dich nicht, o Jüngling, über das, was du um dich her siehst; spare dein Verlangen, stille zu stehen und zu beschauen, bis wir am Ziele sind. Dies Ziel, dahin du an meiner Hand nun bald gelangen wirst, es ist der vielgerühmte, große, weite und schöne Pflanzgarten eines Gärtners, der, obgleich ohne bestimmten Namen, doch allen Wesen bekannt ist. Denn eines jeglichen hat er wahrgenommen, über ein jegliches hat er sich ein Recht zu erwerben gewußt, alle stehen sie unter seiner Botmäßigkeit und Autorität, alle, alle. Und was noch mehr ist, sie brauchen ihn alle, den Gärtner, damit sie leben können und gedeihen und wachsen; und wenn schon viele unter ihnen sich seiner spottend, ja sogar widerspenstig und rebellisch entäußern möchten, so hat er sie doch alle völlig in der Hand und kann ihrem Dasein ein Ziel setzen, wann und wie er will. Ist aber auch kein Wunder: denn so viel schöner und erhabener, besser und größer ist er als seine Untergebenen alle, daß ihrer keines gegen ihn aufzukommen vermag. Doch was erzähl' ich noch lange von dem Guten, du kennst ihn ja so wohl als ich. Und sieh', schon sind wir unter diesen Auseinandersetzungen angelangt am Ziel unserer Fahrt. Ich sehe es dir an, wie du vor Verlangen brennst, den wunderbaren Ort nun auch dem Augenscheine nach kennen zu lernen; aber du wirst mir nicht undankbar sein, wenn ich erst noch ein wenig den Führer und Erklärer mache, der ich schon bekannt bin in dem schönen Garten."

Bei diesen Worten traten wir in ein hohes Portal, über dem ich auf marmornem Grund mit goldenen Lettern eingegraben unverständliche Worte las. Auf Befragen gab der Mann an meiner Seite zur Antwort: „Dies ist die delphische Losung und heißt:

Gnoti sauton.

Darunter steht beigefügt:

Kai allelus kata sauton gnosea."

Das Erstaunen, das mich beim Eintritt in den Garten ankam, ließ mir keine Zeit, weitere Fragen zu stellen. Sofort wunderte ich mich über die Manigfaltigkeit der Gewächse, die in bunter Reihenfolge, große und kleine, prächtige und unscheinbare, wohlriechende und geruchlose, alle durcheinanderstanden, wachsend und gedeihend unter dem belebenden Sonnenschein eines wunderschönen Landstriches, unter dem nährenden, kräftigenden Regen eines fruchtbaren Clima's. Ich äußerte meine Verwunderung in lauten Worten, aber mein Führer entgegnete lächelnd: „Geheimnißreicheres noch wartet dein; denn sieh, ein jedes der tausend Pflanzen und Pflänzlein hat seine eigene und merkwürdige Geschichte; ein jedes kann dir nach Menschenweise erzählen von Leid und Wahn, von Schmerz und Trauer, von Mißgeschick und Unglück, wie von Freude und Frieden und lauterm Glück und Sonnenschein. Schon manchen langen Tag hab' ich hier mich ergangen, habe gelauscht und gehorcht, was sie mir vertrauten; und ein jedes wird auf dein Befragen auch dir Antwort geben und nichts verhehlen, so ist's hier Sitte und Ordnung. Drum fehlt's nicht an Unterhaltung und Abwechslung: so lange du auch hier verweiltest, du würdest immer mehr zu erfahren und zu wissen verlangen, würdest nicht müde werden, umherzuziehen und dir erzählen zu lassen, würdest am Ende gar nicht mehr fort wollen. Du wirst, wie denn hier alles merkwürdig ist, vieles und manches finden, was dir eigenthümlich und sonderbar bekannt vorkommt, wirst gar vielleicht dich selber in irgend einer Weise wiederzufinden meinen. Auch will ich dich von vorneherein in Regionen führen, wo dir dafür Bestätigung werden soll. Deine besondern Wünsche nach dieser Richtung, so wie sie jetzt eben in deiner Seele aufsteigen, kenne ich bereits, sie mögen in Erfüllung gehen. Doch wisse, was du erfahren hast, das mußt du in deinem Herzen fest verschließen, darfst nichts erzählen draußen in eurer argen Welt, wo so viele feine Ohren und böse, stechende Zungen es begierig aufnehmen und weiter tragen würden. Verschwiegen mußt du sein und fein stille, nur unter dieser Bedingung ist es vergönnt, hier zu verkehren und sich erzählen zu lassen; denn sonst könnten ja täglich eure Romandichter und Zeitungsschreiber von hier neuen Stoff holen für ihre Feder, und gar bald wäre alles verbraucht und nichts mehr ein Geheimniß. Also versprich: sei hübsch verschwiegen und halte reinen Mund."— Dabei bot er mir die Hand und sah mich mit einem durchdringenden Blick seiner freundlichen Augen an; ich schlug ein,

wenn mir schon etwas beklommen und neugierig zugleich das Herz klopfte. Was sollte ich sehen und hören? Was wollte mir der wunderbare Mann zeigen? Es war mir wunderseltsam zu Muth, als wir von dem etwas erhöhten Standort aus, der einen weiten Ausblick auf den Garten gestattete, den kleinen Hügel hinabschritten, gerade auf ein mäßig großes Blumenbeet zu, welches von einem durchfließenden Gewässer in zwei ungleiche Hälften zerschnitten ward. In allerlei Abtheilungen und Straßen ist es eingetheilt, die nach der Erklärung meines Gewährsmannes alle ihre besonderen Namen tragen — ob nach der Farbe ihrer Inwohner oder blos willkürlich, konnte ich nicht ermitteln. So viel aber schien mir sicher, daß in der Gegend, nach welcher wir hinzielten, blau die Hauptrolle spielte, weßhalb die Benennung „blaue Straße" nicht ungereimt schien. Eine eigenthümliche Bangigkeit, die mich bei dieser Wahrnehmung überkam, muß sich in meinen Zügen abgespiegelt haben; denn der Mann zu meiner Rechten streifte mit raschem, prüfendem Blicke mein Antlitz, lächelte dann augenscheinlich vergnügt und sprach: „Habe ich dich ergründet ehe denn du selber, so laß dich's nicht anfechten, denn wisse, ich bin eine Art Prophet und der Vater der Prototypik. Folge heute bei deinem Erstlingsbesuch ausschließlich meiner Anweisung, du wirst es nicht zu bereuen haben. Hier die Straße, die wir soeben betreten, es ist keine große und prächtige Allee, aber still und traulich sieht's drin aus, hübsch und sauber, alles blank und niedlich. Dort, keine hundert Schritte weit, steht zwischen Blauveigelein und Kornraden vereinsamt ein Resedastock; noch hat er dich nicht erkannt, tritt aber getrost hinzu, sprich leise des Wahrspruchs erste Hälfte „Gnoti sauton" und berühre die Blätter jenes Stocks, so wirst du alsogleich das Wunder erfahren. Unterdeß will ich in der Nähe auf dich warten, bedarfst du meiner, so brauchst du blos zu rufen, ich bin gleich zur Stelle. Für heute wirst du genug haben — ein nächstes Mal versuchen wir's mit der zweiten Hälfte."

Damit war er hinweg; das Wort hatte ich mir fest eingeprägt, obgleich ich seine Bedeutung nicht kannte. Unbefangen that ich denn, wie er mich geheißen, eilte rasch näher, murmelte das Zauberwort und rührte sachte an den Resedastock. Was in diesem Augenblicke mit mir vorging, ist zu erstaunlich, als daß ich es schildern könnte, nur das vermag ich mit Bestimmtheit von jenem einzigartigen Moment auszusagen, daß mich wie eine blitzartige Erleuchtung die klare und volle Erkenntniß vom Sinne des eben noch ohne Bewußtsein ausgesprochenen Wortes durchschauerte. Aber zur Besinnung blieb mir weder Zeit noch Kraft, fühlte ich mich doch alsbald einem unerklärlichen Zauberbanne verfallen. Kaum hatten meine Fingerspitzen an die Blumenblätter gerührt, so hatte ich die unmittelbare Empfindung des Getheiltseins in zwei Theile, und schon nach wenig Sekunden hätte ich meine eigene Identität mit der Wesenheit des Resedastocks beschwören mögen — sprach doch meine eigene Stimme mit mir, verlor ich doch schon nach Augenblicken jegliches Bewußtsein eines unterschiedlichen Seins zwischen ihm und meinem eigenen Selbst. Und dennoch wußte ich fortwährend genau, ob und was er sprach, ob und was ich antwortete. Vieles fragte er mich — ich glaubte mit mir selbst in Unterhaltung zu sein. Als aber der Resedastock längere Zeit allein sprach, da weiß ich, daß ich hingehorcht und ihn nicht unterbrochen habe, daß mir auch alles Nachsinnen ausgieng. Was er erzählte klang ganz nach der Art, wie Menschen zu denken und zu erleben pflegen, sein Bericht lautete etwa folgendermaßen:

„Als ich", hob er an, „zum ersten Mal aus dem Treibhaus in's Freie verpflanzt wurde, hatte ich noch die lebhafte Erinnerung an eine schöne, aber hoffärtige Tulpe, meine ehemalige Nachbarin. Stets hoffte ich, sie würde auch jetzt noch meiner gedenken; aber eines Tages äußerte einer der Geister, die im Auftrag des Untergärtners diesen Theil des Gartens besorgen, schadenfroh in meiner Nähe, jene Tulpe habe sich eifrig einer andern Blume zugewandt und wolle von mir nichts mehr wissen. Groß war meine Betrübniß ob dieser Kunde, aber bald war ich wieder getröstet, sah ich doch täglich die holdeste aller Rosen mir gegenüber. Lange wagte ich es nicht, ihr mein bescheidenes Dasein bemerkbar zu machen,— in stummem Anschauen ihrer keuschen Reize verbrachte ich die Zeit und wollte es mir kaum gelten lassen, daß sie mir zuweilen ganz freundlich zugenickt hätte. Endlich aber überwand ich meine Schüchternheit und übergab einem dienstfertigen Lüftchen eines meiner Blätter, das alsbald zu ihren Füßen lag. Bis in die Spitzen ihrer zartesten Knöspchen hold erröthend betrachtete sie es, und dies ermuthigte mich zu weitern Kundgebungen. Als ich aber gar eines schönes Morgens eine duftende Rosenknospe neben mir ruhen fand, die nur zu meinem lieben Gegenüber Beziehung haben konnte, da kannte mein Glücksgefühl keine Grenzen. Immer vertrauter wurde in der Folge unser Verkehr, und manch glückliche Stunde verrann uns in süßem Austausch unseres eigenen Selbst. Wenn man mir einen bescheidenen Wohlgeruch zuschreibt, so war meine Rose im Besitz edler, hoheitsvoller Schönheit. Diese Gaben suchten wir vor einander zu entfalten, jedes löste ein Stück nach dem andern vom eigenen Ich ab und überließ es dem andern, und das dienstfertige Lüftchen, unser verschwiegener Bote, hat manch liebes Mal den Weg zwischen uns beiden zurückgelegt, hat manchen meiner Düfte hinübergefächelt zur Rose und mir als Antwort ein trautes Zeichen ihres stillen Einverständnisses zierlich gezackte Blättchen oder sammetweiche Herzknösplein zurückgebracht. War es auch, daß hie und da einmal ein scharfer Dorn als unbeachteter Passagier mit herüber kutschierte und mein zartes Geäst wundritzte, oder daß sich ein verdorrtes, geruchloses Blüthchen vorwitzig von mir losriß und, ehe ich's hindern konnte, zur Rose hinüberflatterte, ein leeres Nichts, das sie nur betrüben konnte — das alles war zu unbedeutend und vorübergehend, um unser Glück dauernd zu trüben. Lange, lange währte dieses ungestört weiter, bis jäh ein rauhes Geschick dazwischen fuhr.

„Eben hatte ich eines Tages wieder ein feinduftendes, zierliches Blumenkrönlein von meinem Selbst abgetrennt und war im Begriff, dem lieben Lüftchen zu rufen, da trat der finstere Geist unversehens hinzu, hob das arme Blüthchen, das unschuldige Zeichen der Liebe, mit tückischer Faust auf und trug es hohnlachend von dannen. Hätte ich Stimme und Thränen gehabt wie ihr Menschen, die ihr uns zuweilen hier besucht und ob unserer Erzählung bald fröhlich lacht, bald mitleidig weint, ich hätte laut geklagt und die Zähren rinnen lassen,— denn ich erkannte wohl die Zerstörung meines Glücks. Bald kehrte der Geist wieder in Begleit seines Herrn, des Untergärtners,

eines harten, ernsten Wesens, halb Geist, halb Mensch. Streng und unerbittlich fuhr er mich an, frug er mich aus, zürnte, schalt, schmähte, drohte, wurde dann plötzlich herb und sarkastisch und schloß seine lange Strafpredigt ungefähr mit der folgenden Tirade: „„Junger Saft, noch in weicher Rinde, Blüthen, die eben erst die Hülle gesprengt, Faserwurzeln, die kaum noch die Erdkruste durchbohrt, zartes, dünnes Stämmchen, das im Winde schwankt und noch keinen Sturm ausgehalten, du zartes, mageres Pflänzlein, eben erst dem Treibhaus entwachsen, eitel und vermessen ist dein Beginnen; wachse erst unter dich, lerne erst feste stehen, dem Unwetter stillehalten ohne wie ein dürrer Halm zu knicken, werde erst älter, bescheidner, stärker, dann kannst du mit deinem bischen Wohlgeruch prunken und Eroberungen unter deinesgleichen suchen.“ “

„Bei diesen Worten beugte er sich zu mir nieder, sog wie prüfend den Duft meiner Blüthen ein und sprach mit spöttischer Miene: „„Junges Leben! wie dufte st du noch so jugendlich und unreif, noch würde dich kein Mägdlein von denen, die oft hier wandeln, draußen in der Welt gnädig ansehen, würde dich brechen und an ihren Busen stecken, damit du ihr würzigen Wohlgeruch spendest; enttäuscht würde sie dich bei Seite werfen, und du gingest kläglich zu Grunde unter dem Tritt achtlos Vorübereilender. Und du willst schon Scherze treiben und an Minne denken, mit reifen Blumen kosen?! Ich verbiete dir dies streng, wage es nicht, noch einmal dort hinüberzublicken“ “— und er wies mit ausgestrecktem Arme nach der Rose, die mit glühendem Purpur übergossen dastand und schamhaft die Knospen senkte.— Er wandte uns den Rücken, der Unerbittliche und ließ den finstern Geist zurück als Wächter, der unserm unschuldigen Treiben wehren und, so es nöthig, Einhalt gebieten sollte. Tag und Nacht wich der nicht von der Stelle und wandte wie ein hundertäugiger Argus keinen Blick von uns. Ich hatte Zeit, mich zu bemitleiden, zu trauern und mein zerstörtes Glück still zu beklagen. War es denn wirklich so furchtbar, was ich verbrochen, war mein unschuldiges Werben um Rosenminne in der That ein so großer Frevel? Nein, es konnte, es durfte nicht sein, es mußten wieder sonnige, lichte Zeiten kommen und — so schloß ich trotzig stets wieder — das stumme Anschauen meiner holden Rose konnte mir Niemand wehren. Da plötzlich verschwand der finstere Wächter eines Tags, und in Kurzem erschien wieder der Untergärtner, wandte sich zu meinem Gegenüber und sagte: „„Rose, du blühst hier nutzlos und hinderst dem Resedastöcklein da die freie Aussicht — ich habe deshalb beschlossen, dich zu verpflanzen. Weit von hier steht ein garstiger, halbverwitterter Hollunder, dem soll dein Anblick und deine Gesellschaft die alten, dürren Tage erheitern; so ist's sein Wunsch und mein Wille, halte dich bereit, bald wird man kommen, dich abzuholen.“ “

„Mir fuhr's wie ein Novembersturm durch alle Fasern und schüttelte mich wie im Winde. Trennung, ernstes, banges Scheiden vom Liebsten, was ich hatte, ich dachte nicht, es überstehen zu können. Und wirklich schien es so, nachdem sie eines Morgens mit Spaten und Hacke angelangt waren, meine Rose in fühlloser Hast ausgeschaufelt und von hinnen getragen hatten — wirklich schien es so: Kein milder Herbsithau vermochte mich mehr zu erfrischen, die sengende Oktobergluth wollte mich ausdürren. Sie begossen mich und warteten mein, der Untergärtner sah hie und da selbst nach mir und hielt mich endlich für erstorben. Ich sollte ausgerupft und zum Kehricht geworfen werden — — da fing es an, Flocken zu wirbeln, bald war alles ringsherum schneeweiß — Niemand gedachte mehr an mich. Wie ein trauernder Stumpf ragte ich zollweit aus dem weißen Einerlei hervor, meine Würzelein streckten sich scheu nach unten und flüchteten sich ängstlich in die warme Erde. Träge und bleiern verging eine lange, bange Winterszeit, die erste, die ich im Freien zubrachte; — ich habe sie überstanden und bin im Frühjahr aus der dumpfen Erstarrung zu neuem Leben erwarmt. Daß ich meine Rose nicht mehr hatte, nicht mehr dort sah, nicht mehr mit ihr kosen durfte, war ein herbes, bitteres Leid, aber ich habe es geduldig ertragen und den Schmerz, wenn auch nicht vergessen so doch — verwunden. Es hat mich rasch gereift, ich habe wieder zu duften und zu blühen angefangen und bin in den paar Sommern seit dazumal ein ganz leidliches Pflänzlein geworden. Jüngst hat mir auch der Untergärtner wieder einen Besuch gemacht und meinen Wuchs und Duft sorglich geprüft wie ehedem. Dann sprach er freundlich: „„Nun, du bist gewachsen und erstarkt, und dein Wohlgeruch steigt mir jetzt lieblich zu Sinne; jetzt bist du zu gebrauchen und sollst, sobald man Deiner bedarf, an die richtige Stelle verpflanzt werden. Aber auch die Rose hat jetzt ihres Daseins Zweck erfüllt; herrlicher blüht sie jeden Sommer auf: der garstige Hollunder, dem sie Gesellschaft leistete, saugt, seinen hohen Jahren zum Trotz, immer wieder frische Lebenskraft aus dem Erdreich, das seine Rose trägt und nährt, sie, die Augenweide seines Alters. Schon ist er fast morsch, und ein Ast nach dem andern sucht den Weg zur Erde, aber dennoch ist Leben in ihm, dennoch hält er sich wunderbar aufrecht: Und das hat die Rose vermocht, die ein stattliches Bäumchen geworden ist und mit ihrem frischen Stamm den Gefährten stützt, aus ihrer lieblichen Krone ihm Duft und Blüthen spendet.“ “

„Lächelnd entfernte er sich, und ich — harre seitdem der Dinge, die mit mir werden sollen. Meine Rose ist zwar unvergessen, aber gesegnet sei ihr Andenken!“

So sprach der Resedastock. Kein Wort war mir von seiner Entzählung entgangen, aber je länger er redete, je länger ich lauschte, desto mehr schwand mir von meinem Selbstbewußtsein, vermengte sich die Empfindung meiner Existenz mit dem Sein und Wesen des Resedastocks, als er geendet, verblaßte jedes Unterscheidungsvermögen. Wie lange ich diesem Zustand verfallen war, ob Stunden, ob Monate lang, fühlte ich nicht. Ein leichter Schlag brachte mich zur Besinnung — ich war wieder ich selbst — vor mir stand der Mann, der mich hergebracht. Bewegten und gepreßten Herzens faßte ich seine Hand und bat stürmisch: „Künde mir, wenn du kannst, was ich gehört, du Prophet und Vater der Prototypik!“ — Aber ohne ein Wort der Erwiderung wandte er sich hinweg, mit der stummen Aufforderung, ihm zu folgen. Er führte mich den alten Weg zurück dem Portale zu, an dessen Innenseite mir wiederum eine Goldschrift entgegenglänzte — beim Eintritt war sie mir verborgen geblieben. Näher kommend las ich in meiner Sprache: Seinem Geschicke entrinnt kein Geschöpf; darum sei weise und erkenne deine Grenzen! Während ich über den Räthselspruch nachsann, waren wir

aus dem Thore getreten: Stumm deutete mein Führer vorwärts, und wiederum eilte ich an seiner Hand mit Windesschnelle vorbei an Städten und Flüssen, Wäldern und Seen bis an jene blühende Trift, wo ich ihn und er mich zuerst erblickt. Als ich nach ihm umsah, war er verschwunden — all' mein Rufen verflatterte in den Lüften. Unmuthig warf ich mich im Schatten einer Hecke der Mutter Erde an die Brust und barg mein Haupt im zarten Weiß der Maiglöckchen, die da zu Tausenden aufgesproßt waren. Unter wirren Gedanken entschlief ich.———

Bekanntlich ist man dem Erwachen aus einem Schlafe am nächsten, wenn man im Traume die Empfindung hat, man träume.——Auf einmal hört' ich's wieder rieseln; hell und immer silberner hob ein feines Klingen und Läuten an, wie Meeressäuseln und Glockengetön zugleich umwogte es mich im Nu, dabei empfand ich einen süßen Duft.———

Ich war erwacht und zwar unter einem kräftigen Riesen. Verwundert rieb ich die Augen, und mein Blick fiel auf — einen riesigen Strauß lieblicher Maiglöckchen, die ich Abends zuvor von meinem Frühlingsspaziergang mit heimgebracht und in ein Gefäß mit Wasser zu meinen Häupten gestellt hatte. Ihr zartes Läuten hatte mich in Schlaf gesungen und ihr freundliches Nicken mich in Traum gegaukelt — würzig strich die Morgenluft durch's offene Fenster und spielte leise mit den weißen Köpfchen.

Keiner kann es verstehen.

Hört ihr die Vöglein im grünen Hain?
Wie fröhlich erschallen die Lieder!
Seht ihr den Himmel im Sonnenschein?
Wie lacht er so heiter hernieder!
So singt und jubelt manch Herzelein;
So lacht manch fröhliches Aengelein,
Und keiner doch kann es verstehen.

Hört ihr das Bächlein im Wiesengrund?
Leis klagt es euch seine Misere.
Es legt seine Klagen dem Bach in den Mund,
Der führt sie zum Sturm und zum Meere.
Man hört die Klagen im Erdenrund;
So klagt sein Leid manch zitternder Mund,
Und keiner doch kann es verstehen.

Seht, wie der Sturmwind den Wald durchfegt!
Wie ächzen und stöhnen die Bäume!
Seht, wie im Meere er Wogen schlägt,
Die mit Donner erfüllen die Räume!
So wird auch manch starke Brust bewegt,
Manch Antlitz von Leidenschaft wild erregt.
Und keiner doch kann es verstehen.

La Crosse, Wis. **Carl Ulrich.**

Dir selber bleibe treu!

Dir selber bleibe treu und laß dein Thun und Wollen
Die eig'ne wohlerwägte Ueberzeugung leiten
Und dein Gewissen. Wanke nicht, noch fürcht' das Grollen
Der Welt, die drob dich ehren sollte und beneiden.

Dir selber bleibe treu, und füg' dich nicht der Menge
In allen Dingen; opfre nicht erhab'ne Triebe
Dem Willen And'rer; flieh' den Kreis, der dir zu enge
Und kämpf' allein für's Recht; ihm weihe Treu' und Liebe.

Dir selber bleibe treu, glaubst du dich auch verlassen
Dafür von aller Welt. Dein zielbewußtes Streben
Wird' mählig Jene dir gewinnen, die dich hassen,
Sie werden sich zuletzt als Freunde dir ergeben.

New York. **F. Michel.**

In der Sommerfrische.

Hier, in der stillen Sommerfrische,
Dem Lärm der Stadt so weit entrückt;
Hier, unter Sängern im Gebüsche,
Wo fürder dich kein Zwang bedrückt.
Ringsum, die lieblichsten Gefilde,
Mit duft'gen Blümlein bunt bestreut;
Am Himmel hoch der Mond, der milde,
Der Tröster in der Einsamkeit.
Hier wo so sanft die Bächlein rinnen,
Die Quellen murmeln süßen Sang,
Was soll dein ruheloses Sinnen,
Dein Blick so traurig und so bang?
Sollst du den namenlosen Schmerz
Denn gar nicht überwinden können
Und soll dein gramerfülltes Herz
Denn nimmer Frieden finden können?

* * *

Wie herrlich lag die Sommernacht!—
Da plötzlich durch des Waldes Schweigen
Der Westwind braust heran mit Macht
Und weht und wimmert in den Zweigen:
Der Mensch ist wie das Herdenvieh
An die Gesellschaft eng gekettet;
Drum hat des Waldes Ruh' noch nie
Vor inner'n Stürmen ihn gerettet.
Stets der Gewohnheit unterthan,
Beherrscht, bedrängt vom bösen Willen,
So flüchtet er von Wahn zu Wahn
Und kann die Leidenschaft nicht stillen.
Und da er kaum der sünd'gen Stadt
Mit ihrer tollen Lust entlaufen,
Ist er der Einsamkeit schon satt
Und sehnt sich nach dem Pöbelhaufen...

* * *

Und bei des Westwinds wehem Wimmern,
Wie blicken kalt und mitleidslos
Die Sterne, die am Himmel schimmern,
Herab auf unser Erdenloos!...

New York. **Hermann Rosenthal.**

Der Blumenknabe.

Lief über die Wiesen ein Knab'
Brach Blumen und Blüthen ab;
Weiße, gelbe und blaue
Wie sie verstreut auf der Aue;
Waren zumeist gemein,
Mochten kein Auge erfreu'n.

Als er gepflückt sich genug,
Hin zur Bank er sie trug,
Wo er mit kundiger Hand
Die Blümlein zum Strauße nun band;
Die ich im Feld kaum gesehn,
Wie waren im Strauß sie nun schön!
Wie klug mir der Knabe jetzt schien,
Den ich verspottet vorhin.
Die Börse zog ich heraus,
Bot ihm mein Geld für den Strauß.

Lächelnd sah er empor,
Leise klang's an mein Ohr:
Schaust du mein kleines Werk,
Diese Lehre dir merk:
Was oft *im Einzeln* ein Mensch kaum erblickt,
Zum Ganzen verwoben das Auge entzückt.

Detroit, **G. Hermann.**

Mein Ehrgeiz.

Kein steinern Denkmal stolzer Siege
Wünsch' ich mir über meinem Grab
Und keinen Lorbeer, der im Kriege
Und Siegesrausch die Stirn' umgab;
Nicht mit Hero'n will ich mich messen
Und ihres Geistes Adlerflug:
Mein Name selbst, er sei vergessen
Mit meinem letzten Athemzug!

Ein einzig Lied nur möcht' ich singen,
Das, wenn ich todt bin, weiter lebt
Und auf der Töne Geisterschwingen
Von Herz zu Herz veredelnd schwebt;
Ein Lied, das aus der Seele stammet
Und Bahn sich zu den Herzen bricht
Und zeugt, daß auch mein Geist entflammet
Für Wahrheit war und Recht und Pflicht.

Der Sänger, der den Sinn des Lebens
Dem Volk im Liede offenbart
Und ihm im Drang geschäftigen Strebens
Die Ideale treu bewahrt,
Er ist's, deß Lorbeer zu erringen
Mein Herz in heiligem Ehrgeiz strebt:
Ein einzig Lied nur möcht' ich singen,
Das so veredelnd weiterlebt!

New York. **Gustav Rommel.**

Gedanken.

Von **J. M. Blum.**

Es ist keine leichte Aufgabe, die Welt verbessern zu wollen, oder mit neuen Ideen durchzudringen, besonders wenn dieselben Vernunft und Wahrheit enthalten; schon der nächste Nachbar schließt einem die Thüre vor der Nase zu.

Wie prächtig stimmt zu dem Waldabendschein der baumreichen Landschaft der Flötenton der Amsel, welche die träumenden Blüthen der Bäume und die magischen Uferbewohner mit den goldenen und blauen Lilien zur nächtlichen Frühlingsruhe einsingt. Die weiße duftende Riesenblume des Magnoliabaumes scheint sich sinnend durch den süßen Ton in nächtliche Träume einwiegen zu wollen, ebenso die fremdartig schönen Rhododendren, der duftige Flieder und die blauen Vergißmeinnichtaugen am fließenden Bächlein.

Wenn das schnelle Schiff schon vorbei ist, zeigt sich erst recht der Wellenschlag, den es verursacht hat, an den begränzten Ufern. So ist es mit dem Menschen und dessen guten Werken. Wenn er in's Grab gesunken, macht sich seines geistigen Strebens und Wirkens Wellenschlag erst recht kund und fühlbar.

Der Gesang in Amerika ist nur eine Kunstblüthe, welche in Treibhäusern gezogen wird. Der fröhliche heitere Naturgesang Europa's findet sich nicht in diesem Lande. Der amerikanische Freiheitsbaum beherbergt nur wenige Arten Singvögel.

Die praktische Anwendung massenhafter Erfindungen und technischer Verbesserungen aller Art hat Nachfrage und Arbeit aus dem Gleichgewicht gebracht zum Nutzen und großen Vortheil Einzelner, zum Schaden und Nachtheil Vieler. Wie auf der einen Seite das Kapital sich concentrirt, so muß nothwendigerweise auf der anderen Seite die Armuth sich unverhältnißmäßig ausdehnen und ein größeres Proletariat erzeugen, als wir jemals hatten.

Wenn die Bildung nicht von unten nach oben drängt und das Volk selbst nicht weiß, was ihm gut ist, dann soll es auch nicht viel Gutes von seiner eigenen Regierung erwarten.

Im gesammten Menschengeschlecht liegt ein charakteristischer Zug des Verderben und Elend erzeugenden Egoismus, ein Ringen und Kämpfen nach Besitz und irdischen Gütern, materieller Wohlfahrt des Einzelnen, daß nothwendig manche der Besten, lauterer Glückseligkeit nachstrebenden untergehen müssen, zum Schaden des Ganzen.

Wie glücklich sind doch die Kinder! Die Schmerzen sind so bald vergessen, die Freude ist so ganz, so rein, so ungetrübt, der Blick des Auges so unschuldig wie eine Blume, die im Morgenthau träumend der aufgehenden Sonne sich entgegen sehnt. „O wie selig, ein Kind noch zu sein!"

Der schlimmste Feind des Gebildeten ist die Unwissenheit, welche entweder als Fanatismus, Rohheit, Aberglauben oder als Selbstüberschätzung, Dünkel und Hochmuth entgegentritt. Die Geschichte der Menschheit weist eine erschreckende Zahl solcher unglücklicher Opfer auf, die für die Wahrheit, Forschung und Erkenntniß gefallen, die alle erdenklichen Leiden zu dulden hatten. Viele waren und sind noch stille Märtyrer, welchen der heimliche Kummer und die Sorgen über ihre verkümmerte Existenz das Herz abdrückt.

Auf ein trauerndes Gemüth wirkt selbst die Natur in ihrer schönsten, glänzendsten Sommertracht mit einer gewissen Melancholie. Die Seele gleicht dann einem trüben Glasgemälde, in welchem sich die strahlenhelle Sonne in phantastischen Farbenreflexen bricht; die Gedanken verlieren sich in Sehnsucht nach einer besseren, vollkommeneren Welt, des Traumes liebster Heimath.

Deutsch-Amerikanischer Literatur-Verein.

Auszug aus dem Protokoll

der 5. Sitzung des „D.-A. L.-V.", abgehalten im Parlor des „Hotel Irving", Ecke 14. Str. und Irving Place.

Die gut besuchte Versammlung wird vom Vorsitzenden, Herrn Julius Fuchs, eröffnet. Das Protokoll der letzten Versammlung wird verlesen und mit einer kleinen Veränderung angenommen. Als neue Mitglieder werden aufgenommen: die Herren P. Saupe, Dr. W. Freudenthal, C. de Grimm, Dr. Hübner, Bernhard Güterbock und Konrad Junker. An Geldern gehen $21 ein, welche der Sekretär angewiesen wird, an den Schatzmeister abzuliefern. Es wird ein Schreiben des Herrn Dr. Friederich verlesen. Derselbe bittet seine Abwesenheit zu entschuldigen, da ein Todesfall in seiner Familie vorgekommen ist. Der Kassenbericht des Schatzmeisters wird verlesen und angenommen. Der Sekretär legt ein von ihm entworfenes Schreiben vor, in welchem der Verein anzeigt, daß er den Verlag der „D.-A. Dichtung" übernommen hat, und in welchem er ferner Zweck und Ziele des Vereins definirt und die Abonnenten unserer Monatsschrift und die Freunde der deutschen Literatur einladet, sich dem Verein anzuschließen. Es wird beschlossen, dieses Schreiben in der nächsten Nummer der „D.-A. Dichtung" zu veröffentlichen, nachdem es in eine etwas kürzere Form gebracht worden war. Es wird nun zur Wahl eines Vize-Präsidenten geschritten und wird Herr Abraham Speich per Akklamation zu diesem Amte gewählt. Ferner werden die Herren Saupe, Edelheim und Thiem als Beisitzende des Vorstandes gewählt. Nachdem beschlossen worden ist, No. 6 und 7 der „D.-A. Dichtung" als Doppelnummer erscheinen zu lassen, vertagt die Versammlung bis Donnerstag den 29. August 1889.

Friederich Michel, Sekretär.

Statuten des D.-A. L.-V.

§ 1.

Der Name des Vereins lautet: Deutsch-Amerikanischer Literatur-Verein.

§ 2.

Zweck des Vereins ist:

Die moralische und materielle Unterstützung solcher Unternehmungen und Bestrebungen, welche die Erhaltung und das Gedeihen der deutschen Literatur in Amerika zu fördern geeignet sind.

§ 3.

Dieser Zweck soll erreicht werden

a) durch Unterhaltung eines Centralorgans, in welchem namentlich die moderne deutsch-amerikanische Dichtung, die kurze Novelle, der Essay, die ehrliche Kritik Pflege finden und eine Revue der deutsch-literarischen Vereins- und Einzelthätigkeit in diesem Lande gegeben werden soll. — Für die nächsten drei Jahre wird als solches Central-Organ die von den Herren Konrad Nies und Hermann Rosenthal begründete und weiter zu leitende Monatsschrift „Deutsch-Amerikanische Dichtung" gewählt.

b) Durch Herausgabe einer Anthologie deutsch-amerikanischer Dichter und Schriftsteller, sowie belletristischer Einzelwerke solcher deutsch-amerikanischer Autoren, welche sich um die in § 2 angeführten Endzwecke des Vereins verdient gemacht haben.

§ 4.

Es ist die Pflicht aller Mitglieder, die Interessen des Vereins nach besten Kräften zu fördern.

Der Verein besteht aus ordentlichen, immerwährenden und Ehrenmitgliedern.

Ordentliche Mitglieder können solche Personen — ohne Unterschied des Geschlechts — werden, welche

a) in Amerika in einem vornehmen Sinne literarisch thätig sind;

b) als Literaturfreunde von mindestens drei Vereins-Mitgliedern zur Aufnahme empfohlen werden.

Als immerwährende Mitglieder sollen solche Personen geführt werden, welche dem Verein Schenkungen, Legate oder anderweitige Zuwendungen im Werthe von mindestens $100 in ungetheilter Summe gemacht haben.

Die Ehrenmitgliedschaft darf nur solchen Personen zuerkannt werden, die sich sowohl auf literarischem Gebiete ausgezeichnet, als um den Verein besonders verdient gemacht haben.

§ 5.

Ueber die Aufnahme neuer Mitglieder wird durch Abstimmung entschieden. Die Annahme erfolgt mit Zweidrittel-Majorität der abgegeben Stimmen.

Candidaten zur Aufnahme müssen von mindestens drei Mitgliedern empfohlen sein. Beanstandungen werden durch den Vorstand erledigt. Die Namen der Vorgeschlagenen werden alsdann den Mitgliedern vom Vorstande allmonatlich durch Circular so zeitig mitgetheilt, daß die Mitglieder ein schriftliches Votum einzusenden in der Lage sind.

§ 6.

Die Centralverwaltung des Vereins hat ihren Sitz in New York. Sie besteht aus dem

Präsidenten,
Vice-Präsidenten,
Schatzmeister,
Secretär,
3 Beisitzern

und den genannten 2 Redacteuren des Vereins-Organs, welche, so lange sie als solche amtiren, anderweitiges passives Wahlrecht nicht genießen. Die Beisitzer sollen gehalten sein, die Beamten in Behinderungsfällen zu vertreten, sowie zugleich als Kassenrevisoren fungiren. Ihnen hat der Schatzmeister auf Verlangen jederzeit die Kassenbücher und Rechnungsbelege vorzulegen, sowie jede geforderte Auskunft zu ertheilen.

Der Schatzmeister hat für eine vom Verein festzusetzende Summe Bürgschaft zu leisten, die von den drei Beisitzern zu prüfen und zu genehmigen ist.

Der Vorstand leitet die Angelegenheiten des Vereins, vertritt denselben nach Außen hin und verwaltet das Vereinsvermögen.

§ 7.

Der Vorstand wird auf je ein Jahr am ersten Sonntage im November jedes Jahres gewählt. Die erste Vorstandswahl soll am 1. November 1889 erfolgen. Die Wahl findet derartig statt, daß die New Yorker Mitglieder zu diesem Zwecke zusammenkommen und die schriftlich einlaufenden Voten auswärtiger Mitglieder den ihrigen zuzählen. Die Vorstandswahl erfolgt mit einfacher Majorität. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Loos. Das Wahlresultat wird in der nächsten Nummer des Vereinsorgans veröffentlicht.

§ 8.

Auch Abstimmungen und Mitgliederwahl sollen vorläufig in der obengenannten Weise erfolgen. Es wird jedoch neben der Gewinnung von Correspondenten des Vereins in allen größeren Städten der Union namentlich auch die Gründung von Zweigvereinen beabsichtigt und soll solchen, sobald sie einen Personalbestand von mindestens 7 zahlenden Mitgliedern erreicht haben, das Recht eingeräumt werden, weitere Mitglieder selbstständig zu cooptiren resp. zu vollen Rechten aufzunehmen.

§ 9.

Die Beiträge zur Vereinskasse betragen für ordentliche Mitglieder $1.00 Aufnahmegebühr und $0.50 per Monat.

§ 10.

Außer durch Erhebung solcher Beiträge soll das Vereinsvermögen auch durch Veranstaltung literarisch-geselliger Unterhaltungen nach Möglichkeit vermehrt werden.

§ 11.

Alle Mitglieder ohne Ausnahme erhalten das Vereinsorgan gratis und portofrei zugesandt.

§ 12.

Wegen ehrloser, unwürdiger, sowie gegen die Standesehre verstoßender Handlungen — namentlich auch wegen Verübung von Plagiaten — kann mit einfacher Majorität auf Censur, zeitweilige Suspension und durch $\frac{3}{4}$ Majorität auf Ausschließung von der Mitgliedschaft des Vereins erkannt werden.

Es soll hierbei ausdrücklich verstanden sein, daß unter Plagiaten im Sinne dieses § nur die Veröffentlichung nachweislich fremder schöngeistiger Werke unter eigenem Namen, nicht aber der durch die Landesgesetze erlaubte Nachdruck anderwärts erschienener anonymer oder gezeichneter Artikel unter dem Namen des wirklichen Autors verstanden sein soll.

§ 13.

Anklagen gegen Mitglieder in diesem Sinne müssen schriftlich erhoben und außer vom Antragsteller von mindestens drei weiteren Mitgliedern unterstützt werden. Die Klageschrift ist dem Angeklagten durch den Vorstand zuzustellen und innerhalb vierzehn Tagen zu beantworten. Unterbleibt eine solche Beantwortung, so wird angenommen, daß der Angeklagte eine Vertheidigung nicht beabsichtigt, und es hat alsdann der Vorstand auf Ausschließung zu erkennen und in nächster Mitgliederversammlung zu berichten. Wird die Vertheidigung angetreten, so sind Kläger und Beklagte vor die nächste Gesetzversammlung zu laden, deren Plenum alsdann über die Frage der Censur, Suspension oder Ausschließung nach Antrag des Vorstandes zu erkennen hat.

Eclatante Fälle literarischer Freibeuterei sollen auch dann vor das Ehrengericht des Literaturvereins gebracht werden, wenn sie von Nichtmitgliedern begangen sind und kann alsdann solchen Uebertretern die Fähigkeit zur Erwerbung der Mitgliedschaft des Vereins aberkannt werden.

Alle Urtheile des Vereinsgerichts werden mit den Motiven durch das Vereinsorgan publicirt.

§ 14.

Wer länger als drei Monate ohne genügende Entschuldigung mit den Beiträgen im Rückstande ist, soll vom Secretär mittelst registrirten Briefes aufgefordert werden, bis zur nächsten regelmäßigen Versammlung seine Rückstände zu entrichten. Geschieht dies nicht, so soll der Vorstand über die Frage abstimmen, ob das betreffende Mitglied zu streichen ist.

§ 15.

Finanzielle Vortheile sollen vorläufig nur in der Form gewährt werden, daß der Verein

würdigen Mitgliedern für ihre redactionelle Thätigkeit oder für Beiträge zur Vereinszeitung ausnahmsweise Honorar bewilligt.

§ 16.

Für die Verwaltungsarbeiten wird eine Entschädigung nicht gewährt.

§ 17.

Der Vorstand soll mindestens jeden Monat einmal zu einer Geschäftsversammlung zusammen treten und deren Protokolle durch Veröffentlichung im Vereinsorgan zur Kenntniß der Mitglieder bringen. Vacanzen im Vorstande werden bis zur nächsten Generalversammlung durch Cooptation ausgefüllt.

§ 18.

Geschäftsversammlungen in Localvereinen müssen wenigstens alle drei Monate stattfinden. Beschlußfähig ist jede Versammlung, in welcher mindestens 11 Mitglieder persönlich anwesend sind.

§ 19.

Statutenänderungen können nur in der jährlichen Generalversammlung mit einer $\frac{3}{4}$ Majorität aller persönlich oder schriftlich abgegebenen Stimmen beschlossen werden.

Nebengesetze

betr. die Führung und Verwaltung des Vereins-Organs.

§ 1.

Die Herren Nies und Rosenthal stellen die von ihnen begründete „Deutsch-Amerikanische Dichtung" dem Deutsch-Amerikanischen Literatur-Verein unter der Bedingung als Vereins-Organ zur Verfügung, daß ihnen die redactionelle Leitung der Monatsschrift für die ersten drei Jahre selbstständig überlassen bleibt.

§ 2.

Die Herren Nies und Rosenthal verpflichten sich dagegen die Redaction in dem Sinne weiter zu führen, daß die „Deutsch-Amerikanische Dichtung" zu einem Organ im Geiste der bessern belletristischen Monatsschriften weiterentwickelt wird.

§ 3.

Die Herren Redacteure beziehen für ihre Thätigkeit nicht eher eine Entschädigung, als bis das Verlagsunternehmen genügende Ueberschüsse abwirft, um sowohl sie als die Herren Mitarbeiter regelmäßig zu honoriren.

Dagegen übernimmt der Verein neben den Kosten der Drucklegung und Expedition des Vereins-Organs die Begleichung der Baarauslagen, welche den Herren Nies und Rosenthal aus ihrer editoriellen Thätigkeit erwachsen.

Hiergegen fließen die Einnahmen aus Abonnements und Inseraten zukünftig in die Kasse des Vereins.

§ 4.

Die von der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung" ausgesetzten Preise sind bis zu einem geringen Betrage durch freiwillige Beiträge gedeckt, für den Rest wird die Vereinskasse in Anspruch zu nehmen sein.

Besprechungen.

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch.—Großenhain und Leipzig.—Verlag von Baumert und Ronge.

Paul Barsch ist keiner von den bekanntesten, wohl aber einer von den talentvollsten unter den deutschen Dichtern der Gegenwart, dessen Gedichte gewiß verdienen, gelesen und nachempfunden zu werden. Schon der Umstand, daß sich Barsch mit Fleiß und Ausdauer in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vom reisenden Handwerksburschen zum Leiter einer großen Breslauer-Zeitung und zu einem tüchtigen Literaten, dessen dichterische Fähigkeit von unseren ersten literarischen Autoritäten reiche Anerkennung fand, emporgearbeitet hat, bürgt uns dafür, daß Barsch nicht aus dem gewöhnlichen Holz gemacht ist, aus dem man die Durchschnittspoeten schnitzt, sondern daß ihm ein Funke von der seltenen ursprünglichen Kraft innewohnen muß, die man gewöhnlich mit „Genie" zu bezeichnen pflegt. Damit will ich allerdings nicht gerade gesagt haben, daß Paul Barsch ein Genie ist, denn die „Genie's" sind jetzt, und wohl immer, sehr dünn gesäet, und ich glaube kaum, daß im ganzen deutschen Dichterwald der Gegenwart ein solches zu finden ist, so sehr sich auch einige Vertreter der modernen deutschen Dichtung, die sich in genialischer Irrlichterei gefallen, als solche aufspielen mögen.—Aber Barsch ist ein echter Poet, und das ist in unseren Tagen, wo Alles und Jeder, der nur gelernt hat, die Feder zu halten, in Versen herumdilettantirt und täglich mehr Gedichtesammlungen, als frische Semmel auf den Markt kommen, sehr viel!—Mit aufrichtigem Genuß habe ich die „Fliegenden Blätter" gelesen und gar manches derselben ist mir in's Herz geflattert und im Gedächtniß haften geblieben. So unter den kürzeren Gedichten: „Zuversicht", „Du bist schön", „Mai", „Waldeszauber" „Vergangenheit", „Neid", „Besiegt", „Im Walde", „Welke Blätter", „Die Thränenschale", „Auf dunkler Bahn", „Begegnung", „Der Biedermann", „Einkehr", „Wettstreit", „Im Herbst", „Fürst und Bauer" u. s. w. Es dürfte nicht leicht sein, zu unterscheiden, welche von den Gedichten den größten Werth besitzen, da fast alle gleich gut gelungen sind. In allen webt und winkt ein feines Gefühl, ein klares Denken und inniges Empfinden und über allen liegt eine tiefpoetische Stimmung

ausgegossen. Zum Beweis des Gesagten hier drei der kurzen Gedichte:

Widerstreit.

Wie schnell doch mein Gemüthe
Ein neues Leid umwob,
Seit deine Herzensgüte
Mich aus dem Elend hob.

Im Reich des Schönen fanden
Wir uns in holder Zeit,
Die Seelen sich verbanden,
Den Herzen bracht' es Leid.

Und ob vereint erlesen
Die Geister gleiches Ziel,
Blieb unser Herz und Wesen
In trotz'gem Widerspiel.

Wohl haben wir gemeinsam
Den Flug hinauf gelenkt,
Doch jedes Herz stilleinsam
Grollend des andern denkt.

Trauer.

Herrliche Rose am Strauch!
Hast du dich völlig entfaltet,
Leise zerstörend waltet
Schon der Vernichtung Hauch.

Eben zur Schönheit erwacht,
Weckst du im Herzen die Trauer:
Keine Sekunde der Dauer
Ist auf den Höhen der Pracht.

Mittag.

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergthal ruht
In greller Mittagsonnengluth.

Und Gras und Blumen, Strauch und Baum
Umfängt es wie ein süßer Traum.

Da plötzlich — aus dem Blumenflor
Blitzt jäh ein Schlangenhaupt empor.

Es starrt zur Ferne unbewegt,
Als ob sich's leise dort geregt.

Nur Täuschung war's. Die Schlange neigt
Sich still zurück Die Flur, sie schweigt.

Wie Traum liegt's auf dem Blumenflor,
Und Friede ist es, wie zuvor.

Erinnert die Ausführung dieses Gedichtchens nicht an die Art des genialen Poeten Conrad Ferdinand Meyer, der es so meisterlich versteht, mit wenigen knappen Strichen ein packendes, plastisches Bild vor uns aufsteigen zu lassen?— Ein liebenswürdiger und feinsinniger Humor spricht aus dem reizenden Gedicht: „Der Storch" und den meisten der Sagen, „Sankt Wendelin", „Die Bekehrung Irlands", „Von Schlesien's Wein"; ein tiefer Sinn aus den längeren Gedichten: „Die Sage bei Dortmund", „Der Zweifler", „Ein Gesicht", „Das Glück", „Vater und Kind" und eine köstliche Satyre aus „Königstreue" und „Der Größte". Die Form ist immer anmuthig und gewandt gehandhabt. Besonders gluthvolle und leidenschaftliche Stellen finden sich in den Gedichten nicht, aber auch fast nichts Triviales; es ist alles darin abgetönt, geklärt, harmonisch. Und doch dringen sie tief in's Herz, diese innigen Lieder, denen man es anmerkt, daß ihr Sänger sagt:

„Wenn einst du matt und müde dich gehetzt,
So lernst du selbst auf Gunst und Ruhm verzichten!
Mit wen'gen Freunden wirst du dir zuletzt
In dieser eine schön're Welt errichten,
Und ruh- und friedvoll spricht die Seele: „Jetzt
Fand ich mein Glück im Leben und im Dichten."

N.

Joaquin Miller's Arizonian. — Deutsch von Eduard Leyh. — Baltimore, Fischer und Roßmüssler.

Außer Walt Whitman ist wohl keiner unter den amerikanischen Dichtern so verschiedenartig beurtheilt worden, wie Joaquin Miller, der geniale Verfasser der "Songs of the Sierras", in dem das Goldland des fernen Westens, neben Bret Harte, seinen berufensten und eigenartigsten Sänger gefunden. Eigenartig in der That ist auch das uns hier vorliegende kleine Werk, das man das „Hohelied des Pessimismus" nennen möchte und das wohl kaum einen gewandteren und verständnißvolleren Uebersetzer hätte finden können, als den hochbegabten deutsch-amerikanischen Journalisten und Schriftsteller Eduard F. Leyh. Nicht allein, daß Leyh es verstanden hat, den eigenthümlichen poetischen Reiz, der über der englischen Dichtung liegt, und der dem sommerschwülen Duft jener, unter einer heißeren Sonne aufsprossenden und rasch versengenden fremdländischen Gräser und Blüthen gleicht, in seiner ganzen Frische und Ursprünglichkeit in die deutsche Uebersetzung zu übertragen; auch die formellen Schönheiten des Originals, wie z. B. die besonders günstigen Wirkungen erzielende Alliteration, hat der Uebersetzer in ganz meisterhafter Weise wiedergegeben. Hier nun eine Probe, die gleichzeitig auch — da sie gleichsam den Gipfelpunkt der in dem Liede zum Ausdruck gebrachten pessimistischen Stimmung bildet — zum Beleg der oben gebrauchten Bezeichnung: „Das Hohelied des Pessimismus" dienen mag:

„Laßt die Welt nur stürzen, sich winden und wenden,
Sich schütteln und wälzen, dem Wildgleich, das wund,
Zitternd und bebend und krachend verenden,
Laßt sie für immer gehen zu Grund'.
Laßt sie wüthend zerreißen das Sternengezelt,
Laßt die Meere im Glanze der Sonne zerstieben:
Denn mir blieb ja Niemand, mich ferner zu lieben,
Niemand, obgleich so voll Menschen die Welt.
Drum jag' ich nach Gold, wie bisher ich's getrieben,
Ich will einen Sarg voll Gold mir erwerben,
Um Frieden zu kaufen vom Tode, dem herben,
Wenn einst sich die Hände mir falten zum Sterben.
'S gibt Nichts mehr, soweit sich die Erde auch dehnet,
Sei's Mädchenliebe, sei's Männergenuß,
Sei's Manneshaß und sei's Frauenkuß;
Nichts, nichts wonach sich das Herz mir noch sehnet,
Ich hab es verlernet, zu lieben, zu hassen,
Für mich hat das Leben nicht Segen noch Fluch:
Mich reizet nicht Zorn mehr, nicht liebend Umfassen,
Seitdem mir das Schicksal die Hoffnung zerschlug;
Denn die Hände streckte ich frech in die Höh'
Zum Baum der Erkenntniß und pflückte mir alle
Die Früchte, — sie schmeckten wie Myrrhen und Galle.
Geh' hin zu den Kühen auf blumigem Klee,
Sieh', wie sie grasen — auf saftigem Rasen;
Wie sie mußt du sorglos zum Tag hineinleben,
Um Menschen, um Ehre, um Achtung Nichts geben,
Denn ich hab's gethan und was hab' ich erlangt?
Hab' Jugend, hab' Jahre, hab' eifriges Streben,
Hab' Liebe, so glühend, als eiskalt die Welt,
Für glänzende, täuschende Lügen gegeben;
Gab Jugend, gab Jahre, gab Liebe für Geld,
Gab und empfing — doch was hab' ich erlangt?
Die Hand ist mir leer und die Hoffnung gestorben,
Mein Gesicht ist vergessen und 's Herz ist verdorben."—

— — — — — — — — — — — —

Wer so übersetzen kann, der muß wahrlich selber ein echter Poet sein, der mit seinem Herzblut zu schreiben versteht. N.

Schiller's: "The Song of the Bell" translated by Thos. Zimmerman. — Reading, Pa. 1889.

Eine mit großem Fleiß, liebevoller Hingabe und tiefem Verständniß ausgeführte Uebersetzung, welche die meisten der bis jetzt bekannten englischen Versionen dieses urdeutschen Liedes um Erkleckliches überflügelt.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

—oo—

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 1. November 1889. **6.** u. **7.** Heft.

Ich wollte nicht.

Ich wollte nicht! So hört' ich oft dich prahlen,
Wenn Minnezauber lockend dir genaht
Und, warnend dich vor künft'gen Herzensqualen,
Dies Wort der Freundin auf die Lippe trat:

O frevle nicht! Vielleicht mit tausend Schmerzen
Liegst du, Erhörung flehend, einst vor ihr,
Die heiß du liebst, und die mit kaltem Herzen
„Fahr wohl!" dir ruft; abwendend sich von dir.

O frevle nicht! Es rächen sich die Götter
Und strafen furchtbar den, der ihrer höhnt;
Sie ruhen nicht, es trifft ihr Zorn den Spötter,
Und erst dein Unglück wieder sie versöhnt.

Nur wenn in Fesseln und von Gluth entzündet,
Dein heißes Herz, kaum selbst sich mehr bewußt,
Und dann verschmäht, verrathen — dann nur findet
Gott Amor Ruh' und schadenfrohe Lust.

Doch dann? Mit einem Herzen todtesmüde,
In das kein Strahl mehr der Begeist'rung fällt,
Stehst du wohl da in deines Daseins Blüthe,
Das Leben scheint dir leer und kalt die Welt.

Drum frevle nicht! Vielleicht mit tausend Schmerzen
Liegst du, Erhörung flehend, einst vor ihr,
Die heiß du liebst, und die mit kaltem Herzen
„Fahr wohl!" dir ruft, abwendend sich von dir!

Leipzig. **Hedwig Linden.**

Bürgerkrieg.

(V. Gesang der noch ungedruckten episch-lyrischen Dichtung „Hermann".)

Von **Theodor Kirchhoff.**

Besuch in der alten Heimath.

In Rauch und Flammen ist versunken
Des Bruderkrieges düst'res Bild,
Und leuchtend zieh'n wie gold'ne Funken
Die Feuerkäfer durch's Gefild.

Die linde Luft ist duftbeladen;
Es tönt im Schilfrohr dumpf und schrill
Der Ruf der Frösche und Cikaden,
Und weitab singt ein Whippoorwill.

Stromab auf Mississippis Fluthen
Fährt der „Matanzas" diese Nacht.
Im Schoß verborgen prasseln Gluthen,
Das Eisen knarrt und pocht mit Macht.

Der erste Dampfer ist's, der wieder
Zum Meere braust auf freier Bahn;
Bald grüßt beim Klang der Siegeslieder
Ihn froh der blaue Ocean! —

Es wandert rastlos auf den Planken
Des Schiffes Hermann ganz allein,
Und fernhin schweifen die Gedanken
Nach Donna Claras Kämmerlein.

Im wilden Sturm der letzten Tage
War ihm ihr liebes Bild entflohn,
Und selbst des wunden Herzens Klage
Ward stumm beim Krieges-Donnerton.

Jetzt kehren alte sel'ge Stunden,
Der frost'ge Abschied, all das Leid
Und all die Lust, die er empfunden,
Zurück aus der Vergessenheit.

Ob sie an ihn in stiller Kammer
Wohl denkt in dieser Frühlingsnacht,
Bei all dem Elend, bei dem Jammer,
Den ihr der böse Krieg gebracht?

Ein Sternlein fiel vom Himmelsbogen
Lautlos herunter und verschwand;
Im Flusse brausen auf die Wogen
Und schlagen lärmend an den Strand.

Der gold'ne Stern, der dort gefallen,
Ist wie verlor'nes Liebesglück;
Die Wellen, die am Ufer schallen,
Sie rufen fruchtlos es zurück.

Doch horche, Wand'rer! mächtig schlagen
Des Renners Pulse, Dampf und Gluth
Durchtoben ihn, und rauschend jagen
Die Schaufelräder durch die Fluth.

Der Heimath trägt er dich entgegen,
Wohin sein Kiel mit Freuden eilt,
Wo neues Glück und neuer Segen
Und alte, treue Liebe weilt.

Noch einen Blick läßt Hermann schweifen
Von des „Matanzas" hohem Bord
Auf Strom und Land und Urwaldsstreifen,
Und auf die Sterne fern im Nord.

Dann sucht er auf die schmale Klause
Und schlummert bald in Frieden ein,
Und träumt vom elterlichen Hause,
Von Wiedersehn und Sonnenschein.

Lustig, Renner auf den Wellen,
Lustig hin zum großen Meer! —
Seht! die langen Wogen schwellen
Mächtig schon; der Strand wird leer.
Schilf und Weiden werden seltener,
wie der Riesenstrom sich dehnt,
Und mit seinen trüben Fluthen
nach dem klaren Golf sich sehnt.

Rechts und links in ferne Weiten
Zieht sich hin ein blauer Saum;
Auf des Meeres Grenze reiten
Wilde Tritons, weiß von Schaum.
Ostwärts wendet sich der Dampfer.
Ostwärts liegt die Heimath ja!
Lustig, lustig, wack'rer Renner,
Ostwärts gen Germania!

Sonne du, die aus den Wogen
Steigt in purpurnem Gewand,
Grüße hoch vom Himmelsbogen
Jetzt das deutsche Vaterland!
Hermann ruft's mit froher Stimme,
athmet tief die salz'ge Luft,
Die ihm kühlt die heißen Wangen,
ihn berauscht wie Tropenduft.

Auf den sanften Wogenhügeln
Braust dahin des Dampfers Rad;
Möven mit den schnee'gen Flügeln
Folgen seinem Schaumespfad.
Laue Winde kommen schmeichelnd
her von West auf glatter Spur,
Abschiedsgrüße zu bestellen
von des Südens Blumenflur.

Lichte Demantfunken blinken
Nachts auf dunklem Fluthengrund,
Sprüh'n und tanzen und versinken
Zauberhaft im Wirbelschlund.
Fröhlich rauschen Well' auf Welle
um des Schiffes flücht'gen Kiel,
Denn ihn bringt ja jede Stunde
näher seiner Hoffnung Ziel.

Brausend geht's mit breiten Schwingen
In Atlantas Wogenschwall.
Mächt'ge Sturmgiganten springen
Aus Kap Hatteras' Felsenwall.
Boreas, der Fürst, kommt selber
mit Geheul dahergesaust;
Wasserstürze rollt er jauchzend
übers Deck mit starker Faust.

Bleiern sind am Himmel droben
Tief die Wolken ausgespannt,
Bergehoch, mit Donnertoben
Stürmt die Brandung auf den Strand.
Langsam um das Kap des Schreckens,
eng die Segel all am Mast,
Fährt der Dampfer, dem der Führer
selbst das Steuer festgefaßt.

Dichter drängen sich die Bilder,
Zieh'n vorbei im Sonnenglanz,
Und die Lüfte werden milder,
Sanfter schwillt der Wellentanz.
Wald'ge Ufer, Gärten, Felder,
Städte, Villen tauchen auf,
Tausend Masten, Mauern, Dächer
und der Thürme gold'ner Knauf.

Wie im Wirbel ist entflogen
Vor dem Blick der Städte Rund, —
Häusermeer und Menschenwogen
An Long Islands blauem Sund.
Rastlos weiter geht die Seefahrt.
Wie ein wildes Wellenroß
Bäumt sich auf Atlantas Pfaden
schon ein neuer Dampfkoloß.

Horizonte kommen, sinken
Und verschwinden im Azur,
Immer neue Fernen winken
Ostwärts auf der Meeresflur.
Endlich tauchen weiße Berge
aus dem Ocean empor;
Hundertfacher Jubel grüßet
Albion im lauten Chor.

Isle of Wight, in Englands Krone
Schimmerst du als ein Smaragd;
Einem Kind der sonn'gen Zone
Bist du gleich an Farbenpracht.
Dort in jenen Buchenhallen
muß ein köstlich Wandern sein,
Wenn der Nachtigallen Lieder
jauchzen durch den schatt'gen Hain!

Weit von Silberschaum umflossen
Rauscht das Meer am Felsgestad;
Endlos ringsum aufgeschlossen.
Prangt der Felder gold'ne Saat;
Schlösser glüh'n wie Diademe
auf den Waldhöh'n; Schwänen gleich
Gleiten weiße Segel zahllos
durch das blanke Wogenreich.

Sanfte, grünende Gestade
Schmiegen an das Meer sich jetzt,
Hohe Schanzen, sonn'ge Pfade,
Felsennadeln, Fluthbenetzt;
Kriegsgeschwader, Riesendampfer
schaukeln auf der grünen See —
Und es eilt die frohe Menge
jubelnd auf Southhamptons Quai.

Nun Ade Altenglands Schöne!
Dovers Felswand flieht zurück.
Freudig denken Deutschlands Söhne
An des Wiedersehens Glück.
Aus der Nordsee tauchen weitab
niedere Düneninseln auf;
Näher kommt das Schiff dem Hafen
und verlangsamt schon den Lauf.

Und die Wogen brausen trüber,
Und das Leuchtschiff naht sich roth;
Lotsenböte fliehn vorüber,
Und es fühlt den Grund das Lot.
Möven schweben um die Masten,
Schiffe ankern dichtgeschaart;
Vieler Völker bunte Fahnen
Flattern brüderlich gepaart.

Vor des Wasserstromes Mündung
Schweigt der Schraube dumpf Getos',
Und des Ankers Doppelrundung
Stürzt sich in des Meeres Schooß.
In des Vaterlandes Boden
gräbt sich tief das Eisen ein;
Böllerschuß und Kettenrasseln
rufen ihren Jubel d'rein.

Hermann steht am Schanzgerüste
Auf des Dampfers hohem Bord,
Sieht den Saum der deutschen Küste
Und der Heimath nahen Port.
Heiße Freudenthränen zittern
ihm im Auge und er denkt,
Daß ein güt'ger Gott noch immer
seines Lebens Nachen lenkt.

Traum so mancher langen Jahre,
Durch die Fügung des Geschicks
Tritt dein Zauberbild ins klare
Goldne Licht des Sonnenblicks!
Und er ruft: Vergessen will ich
all das alte Herzeleid;
Heitern Sinns das Glück genießen,
das die Gegenwart verleiht.

Willkomm dir mit heißem Worte,
Erste Stadt am deutschen Strand,
Die an offener Meerespforte
Grüße bringt vom Vaterland!
Wie ein Bild aus Jugendtagen,
strahlend in der Sonne Glanz,
Schaun die hohen Ziegeldächer
und der rothen Häuser Kranz.

Auf den grünen Uferbänken
Steht der Mühlen dichte Schar.
Ihrer weißen Arme Schwenken
Sah ich nicht manch langes Jahr!
Sieh, ein Spatz! Wie geht's dir, Schlingel!
Immer frech noch, lust'ger Fant?
Hatte dich beinah vergessen
in des Südens fernem Land! —

An des Riesendampfers Flanke
Schmiegt ein winziger Genoß
Traulich sich; hinab die Planke
Drängt und eilt der Menschentroß.
Als die Sonne, groß und rosig,
in ein Meer von Purpur sinkt,
Braust stromaufwärts schnell das Schifflein,
dem ein guter Engel winkt.

Aus des Aethers stiller Ferne
Lächelt Luna, silberklar,
Freundlich blickt das Heer der Sterne
Auf die frohe Wanderschaar.
Zwischen grünen Wiesenauen
blinkt der Fluthen helle Bahn;
Freudig hüpfen Schaumeswellen
um den dampfbeschwingten Kahn.

Dort die Stadt! — Der Mittnacht Schleier
Träumerisch ruht auf Fluß und Flur.
Wie in tiefe Gottheitsfeier
Liegt versunken die Natur.
Stadt, so stumm! Ihr ernsten Mauern
habt ihr denn kein Willkommwort?
Steine, ruft zurück den Jubel!
hallt ihn nach, ihr Türme dort!

Hermann irrt im Zwielicht wonnig
Durch der Gassen Labyrinth;
Wurden sie doch schön und sonnig,
Weil sie heim'sche Straßen sind!
Auf den Wällen, bunt von Blumen,
wandert er als wie im Traum;
Deutsche Freudengrüße rauschen
ja heraus aus jedem Baum!

Jene Wolkenberge bauen
Hoch empor ein Glanzportal
Ueber seiner Heimath Auen,
Leuchtend in des Mondes Strahl.
Zarte Wölkchen, die ihr schimmernd
segelt fern im Aether da,
Blickt zum meerumschlung'nen Lande!
grüßt mir, grüßt Holsatia!

(Fortsetzung folgt.)

Indianer Sommer.

Skizze von **Hugo Andriessen.**

„Für ihn, der voller Liebe zur Natur
Mit ihren Kindern brüderlich verkehrt,
Ist sie nicht stumm. Wenn fröhlich sein Gemüth,
Ist ihre Stimme froh, und wunderhold
Lacht sie ihn an." W. C. Bryant.

Die drückende Hitze der Sommermonate ist vorüber, und der „Indianersommer", mit aller Pracht und Herrlichkeit, aber auch mit der ihm eigenthümlichen „Herbstlichen Wehmuth" ist erschienen.

"The melancholy days are come, the saddest of the year", wie der berühmte amerikanische Dichter, der Verfasser von "Thanatopsis", singt.— Die Luft ist lieblich und klar, der Himmel tiefblau und unbewölkt; oft aber ruht ein feiner, zarter Nebelschleier über Wald und Flur.

Wir wollen dem Geräusche der Städte entfliehen, und in der ländlichen Natur, wo wir den Farmer hinter dem Pfluge gehen sehen, oder des Squatters Axt im Hinterwalde erklingen hören, dem scheidenden Sommer ein Lebewohl zurufen!

Unser Pfad schlängelt sich durch die imponirende Wildniß eines nordamerikanischen Urwalds. Riesige Eichbäume, die in den Himmel hineinzuragen scheinen, Wallnußbäume, Fichten und Tannen, und undurchdringliches Buschwerk; häufig ein vom Sturm entwurzeltes bemoostes Haupt der Wälder, das mit seiner ganzen colossalen Wucht unseren Pfad verrammelt; mächtige Schlingpflanzen, wilde Weinreben, deren Ranken oft in den wunderbarsten Verschlingungen von den Aesten der Bäume herabhängen; viele Farren und große Waldpflanzen; — solch' ein großartiges, wildes Chaos ist das Bild, das sich unseren Blicken darbietet. Wir wandeln weiter; klettern über große, verwitterte Steinblöcke, über moosige Abhänge. Hier und dort ein Eichhorn, aufgeschreckt springt es in das Dickicht; da raschelt eine Schlange unter dem Laube zu unseren Füßen; hin und wieder flattert einer der gefiederten Sänger auf, gestört in seiner Wald-Einsamkeit.

Da hellt sich das Halbdunkel, und in der Ferne erblicken wir die Zickzackfenzen einer Farm, die ersten Zeichen der fortschreitenden Cultur.

Wir befinden uns auf einer Anhöhe. Vor unseren Blicken breitet sich eine wunderliche Landschaft aus, ein ächtes Bild nordamerikanischen Pionierlebens. Das einfache, rohe Blockhaus, welches sich dort hinten inmitten frischgepflügter Felder und grüner Wiesen erhebt, und zu dem der heimkehrende Farmer seine Schritte lenkt, — ist es nicht eine liebliche Idylle in dieser ernsten, feierlichen Stille der Natur? Ein kleiner Garten umgibt das Gebäude, Stallung, Scheune. Alles ist practisch vereinigt. Und ist auch das Leben dieses Farmers ein rauhes, mühevolles, so fühlt er sich doch in seinem Besitzthum, im Kreise seiner kleinen Familie, glücklich. Bei allen Anstrengungen, Mühseligkeiten und Entbehrungen, hat er doch den Grund und Boden liebgewonnen, und er wendet nun alle seine Kräfte und Mittel an, ihn mehr und mehr zu cultiviren.

Fürwahr! wir werden an Freiligrath's Strophen erinnert, wenn wir dieses Bild menschlicher Ausdauer und Beharrlichkeit vor Augen haben! Seine Verse summen uns im Kopfe:

„Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naßen Stirn
Hinter'm Pfluge!" — — —

O, es ist eine Poesie in diesem wilden Chaos! Wer noch ein Eden in seinem Herzen besitzt, wer nicht erstorben ist für das reale pulsirende Menschenleben, für die Natur-Schönheiten dieses großen Landes, der stimmt nicht ein in den Chorus der blasirten Pessimisten, die in Amerika nur ein Land des crassesten Materialismus erblicken

können! Der deutsche Dichter hatte wohl Recht, als er seinen Landsleuten prophetisch verkündet:

„Und Menschen auch, lebend'gen Hauch,
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch rauhe Hand durch's rauhe Land
Treibt euch den Pflug entgegen,
Die segnend sich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn' wird legen!

Manch rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küßen, zu euch sprechen;
Manch lieb Gesicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüßen;
Manch kleiner Fuß, thaunaßen Schuh's,
Voreilen euren Füßen!"—

Diese Einsamkeit, dieses monotone Einerlei des täglichen Lebens wird eines Tages unterbrochen werden. Die Gegend wird nach und nach bevölkert werden; die Wälder werden sich lichten, und Eisenbahnen werden die Ländereien durchschneiden und ihre Bewohner mit den großen Handelsplätzen des Ostens, den Pulsadern des Verkehrs, in Berührung bringen. "Westward, the Star of Empire takes its way!" Das ist die Zauberformel, die den amerikanischen Pionier und Squatter alle Mühseligkeiten und Beschwerden des Pfadfinderlebens vergessen macht. (? ?)

Neben diesem Bilde menschlicher Thätigkeit, diesen bebauten Feldern, eingezäunten Wiesen und urbargemachten Flächen, contrastirt der schweigende Urwald durch die herrlichsten, mannigfaltigsten, überraschendsten Farbentöne des absterbenden Laubes. Bereits im September macht sich dieser Farbenwechsel bemerkbar; im Oktober und Anfang November ist er indessen in seiner Glorie. Nach jeder frostigen Herbstnacht bieten die Kronen der verschiedenen Bäume des Waldes ein anderes, neues Bild den erstaunten Blicken.

Die Eiche, die hier zu Lande, weniger wie in Europa, mit ihrer breiten Krone sich brüstet, sondern ihren Stamm majestätisch in die Lüfte ragen läßt, und in einer großen Menge von Spielarten in allen nordamerikanischen Wäldern heimisch ist, erhält einen tiefbraunen, röthlichen, purpurnen oder orangegelben Blätterschmuck; und das schöne, tiefgezackte Blatt des Ahorn, dieses nützlichen Baumes eines jeden Ansiedlers, prangt in Grüngold, Purpur, Scharlach, Dunkelbraun und Citronengelb; der Tulpenbaum erscheint glänzend Citronengelb; die zarten, hellen Blätter des wilden Kirschbaums (Prunus Virginiana und serotina) sind nur rothgeadert und buntgepfleckt; der wilde, immergrüne Hollystrauch prangt voll kleiner, rother Beeren; die zierlichen Blättchen des wilden Sumachbaumes (Rhus globra), dessen große, kerzengerade Fruchtdolden voll kleiner, karmoisinrother, wolliger Beeren hängen, haben sich in ein lebhaftes Roth verwandelt; und zu diesem kaleidoscopischen Farbenspiele reihen sich noch die bunten Schattirungen des Laubes der Ulmen, Birken, Wallnußbäume u. s. w., im Contraste zu dem dunklen Grün der Tannen, Fichten und Cedern, sowie der absterbenden Farrenkräuter, des Wintergrün, des wilden Lorbeers (Kalmia), der virginischen Waldrebe (Ampelopsis quinquefolia), und den vielen späten Kindern der nordamerikanischen Flora! Da erglänzt das Goldgelb der Goldruthe (Solidago); das Purpur, Blaue oder Weiße der verschiedenen Asterarten; die leuchtenden dunkelrothen Beeren der Phytolacca decandra prangen neben den vielen Varietäten der wilden Sonnenblumen und den Hagebutten an den Sträuchern der wilden Rosen!

Wohl haben sich schon viele Maler Mühe gegeben, diese wunderbare Farbenpracht wiederzugeben, und Poeten haben versucht, die Schönheiten der amerikanischen Wälder im herbstlichen Schmucke zu besingen, allein es sind nur stümperhafte Versuche geblieben.

Aber gar bald endet diese bunte Farbenpracht des scheidenden Indianersommers. Allmählich verschwindet das Laub. Der rauhe Nordwind rüttelt und schüttelt an den Aesten und Zweigen, und der eisige Regen einer kalten Novembernacht vollendet das Werk der Zerstörung, und an Stelle des tausendfarbigen Blätterschmuckes ragen die kahlen, nackten Aeste trauernd gen Himmel.

Diese Landschaft, dieses Thal, durch welches sich das Bächlein schlängelt, — vielleicht dienten sie vor Zeiten, die noch gar nicht lange vergangen sind, einem Indianerstamme als Jagdgrund. Dort erhoben sich die Wigwams; dort erglänzten die Sieges-Trophäen der Rothhäute; dort stiegen blaue Rauchwolken zum Himmel. Das tiefgrüne Colorit der schweigenden Tannenwälder im Hintergrunde; wilde Naturkinder, noch nicht „angeleckt von der Kultur"; — hier, unter dieser mächtigen Eiche, ein Indianer, vielleicht „der letzte seines Stammes", den Scheideblick werfend auf die wild-romantische Umgebung, die im Abendsonnenglanz vor ihm liegt, hier, am Ziele seines rastlosen Nomadenlebens, Abschied nehmend von der Erde, die ewig-grünen Jagdgründe der indianischen Edda betretend; hier war wohl das geheimnißvolle Thal von Tawasentha, jener „stille, grüne Thalgrund", wo der Sänger Nawadaha lebte und den Sang von Hiawatha und Minnehaha sang!

Wenn wir uns so in die Sagenwelt eines großen, vom Schauplatze der Geschichte verschwundenen Volkes versetzen, so überkommt uns unwillkürlich eine geheime, schmerzliche Wehmuth. Unser Herz schnürt sich zusammen, und wir empfinden ein unbeschreibliches Mitleid. Wir gedenken des „letzten Mohikaners", wir gedenken Pocahontas' und Pawhattan's; die Gestalt des braven Logan steht wieder vor uns, und wir können uns eines demüthigenden Gefühls nicht erwehren. Aber vor Allem ist es jene einfache, schlichte, liebliche Indianersage von Hiawatha und Minnahaha, die mit allen Reizen ihrer poetischen Schönheit in unserem Innern wiederklingt. Wir Deutschen besitzen das Nibelungenlied, die Schweden haben ihre Fritjhofssage, die Spanier ihren Romanzen-Cyclus Cid, die Portugisen ihre Lusiade, Magyaren ihren Helden Janos, die Griechen ihre Iliade und Odyssee, — und Amerika hat seinen Hiawatha, eine Indianertradition, die wir Longfellow verdanken, welcher die verschiedenen von Schoolcraft gesammelten Mythen und Sagen benutzte, daraus ein romantisches Epos zu bilden.

Der laute, schnarrende Ton des Locust ist verstummt, eine andere Cicade, Katydid genannt, läßt sich jetzt in den Bäumen vernehmen, und der Ruf des Whippoorwills ertönt in der Luft. Wald und Flur liegen in herrlicher Ruhe da. Die Schatten der Nacht werden länger und Dunkelheit hüllt bald die ganze Scenerie ein.

Lieder.

In der Fremde.

Ich geh' am Strande,
Vergab, vergan —
In fremdem Lande,
Ein müder Mann.

Mir ist's so wehe
In Herz und Sinn;
Ich geh' und gehe,
Weiß nicht, wohin.

Und kaum erflehe
Ich Rast und Ruh' —
Ich weiß, ich gehe
Der Heimath zu.

O, richtet nicht mit kalten Worten.

O, richtet nicht mit kalten Worten,
Was ich im Lied euch hier vertraut;
Ich gab ja nur von meinem Innern,
Darin den reinsten Wiederlaut.

Und ist auch Manches nicht gelungen,
Und ist auch Vieles herb und hart,
Ich hab' ja nur in meinen Liedern
Die eig'ne Weise offenbart.

Was durch die Seele mir gegangen,
So wonnig warm, so thränenschwer;
Was perlengleich empor gestiegen,
Aus wilder Leidenschaften Meer;

Was, reich an Lieb', mein Herz empfunden
Für diese schöne Erdenwelt,
Es hat sich in Gesang gewandelt,
Der selig mir die Brust geschwellt.

O, richtet nicht mit kalten Worten
Was ich im Lied euch hier vertraut,
Ich gab ja nur von meiner Seele
Darin den reinsten Wiederlaut.

Brookyn, N. Y.

Hermann Behr.

Columbia.

Eine ungeahnte, verzauberte Welt,
Eine Wildniß ureigener Wunder,
Noch von keinem irrenden Griffel entstellt,
Ging' die Sonne einst auf dir und unter.
Wie ein schlafender Riese lang hingestreckt,
Der sich stärket zu künftigen Thaten,
Hat kein schreckhaftes Traumbild dich aufgeweckt
Aus dem Wiegengesang der Najaden.

In das Eis gebettet das trotzige Haupt
An dem stürmisch umwetterten Pole,
Der Wigwam vom rauschenden Urwald umlaubt,
Von der Sonne versenget die Sohle;
So bog sich dein Rücken am Ocean hin
Durch das grausige Felsengebirge,
Und dein Odem durchzog die stillen Praerie'n,
Wie der Orgelton zieht durch die Kirche.

Durch die Adern wanden im Wogenschwall
Sich die Flüsse im Fallen und Heben,
Und dein Puls, der wilde Niagara-Fall,
Ließ die mächtige Brust dir erbeben.
Von dem Meere umtoset, bald zornig, bald lind,
In Orkanen dich wüthend umbrausend,
Hast verschlafen, wie ein verlor'nes Kind,
Du so manches bewegte Jahrtausend.

Den vernichtenden Fluch vernahm nicht dein Ohr,
Der den Menschen das Eden verschlossen,
Aus den Wellen stiegst unentweiht du empor,
Als das Wasser der Sintfluth verflossen;
Du bist nicht geschrieben in's heilige Buch,
Hast gebaut nicht an Salomo's Tempel,
Und doch trägt dein Antlitz in jeglichem Zug
Des gewaltigen Urgeistes Stempel.

Du verschliefst das trojanische Heldenthum,
Hast bewundert nicht Griechenlands Götter,
Dich begeisterte nicht Alexander's Ruhm,
Sah'st nicht stumm vor dem Kreuze die Spötter.
Es zerfiel in Trümmern das mächtige Rom
Vor dem Schwerte der alten Germanen,
Aus der Asche erhob sich Sanct Peter's Dom,
Und von alledem ward dir kein Ahnen.

Und wenn auch ein Vickinger streifte den Strand,
Es vermochten die nordischen Recken,
Die vom Raub nur lebten, das einsame Land
Aus dem glücklichen Schlaf nicht zu wecken.
Denn bewegliches Gut nur reizt den Pirat,
Nur gehobenem Gold gilt sein Wagen,
Und zurück sank das ferne Felsengestad'
In das Reich der vergessenen Sagen.

Da durchzuckte wie Blitz und fuhr über's Meer,
Ueberspringend die trennende Schranke,
Und dem kreisenden Geiste zog siegreich vorher
Der erlösende, freie Gedanke.
In das Dunkel der Nacht das Morgenroth fiel
Und begrüßte den rechten Erwerber,
Denn weit über das Meer auf schwankendem Kiel,
Kam Columbus, der kühne Entdecker.

Brooklyn, N. Y. **Henry Faust.**

Sonette.

Robert Hamerling. †

Der Schönheit Blitz hat dir in's Herz geschlagen,
Und tief verstimmt vom Lärm der Welt, dem rohen,
Bist du dem Wirren um'rer Zeit entflohen,
Das Große suchend in verscholl'nen Tagen.

Der Menschheit nie gelöste Räthselfragen
Ließ'st du empor in Liederflammen lohen,
Und grollend stieg durch der Vernichtung Drohen
Dein sehnsuchtstiefes, klangewaltig Klagen.

Nun sind die Saiten jäh entzwei gesprungen,
Die schwermuthsvoll dem Ewig-Schönen tönten;
Es hat dein Mund sein Schwanenlied gesungen;

Versöhnung bracht' der Tod dem Unversöhnten,
Und deine hohe Seele hat errungen
Erlösung aus der Welt nun, der entschönten.

Früher Frost.

Vom Sonnengold des Sommers übergossen,
Stand gestern noch die Welt in lichtem Prangen;
Auf grünen Zweigen tausend Vögel sangen,
Von duft'gen Rosengluthen eingeschlossen.

Doch heute schon ist aller Glanz zerflossen;
Ein jäher Frost ist durch die Nacht gegangen.
Begraben liegt die Welt in trübem Bangen,
Und gelbe Blätter weh'n um welke Sprossen.

So wird, inmitten gold'ner Sommerwonnen,
Gar manches Herz von frühem Frost getroffen,
Bevor die Zeit des Herbstes noch begonnen.

Noch gestern sah's den blauen Himmel offen,
Doch heute schon ist aller Glanz zerronnen,
Und welke Blätter weh'n um todtes Hoffen.

Du hast gesiegt!

Du hast gesiegt! — Mein Banner liegt zerbrochen;
Die Kugel traf, die dein Geschoß entsandt;
Mein Schwert entsinkt der kampfesmatten Hand,
Das sonst so muthig jeden Schimpf gerochen.

Du hast gesiegt! — Wie mag das Herz dir pochen
Im Hochgefühl, daß du, so streitgewandt,
Mich nieder konntest strecken in den Sand,
Um deinem Willen mich zu unterjochen.

Dein Mitleid? — Nein! — Sie ist zu klein, die Größe,
Die du in diesem Kampfe dir erkriegt,
Nachdem erspäht du listig meine Blöße.

Nicht ist's der Kleinre stets, der unterliegt! —
Klaglos empfang ich deine Todesstöße. —
Stoß zu und juble auf: — Du hast gesiegt!

Newark, O.

Nixenzauber.

Siehst du's empor sich aus den Wassern heben?
In Menschenschöne winkt's aus Nebelfalten
Und scheint zu Fleisch und Blut sich zu gestalten,
Als wandle sich dein schönster Traum in Leben.

In wilder Wonne fühlst dein Herz du beben,
Du hebst den Arm, den weißen Leib zu halten;
Da fassest du den Schuppenschweif, den kalten,
Und siehst in Schaum das Lockgebild verschweben.

Ein Trug! — Und doch: voll brennendem Verlangen
Wirst schaudernd du allewig nun begehren
Den Nixenleib in Liebe zu umfangen.

Ein Trug! — und doch kannst nimmermehr du wehren
Der Sehnsucht Flammen, die dein Herz bezwangen
Und dich allewig nun in Qual verzehren. —

Humor.

Als siegreich sich der Schmerz die Welt erstritten,
Sandt dich ein güt'ger Gott uns, holder Knabe,
Auf daß an deinem Sonnenblick sich labe
Das Menschenherz, das allzuviel durchlitten.

Es flieht die Trauer, wo dein Fuß geschritten,
Und auf der Liebe, auf der Hoffnung Grabe
Beutst freundlich du uns duft'ge Rosengabe,
Die von des Witzes Dornen du geschnitten.

Wenn müd des Lebens Posse wir, die tolle,
Dann lächelst du uns zu: „Nur immer weiter,
Den Andern gleich spiel' du auch deine Rolle!"

Dem Spott raubst du sein Gift, den Groll dem Streiter
Und siegreich küßt das Aug', das thränenvolle,
Dein Schelmenmund, der ewig junge, heiter.

Meinen Freunden.

Nachteinsamkeit. Verwehte Blätter stieben
Um's stille Haus, das mich gefangen hält,
Indeß mein Herz hinaus fliegt in die Welt
Zu euch, von tiefem Heimweh fortgetrieben.

In eure Augen schau' ich, in die lieben;
Ein sel'ges Glück die junge Brust mir schwellt: —
Ob Traum um Traum auch leis in Staub zerfällt,
Wie bin ich reich, seid ihr mir doch geblieben!

Ihr seid die Sterne, die mir freundlich winken,
Wenn mich des Zweifels Nacht in Fesseln schlägt
Und schaffensmüde mir die Hände sinken.

O, bleibt mir treu, der treu euch unentwegt,
Und laßt aus dieser Treue Quell mich trinken
Den hohen Muth, der auf zum Ew'gen trägt! —

Konrad Nies.

Zum künstlerischen Schmuck des Hauses.

Lieber Freund und Meister!

Die Versuchsstelle Ihrer Palette mag schon blitzen, der Pinsel in's Herzblut getaucht sein, dennoch erlauben Sie mir noch einige profane Umrisse, zu den für das Wohnhaus in Aussicht genommenen dekorativen Arbeiten. Hier braucht kein Fürst mit Ahnen und Wappen verherrlicht zu werden, kein Börsenmann, der die Farbenpracht neben den Goldglanz abwägen würde, auch nicht der Philister, der besser das harte Holz der Fußböden beim Quadratfuß zu berechnen versteht, als den Ideen eines Künstlers zu folgen. Rauben wir lieber etwas Feuer den Vestalinnen, setzen darauf den delphischen Dreifuß mit Shakespear's Hexenkessel, und thuen da hinein, was Humor, mit Herz und Geist geeinet. Die Karrikatur, Satire und Ironie bleiben ausgeschlossen, ebenso Kirchen- und Museum-Götter.

Das griechische, römische, protestantische und selbst muhamedanische Katholikum, segnet die Gußstahlkanonen der Nächstenliebe, welche das nöthige Blut schon besorgen, um damit die Heiligenscheine der Kirchengötter blank zu waschen. Die Kunst sollte dafür zu hoch stehen. „Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst" (mit dem Superlativ) dürfte erst dann ein Mittel gegen Krieg und Selbstmord werden, wenn der Erlöser vom Menschen abstammt, und die Dreieinigkeit: Natur, Kunst und Wissenschaft etabliren hilft.

Zu dieser Secte, der es nicht am „Heiligenschein" sondern am „Menschen-Sein" liegt, gehört ja der Mann, dessen Haus Ihres kunstsinnigen Schmuckes harrt. Er gehört zu den Menschenfreunden, welche sich durch Arbeit und Selbsterkenntniß den Charakter erstritten, der im Vereine mit Wohlthun und Kunstpflege das Leben erträglich gestaltet. Er beherrscht Egoismus, Haß und Mitleid, und weiß Letzteres zu kräftigen. Bildend für seine Familie, erfreuend für die wenigen gleichgesinnten Freunde soll daher sein Haus sein.

Nehmen Sie als Ideen für die Eingangshalle z. B. ein Deckengemälde, welches den Kampf darstellt, den das Mitleid, als Quelle der Gerechtigkeit und der Menschenliebe, mit dem Egoismus und dem Haß, als Quelle des Bösen, zu bestehen hat. Diese Idee könnte auch als Charaktertanz, in einer durch die Haupträume des Hauses sich hinziehenden Arabeske zum Ausdrucke gelangen, darstellend, wie die Kämpfenden in den verschiedenen Lebensstadien aus der Rolle fallen, und bis zum Beginne des Todtentanzes oft entwaffnet werden.

Wenn Sie mit Ihren herzigen Humor in den Hexenkessel Gedanken für einen Charaktertanz verbrauen, so wird beim Ueberkochen auch dem Dreifuß und dem heiligen Feuer noch neuer Glanz verliehen werden. Der Humor dürfte selbst so weit gehen, zwischen den beiden Außenthüren, auf der linken Wand, als Anfang der Arabeske, die Geburt als ein Unrecht gegen ein Lebewesen, welches nicht gefragt wurde, ob es ein Leben übernehmen wolle, darzustellen. Dem gegenüber auf der rechten Wand, als Abschluß, der Todt, als der einzig sicher erfüllte Wunsch. Das alt hergebrachte Stundenglas und die Sense brauchen den Besucher hier nicht zu erschrecken, wohl aber möchte der Denkende und Feinfühlende, die Erfüllung seiner Sehnsucht erkennen, ähnlich wie in Böcklin's „Todteninsel". Wie die Einheit der Ideen in Beziehung zu dem Zweck der Zimmer, als Musik-, Bibliothek-, Speise- oder Empfangszimmer zu gewinnen, wie die Arabeske zu den Deckengemälden, wie plastische Gruppen, selbst Möbel und stimmungsvolle Farben eine harmonische Wirkung auf Geist, Herz und Sinne ausüben, liegt ja ganz in der Macht Ihres feinsinnigen Kunstgefühls.

Die Außenseite des Hauses können plastische Arbeiten zieren. Z. B. ein Bas-Relief: das Haus, als Schutz gegen Wind und Wetter. An der Aufgangstreppe dürfte die Idee der Gastlichkeit, ja selbst am Schornstein, der Lebensrauch dargestellt werden. Im Garten Werke wie: Hult's Echo, König's Liebesgeheimniß oder dessen vier Gruppen der Liebessymphonie, Platz finden. So würde sich auf einen Erdkrümel von 80 x 100 eine Ideeneinheit erheben. Noch Einheitlicher ist freilich der Rest, welcher stündlich in 4 x 6 versenkt wird.

Sollten solche Ideen nicht größere Berechtigung für die Gegenwart haben, als z. B. die Hexen, welche gegenwärtig noch der geistvolle Fitger zum Hausschmuck, in seiner phantasievollen Hexenzugs-Arabeske verwendet?

Auch frühere Künstler nahmen, mit Kraft und köstlichem Humor den Stoff aus ihrer Zeit. Wie Orcagna, oder wahrscheinlicher die Brüder Lorenzetti, im 14. Jahrhundert, die Verbindung des Pesteodes mit dem Decamerone darstellen. Bocaccio's Gesellschaft wird mitten aus den Lebensgenusse, durch die Sense des Pesttodes, höllisch heiß (oder auch himmlisch kalt) gestellt. Denken Sie

an die Nonne, die dem Satan vermacht wird; an den fetten Mönch, der den Engeln entrissen, oder an den unbeschäftigten Engel, der zum Zeitvertreibe ein Satanchen mit dem Kreuzstabe durchprügelt. Die Pest, spielte im 15. Jahrhundert Holbein zu Todtentänzen auf. Kaulbach brauchte im 19. Jahrhundert diese nicht zu wiederholen, selbst wenn die Geldpest dazu aufgespielt hätte. Ueberlasse man fernerhin die Todtentänze solchen musikalischen Componisten, denen eine dauerhafte Unsterblichkeit nicht verliehen, welche Holbein'sche Gedanken kennen, aber so wenig an sie heranreichen, wie an die Tonfarbe und Zeichnung eines Berlioz. Raff, Liszt und Saint-Saëns geigen in ihren Todtentänzen zur eigenen Sterblichkeit auf. Da ist viel Knochengeklapper, aber wenig Fleisch und Geist.

Da haben Sie meine profanen Umrisse, lieber Meister.

Mein Haus, lieber Freund wäre leichter zu dekoriren. Dahinein legt man meine Luxusartikel: Zahnbürste, Bädecker, Regenschirm und etwas Notenpapier, vielleicht auch die wenigen Werke mit neuen Ideen, und endlich mich selber, die Natur, Bibliotheken und Museum-Schlaraffen. Da schlafe ich, und muß, wie der Papst selbst, die Raphael Säle des Vatican's vergessen. Vorläufig aber noch: Vitam non mortem recogita.

Ihr

New York. Julius Fuchs.

Nur keine Bier-Vergeudung.*)

Als Luther im Banne der Wartburg saß,
Gar sorgsam vor Feinden geborgen,
Da schlüpft' in die Zelle — Herr Satanas,
Der wußte Den drücken die Sorgen
Beim klaren Verdeutschen der heil'gen Schrift,
In echtem Gelehrten-Verlangen;
Drum wollt' er versuchen durch süßes Gift
Den Wahrheit-Verkünder zu fangen.

„Willkommen, Herr Doctor", — so hob er an,
Mit Worten gar freundlichen, süßen:
„Es lassen die Herren vom Vatican
„Euch alle in Gnaden fein grüßen.
„Es jammert sie innig, daß solch ein Geist
„Gefangen, in Kummer muß leben;
„Sie möchten vor Allen doch Euch zumeist
„Zu Würden und Ehren erheben."

Wie fröstelnd, vom Schopfe zum Pferdefuß,
Sprach grinsend, sich neigend noch weiter,
Nach listigem, höllischem Heuchlergruß
Der Schwefelgerücheverbreiter:
„Mir dünket, es lähmet die Kerkerluft
„Allmählich den Geist und die Glieder;
„Doch draußen im Freien, der Frühlingsduft
„Bringt heilend die Kräfte bald wieder. —

„Ihr lechzet nach Freiheit in Thatenlust?—
„Wohlan denn, — ich soll sie Euch bringen,
„Nur müßt Ihr das Drängen in Eurer Brust,
„Die Ketzergedanken bezwingen.
„Und wenn Ihr, was neulich zu Worms Ihr spracht,
„Als Irrthum und falsch wollt verkünden
„Vor Kaiser und Abt, wenn der Reichstag tagt, —
„Vergeben sind all' Eu're Sünden." —

Voll Unmuths erblaßte und sprang empor
Der so in der Arbeit Gestörte,
Wie Hohn und Entsetzen, so kam's ihm vor,
Was von dem Verlocker er hörte.
Ihm schwollen die Adern, doch wie gebannt
Hielt fern ihn der freche Geselle,
Und wieder begann er, der Eingang fand
Zum Thurme der einsamen Zelle:

„Gebietet dem Zorne, ich komm' zum Schluß; —
„Es möcht' Uebereilung Euch schaden: —
„Den Krummstab und offenen Bruderkuß
„Entbietet der Papst Euch in Gnaden!"

Der Satan hielt inne, halb abgewandt,
Entsetzt vor dem heiligen Buche.
Da faßte der Junker, von Zorn entbrannt,
Zum Labsal ihm spendenden Kruge,
Den gütig der Burgherr ihm zugestellt,
Gefüllt mit dem köstlichen Tropfen;
Der stärkend die Sinne zusammenhält,
Gebraut fein aus Malz rein und Hopfen.

Schon will er den Humpen nach Satanas
Hinschleudern in grimmigem Schauer;
Da läßt er ihn nieder, — zum Tintenfaß
Jetzt greift er und wirft's an die Mauer;
Dann ruft er: „Entweiche du frecher Spuck,
„Fast hätt' ich vergeudet die Gabe:
„Wär' schade gewesen um jeden Schluck
„Der herrlichen, würzigen Labe."

Drauf leert er den Humpen, im Zorne heiß, —
Der Satan war hurtig verschwunden,
Im Thurme der Wartburg, da schwarz auf weiß
Wird heut noch das Zeichen gefunden.

Chicago, Ill. **Emil Dietzsch.**

---

*) Aus dem demnächst erscheinenden größeren Werke: „Bierologisches aus den letzten 4 Tausend Jahren der Geschichte aller Kulturvölker" von Emil Dietzsch mit Illustrationen von Carl Mauch.

Männer-Gesangs-Fest und Volkslied.

Von **Julius Fuchs.**

Der Arion von New York brachte im Metropolitan Opera House, mit gleichgesinnten Vereinen aus Brooklyn, Newark, N. J., Philadelphia, Baltimore und Buffalo, die folgenden Chöre, unter Leitung von F. van der Stucken, zur Aufführung: Bruch, Scenen aus Frithjof; Rheinberger, Jagdchor; Van der Stucken, Festchor; Kremser, Niederländische Volkslieder; Kinkel, Ritters Abschied und H. Zöllner, Jung Siegfried. Die einzelnen Vereine unter ihren Dirigenten sangen noch Compositionen von Carl Zöllner, Rietz, Storch, Sturm, Hegar, Weinzierl und Köllner.

Den Männergesang haben wir also — gleichviel ob ein künstlerisches oder nur gesellschaftliches Bedürfniß. Seine einseitige Klangfarbe wurde mehrfach in den unerreichten kirchlichen Chören des 16. Jahrhunderts verwendet, er tritt in den altrussischen Urgesängen auch selbstständiger auf, seine selbstständige Entwickelung verdankt er aber gesellschaftlichen Bedürfnissen. Als vor 40 bis 50 Jahren politische Vereinigungen in Deutschland verboten waren, dienten Männergesangvereine politischen Zwecken, es wurde ja auch da nebenbei—gesungen. Weber und Schubert waren wohl damals die Einzigen, die für nicht kirchlichen Männergesang das auch bis heut' noch Bedeutendste geschrieben. Denen folgte bald Mendelsohn, dann aber eine entsetzenerregende Mittelmäßigkeit à la Zöllner, Lindpaintner, Schneider, die indeß die Süßlichkeit eines Abt, Esser, E. Becker mieden. Gleichzeitig wirkten auch bessere Componisten: Kreutzer, Lachner, Marschner, Hiller, Herbeck; bedeutendere, Bruch, Gade, Cornelius, Rheinberger u. volle Schaffungskräfte, wie: Rubinstein, Brahms und Liszt.

Endlich aber zeigten Silcher, Rietz und besonders Erck den rechten Weg, auf welchem das einzig berechtigte Ziel für den Männergesang zu erreichen — das Volkslied.

Ja, dieses Waisenkind, das Volkslied, hat keine „Hüsung", es ist kalt, besonders hier — recht kalt gestellt. Nicht etwa die vorübergehenden Gesänge wie die Lorelei, die Kücken (nicht Silcher) verbrochen, oder andere Leiereien, nein, die Kleinode, welche unser singendes und empfindendes Volk durch Jahrhunderte von allem gewöhnlichen gereinigt haben. Um diese klar geschliffenen Kristalle zu retten, mußten Erck's Schüler mit den alten Dorfweibern singen, aus deren zahnlosem Munde das deutsche Lied erklang, wie sie es durch treue Tradition auch von der Großmutter erlauscht, so in den stillen Weihestunden der Familie. Was für einen Ersatz bieten wir oder die Schule unseren Kindern? Sollte da nicht der Jüngling, oder der Vater aus dem Gesangvereine mitunter ein Volkslied brummen. Ja, da brummt der Kopf häufiger als das Lied!

Erck fand aus den ihm überbrachten Liedern die echten Edelsteine heraus und gab sie mit vollen Händen, der Schule und den Vereinen. In der Verstümmelung selbst wirken noch die Volksgesänge. Die besten Choralmelodien aus der Reformationszeit sind aus Volksliedern umgeschaffen (z. B „O Haupt voll Blut und Wunden" entstand aus: „Venus und ihr Kind, sind zusammen blind.") Die Pilgerväter mußten zum Volksliede greifen, ihnen fromme Worte unterlegen, denn die ersten Kirchengemeinden konnten nur nach Volksmelodien singen. Manches kräftige Trink- und Tanzlied bildet daher den Kern der besten Hymnen. ("Nearer my Good to thee" ist z. B. die Melodie eines schottischen Liebesliedes).

Wo war nun aber in dem deutschen Chorfest das deutsche Volkslied?

Wir hörten dafür aber eines der besten Werke für Männerchor, in welchem der begabte Componist seine Ideen dem ungefügigen Material anzupassen bestrebt ist Bruch's Frithjofs Musik, bildete das Hauptwerk des Festes. Der einseitigen Klangfarbe der Männerstimmen (die wie eine Doré'sche Bibel wirkt) ist dem Werke eine erlösende Sopranstimme, sowie eine ziemlich farbenreiche Orchesteration hinzugefügt.

Zum Glück wurde als erste Nummer nicht (nach der Zeitungsangabe) der Wagner'sche Kaisermarsch, mit der Makart'schen Farbenpracht, den Dürer'schen Linien und dem fast volksliedswürdigen Schlußchor gegeben, sondern nur die Tannhäuser Ouvertüre. Auch diese brachte die darauf folgende Bruch'sche Composition in die Brüche. Frithjof fährt in der ersten Scene: „Frithjof's Heimfahrt" so wenig auf Rubinstein'sche Ocean-, wie Wagner'sche Rheinwogen; ziemlich conventionell werden dem Sturme die Schwingen gelöst, und der kühne Nordlandsmuth begleitet. Wagner'sch warm wurde es erst beim Tempelbrande. Die Violinen übernehmen in dieser Scene den Feuerzauber, ein charakteristisches Motiv trat dazu recht markant hervor. Mächtig griff auch das Unisono ein: „Flieg, Rauch und suche im Wirbelfluge Walhalla's Höhe". In Ingeborg's Klagesang verstand Fräulein

Auch Wiederholungen durch feine Schattirungen interessant zu machen. Zum klareren Verständniß der Worte, konnten die Consonanten noch schärfer gebildet werden, auch sind die verschiedenen Muskelpaare ihrer Stimmbänder (fälschlich immer noch „Register" genannt) nicht völlig ausgeglichen. Mit vollem künstlerischen Bewußtsein und Vermögen trat aber Herr Fischer ein. Die Scene: „Friethjof auf der See" gibt dem Chore vollauf Gelegenheit zum ertrinken. Der Dirigent steuerte daher vorsichtig, um jede rhythmische Klippe sicher zu umschiffen, weßhalb er wohl ein langsameres Tempo wählte.

Die ferner zur Aufführung gebrachten Compositionen für die Massenchöre, wurden wohl mehr mit Rücksicht darauf gewählt, weil sie mehrfach in den einzelnen Vereinen zur Aufführung gelangt waren, was wir auch für den unritterlichen Abschiedsgesang als Entschuldigung annehmen. Es ist schon schlimm, wenn dies so ein Dutzend Spießbürger besorgen, wenn aber einige Hundert (darunter solche, welche schon 25 Jahre daran geübt und ausgebildet sind) an diesem: „Scheiden müssen und küssen" immer noch herumsingen, so muß das, selbst im feinsten Pianissimo, der geduldigsten Cäcilia zu viel werden. Das thränenreiche Lied wurde vorzüglich, auch im Pianissimo rein gesungen. Ein voller Wurf war der Jagdchor von Rheinberger, auch jung Siegfried von Wagner-Zöllner, sowie die niederländischen Volkslieder.

Kremser hat leider die Volkslieder durch seine Harmonien in moderne Tonarten übertragen, und durch farbenreiche Orchesterbegleitung der kräftigen Einfachheit geschadet. Was würde man sagen, wenn man wagte, die alten Gemälde der niederländischen Schule, mehrfach vergrößert, à la Fresko zu malen. Kremser macht es noch nicht so schlimm wie Gounod mit Bach's Clavierpräludium, über dessen einfache inhaltsvollen Accorde er ein seichtes „Ave Maria" mit Harfe, Orgel, Violinen ꝛc. singen und streichen läßt. Bei solchen Kernwerken ist der äußere Tand nicht nöthig.

Für die Einzelchöre wäre es nun eine herrliche Aufgabe gewesen, das deutsche Volkslied, in seiner Einfachheit zu wählen. Die Leistungen der Chöre waren meist gute, was aber gesungen wurde, war nur mit Ausnahmen werth gesungen zu werden.

Glaubt z. B. der Zöllner Männerchor, daß das von C. Zöllner componirte „Halt" werth zu singen, oder C. Zöllner ein beachtenswerther Componist sei. Ueber hundert Männergesänge hat er freilich geschrieben, unter denen höchstens sein Fantasiestück „Die Zigeuner" über die Mittelmäßigkeit heraustritt. Ein Verein, der so vorzüglich singt, sollte sich andere Aufgaben stellen. Gleich gut sangen der Orpheus aus Buffalo, Germania und Harmonie aus Baltimore. Die Baltimorer werden im wärmeren Klima gewiß auch noch reiner singen. Componisten aber wie: Sturm, Storch, Weinzierl gehören auch zu den Zöllnern und den anderen musikalischen Sündern. Das feinsinnige Morgenlied von Rietz, gelang den Baltimore Liederkranz leider nicht so recht. Vorzüglich waren Arion New York und Newark, sowie der junge Männerchor aus Philadelphia, der Letztere von Herrn M. Leefson geleitet.

F. van der Stucken dirigirte die beiden „Arion", sowie das ganze Fest mit Herz und Hand, geleitet von erfahrenem künstlerischem Bewußtsein. Herr van der Stucken hat einen kräftigen Anstoß gegeben, damit das Sängerwesen in rein künstlerischer Weise weiter wirken kann. Das einzige künstlerische Mittel aber, um die Meisterwerke unserer großen musikalischen Literatur zur Aufführung zu bringen, ist der gemischte Chor.

Die hiesige Pflege deutscher Musik ist noch den amerikanischen Chorvereinen zugewiesen. (Ein Unternehmer könnte Erfolg haben mit einem kleinen Chor von 24 Stimmen, einem Orchester von 37 Mann, und einem Soloquartett, welche sich gegenseitig im à Capella-Gesange und zum größeren Orchester ergänzen). Die bei weiten umfangreichste Literatur für Chorgesang ist aber hier kaum gekannt, sie ist ansprechend, und würde durch die Kirche selbst, wie ja auch in England, zum bleibenden Bedürfniß werden.

Suchen wir unsere Sangesschwestern heranzuziehen, sie werden schon folgen! Zeigen wir nur, daß auch die Sänger (wie ja unsere Turner) aus den engen Vereinskreisen heraustreten können, gehen wir vereint an die Werke unseres Bach, Händel, Beethoven mit dem Motto: „Ehre dem Alten, Bahn dem Neuen!" Gehen wir vereint an unser — deutsches Volkslied! Das Herz wird uns aufgehen, ziehet ihn an uns, unseren amerikanischen Mitbürger, damit er fühlt, wie unser Volk, wie unsere deutschen Meister für die ganze Welt empfunden — diesen Dank dem gastlichen Gestade.

A WEDDING SONG.

By Louis Neumann.

The die is cast, and to the Past
She turns with mournful eyes;
For, in review, she feels anew,
While tears attest her sighs,
That she has sold for filthy gold
Her heart's own Paradise.

The word is spoken, and in token
Of the discarded vow
She signs her name, thoug conscious shame
Is written on her brow;
And in her face there is a trace
Of guilt and woe, I trow.

The word is said, and with the dead
Is class'd the girl of yore: —
The girl, whose heart was Love's own mart,
Who riches did ignore,
Is not the same who sold her name
For gold and nothing more.

The bells do ring as if to sing
False love a long farewell.
And ah! the swinging and the ringing
Of paid-for wedding bell!
All its rhyming and its chiming,
'T will tell, 't will tell, 't will tell.

The bells do ring, and thus they sing:
"When Spring and Winter wed,
It is for gold that she was sold
Whome to the altar led
The ag'd upstart, whose stony heart
To Love is dead, is dead!"

The bells do ring, and thus they sing:
"When Love for gold is bought,
The wedding night will be a blight,
For Cupid never thought
That he would find a man so blind
Who love for money sought!"

Ein Hochzeitslied.

Deutsch von Georg Jurafchek.

Der Würfel fiel, sie steht am Ziel,
Doch rückwärts schweift ihr Blick,
Die Thräne rinnt, da sie nun sinnt,
Sie drängt sie nicht zurück:
Sie hat's gewollt, für schnödes Gold
Gab sie ihr Herzensglück.

Ach! es geschah, sie sprach ihr Ja,
Sie sprach es klar genug,
Den Namen schrieb, der ihr nicht blieb,
Sie hin mit festem Zug,
Doch tiefe Scham sie überkam,
Ihr heiß in's Antlitz schlug.

Hin gab sie sich, und todt für mich
Ist nun die Liebste mein.
Wie könnte sie, wie könnte die
Mein holdes Lieb wohl sein,
Die mein nicht blieb, ihr Herz verschrieb,
Für Gold und Gold allein!

Dein Glöcklein klingt. Mir scheint, es singt
Zu hell den Todtensang,
Fahr wohl mein Kind und Frieden find
Nach diesem letzten Gang
Bei Grabgeläut, das seltsam heut
Wie Hochzeitsjubel klang.

Die Glocke klingt, die Glocke singt:
Wenn Lenz und Winter frei'n
Dann kauft um Gold was jung und hold
Der grimme Alte ein;
Der alte Mann nicht lieben kann
Sein Herz ist Stein, ist Stein!

Die Glocke klingt, die Glocke singt:
Wer Lieb' für Schätze fand
Kein ehrlich Weib, einer Dirne Leib
In Hymens Joch nur spannt.
Ein Thor der Mann, der glauben kann
Daß Gold auch Herzen bannt.

Was würde meine Mutter sagen!

Wem eine Mutter ward zu Theil,
Treugut in allen Lebenslagen
Dem sei das Wort zu Rath und Heil:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Schon dort, in der Gespielen Chor
Will Jugendlust zu weit sich wagen
So steht der kleine Spruch davor:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Und geh'st du von der Heimath fort,
Stehst du allein vor ernsten Fragen,
Du kennst den Rath, sprichst du das Wort:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Du kannst dich weit verirren nicht
Geh'st auf den falschen Weg mit Zagen,
Wenn es noch leise in dir spricht:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Und ruh't sie schon auf Friedhofs Grund,
Sie ist Dir nah in allen Tagen
Führst Du das gute Wort im Mund:
„Was würde meine Mutter sagen!"

Marie Raible.

Saatzeit und Ernte.

(Nach dem Englischen von **J. G. Whittier.**)

Wie hoffend dem gefurchten Land,
Vom düstern Himmel überspannt,
Von dem der Schnee kaum weggethaut,
Der Landmann seine Saat vertraut.

So streuen wir im Sturmgebraus,
Der Freiheit gold'nes Saatkorn aus,
Und trau'n, daß wärm'rer Sonnenschein
Ihm bringe Keimen und Gedeih'n.

Wer nennt den Dienst der Freiheit schwer?
Wer fühlt in ihm nicht hoch und hehr?
Wen, der für sie zu kämpfen weiß,
Lockt nicht der Freiheit hoher Preis?

Wohl mag's im Buch des Schicksals steh'n,
Daß wir das reife Feld nicht seh'n,
Daß unsre Sichel nicht erklingt,
Wenn man die Erntelieder singt!

Doch wenn nach Gottes großem Plan
Wir treulich unsre Pflicht gethan,
War unser Tagewerk nicht schlecht,
Der Zeit und Zukunft wir gerecht.

Und in der Arbeit fanden schon
Wir Tag für Tag den besten Lohn;
Die Zuversicht, die Hoffnung hell,
Die Mittagsruh am kühlen Quell'.

Wär' auch das Leben nur ein Spiel,
Die kurze Spanne Zeit das Ziel —
Viel besser ist's: gekämpft, gestrebt,
Als träg' im Traume hingelebt!

Wie Korn sind wir in's Land gesä't,
Das keimet, sprießet, aufersteht;
Ob früh auch Gott uns rufen mag,
Dort oben winkt der Erntetag.

New York, N. Y. **Henry Faust.**

Ein Schattenbild.

Auf den hellen Silberwellen
Tanzt der leichte Rindenkahn,
Goldig schimmernde Libellen
Gaukeln auf dem nassen Plan.

Aus der Fluthen lichten Gluthen
Taucht ein lieblich Schattenbild,
Ach, mein Herz will schier verbluten,
Lächelt es auch süß und mild.

Denn die klaren wunderbaren
Augen hüllt ein Nebelflor,
Tiefen Gram zu offenbaren,
Quillt ein Thränenstrom hervor.

Aus den blauen Sternen schauen
Liebesleid und Seelenqual,
Sollen sie mir ~~offenbaren~~ verwahren,
Wer der Maid den Frieden stahl?

Augensterne! gar zu gerne
Blieb ich hier im Palmenland,
Doch mich ruft der Heimath Ferne,
Haltet mich nicht festgebannt!

Oft im Schooße, Tropenrose,
Birgt das Leben herbes Weh,
Düster sind des Schicksals Loose,
Armes Kind, ade, ade!

Cincinnati. **Kara Giorg.**

Der Virtuose.

Aus dem Spanischen von **Yriarte.**

Die Fabel hier, ob gut ob schlecht,
Sie bot sich — ganz von ungefähr.—

Auf einer Wiese sich erging
Freund Langohr — ganz von ungefähr.—

Fand eine Flöte, die der Hirt
Ließ liegen — ganz von ungefähr.

Beriecht sie lang' und schnauft hinein,
Versteht sich — ganz von ungefähr.

Und, wie natürlich, es ertönt
Die Flöte — ganz von ungefähr.

„Ei", spricht er stolz, „spiel' ich nicht schön?
Es sage jetzo Keiner mehr,
Daß wir von Musik nichts versteh'n!"

Wohl mancher Esel — o h n e Kunst
Trifft's manchmal — ganz von ungefähr. —

Brooklyn, N. Y., 4. Juli 1889. **Hugo Schelker.**

Botanische Studien und Wanderungen in und um New York.

Von **J. U. Blum**, E. N.

I.

Wenn wir es es wagen, in einfach belehrender und unterhaltender Weise uns mit der Pflanzenwelt zu beschäftigen, so dürfen wir nicht erwarten, Jedermann etwas Willkommenes zu bringen, wohl wissend, daß in diesem großen Lande der Entwickelung politischer Freiheit und Gleichheit noch zu wenig Sinn für die „lieblichste der Wissenschaften", der Botanik, herrscht. Wir haben uns aber bemüht, durch viele Anschauung und Beobachtung auf botanischen Wanderungen und Spaziergängen reichliches Material zu sammeln und Interessantes zu bieten, so daß Jeder, der einigermaßen Freude an dieser Wissenschaft besitzt, sich befriedigt fühlen mag. Vielleicht fühlt sich Mancher dadurch angespornt, die Wiese nicht allein mehr als einen Ballspielplatz und den Wald als einen einfachen Picnic-Platz anzusehen, und die Gärten als bloß mit Blumen geschmückte Spazierplätze zu betrachten, sondern sogar veranlaßt, sich die Pflanzen mit anderen Augen anzusehen und Interesse dafür zu zeigen. Denn, „wie die ganze Natur, so ist auch die Pflanzenwelt uns eine Hieroglyphe des Ewigen; in den ird'schen Gestaltungen suchen und finden wir Deutungen auf ein überirdisches Dasein." (Dr. Schleiden.)

Wenn der Frühling hier kommt und die Erde gleichsam erwacht aus dem langen Winterschlaf, dann beginnt die Natur mit tausend Kräften zu schaffen und zu treiben, um gleichsam in Eile das Versäumte, das Verspätete nachzuholen. Denn bekanntlich blühen die Bäume hier erst zur selben Zeit wie in Upsala, im südlichen Schweden. Nicht gleich dem Frühling Deutschlands und der Schweiz, welcher allmälig sich entfaltet und eine Blüthengestalt nach der andern in voller Schönheit ausbreitet, wird der nordamerikanische durch kaltwehende Winde und Regengüsse lange zurückgehalten; dennoch ist's auch ein Frühling, ein zwar kürzerer, aber desto sehnlicher erwarteter, und wird mit Freude begrüßt.

Wenn wir nun den Wanderstab nehmen, um die ersten Erscheinungen des beginnenden Lebens zu beobachten, so mag es sich treffen, daß man auf blühende Gewächse stößt, die als Lenzverkünder dem Frühling vorauseilen. Siehe, wie es um die Quelle schon grünt! Das ist die Kresse (Lepidium), ein unscheinbar Kraut, doch strotzend von Kraft und Gesundheit verleihender Stärke. Was schimmert uns so blau entgegen vom steinigen Grund? Sind's Veilchen? Nein, die schlafen noch. Es sind Leberblümchen (anemone hepatica), die, nach einem sinnigen Ausdruck Sanders', uns wie Kindesaugenaufschlag anmuthen; sie bilden erfreuende Lenzgaben des Waldgrundes, welchen sie lieben. Verwesendes Laub, einst Schmuck des vergangenen Sommers, deckt noch den Boden. Sprießen nicht eben aus dieser Verwesung zarte, grüne Stengelchen hervor, jedes mit einem weißen Blumenglöckchen an der Spitze behangen? Ihr kennt sie schon, es sind die schüchternen Schneeglöckchen (Galanthus nivalis). Schon als Knabe wanderte ich gern an den Waldsaum, um diese Blümchen zu pflücken, hoffnungerweckende, liebliche Gebilde. Die Zwiebel dieses lilienartigen Gewächses, wie diejenige der Vogelmilch-Blume (Ornithogalum) dauert drei Jahre und darüber. Der Blumenstengel ist immer über der Erde.

Es ist ein heller, freundlicher April tag. Die blauen Veilchen (Viola canina) erscheinen in einem vertieften Thälchen, welches voll wilden Gesträuchs steht. Die ersten offenen Blüthen des gefleckten Hundszahnes (Erythronium maculatum) mit grünlich gelber, zur Erde geneigter Blume, sind zu sehen. Zur Mittagszeit breiten sie sich ganz aus, so daß sie eine Sternform bilden, Morgens und Abends findet man sie geschlossen oder nur halb geöffnet. Das Hainwindröschen (Anemone nemorosa) mit sternartiger, zarter Blüthe, sechs weißen, purpurgestreiften Kronenblättern und ebenso vielen gebogenen Staubfäden mit rosenrothen Staubbeutelchen, trägt bei trübem Wetter seine Blüthen nickend, bei heiterm Wetter aufrecht. Die Erlen am Bache hängen ihre getrennten Blüthen, Kätzchen genannt, in reichlicher Fülle nieder, ebenfalls die Korbweide.

Eine Art Arisaema wächst längs des Gewässers, mit braungeflecktem Blatt, das gleichsam wie eine Windel den verborgenen Blüthenkolben umschließt, oben die Spitze umbiegt, so daß nur das Gesichtchen des Blumenkindes herausschauen kann. Innen ist dieses seltsame Gewächs dunkelbraun, purpurgefleckt, und der Blüthenkolben hat Aehnlichkeit mit einer Ananasfrucht.

Es ist immer noch Vorfrühling; die Büsche noch unbeblättert. Die Weidenbäume schimmern im ersten gelblich lichten

Grün. Die Vögel kehren zurück und verkünden laut durch Gesang die Freude an der wiederkehrenden schönen Zeit und an der wieder gefundenen alten Heimath, wo sie geboren und wo sie ihre Kindheit verlebt hatten.

Als Vorboten und Verkünder einer größeren Blüthenschaar erheben sich schon hier und dort die zarten Sternchen der Houstonia coerulea (Oldenlandia) mit ihren lichtblauen, vierblättrigen Kronen, deren Grund am Trichter gelb ist. Diese niedlichen Blumen drängen sich in Büscheln und Gruppen eng zusammen, gleich Sternbildern.

An Gewässern, belebt von zahlreichen Fröschen, schaut pretentiös die Kuh- oder Dotterblume (Caltha palustris) mit orangefarbigen Blumen aus den saftgrünen Blättern hervor. Sie wächst an Wassergräben und feuchten Wiesen in ganz Europa, Westasien und Nordamerika und entfaltet ihre großen, goldgelben Blumen schon im April. Sie ist scharf, wie die Winternießwurz und Hahnenfuß, doch werden die Blüthenknospen als deutsche Kappern ohne Nachtheil genossen. Kraut und Blumen gebraucht man medicinisch.

Um diese Zeit kann man auch einen selten anzutreffenden Strauch in Blüthe finden, im Wald, an den Ufern rieselnder Bäche; es ist der Gewürzstrauch (Lindera Benzoin). Linné nannte ihn Laurus Benzoin, Nees v. Esenb. nannte ihn Benzoin odoriferum, doch führt er heute den Namen Thunberg's: Lindera Benzoin, dem schwedischen Botaniker Linder zu Ehren. Seine Zweige sind aromatisch und der Strauch nahe verwandt mit dem Sassafras. Die Blätter erscheinen nach den Blüthen.

Die Trauerweide (Salix babylonica) ist der Herold der Baumwelt; ein zartes Lichtgrün umflort erst ihre tiefherabhängenden Zweige, nach und nach sich dunkler färbend. In Gartenbeeten ist es der Crocus (Krokus) (Crocus vernus), in welchem die Alten den Sieg des Lichtes feierten, der als erster Frühlingsbote der Gartenblumen erscheint, in weißen, gelben und violetten Kleidern. In Griechenland und den Ländern des Mittelmeeres erscheint der Krokus auch als Blume des Herbstes. Der Crocus sativus war bei den alten Griechen der Aurora geweiht. Von ihm stammt der Safran, die getrockneten, gelbfärbenden Narben der Blüthe. Der schöne Lerchensporn (Corydalis nobilis) blüht oft schon im April, gehört zur Familie der Dicentra und treibt hellgelbe Blüthentrauben. Er hat, eine flüchtige Frühlingserscheinung, bald sein Tagewerk gethan und alle Spuren seines Daseins scheinen verschwunden zu sein. In Deutschland, woselbst er auch Kuckucksblume heißt, war er einst dem Gott Donar geweiht.

Die ersten, eben sich öffnenden Blüthen der wohlriechenden Lonicera fragrantissima erscheinen, den Blättern vorauseilend, mattweiß und zart, alle Zweige des ästereichen Strauches ansehnlich füllend. Die wirklich süßduftenden Gerüche werden dem Frühlingswind preisgegeben, dem Lenzodem der Allmutter Gäa. Die japanesische Quitte (Cydonia japonica) bereitet sich eben vor, den herrlichen Purpurmantel zu weben. Unter den Tritten rauscht das dürre Laub des Waldes, die Winde tragen den Staub verjüngten Lebens in weite Fernen. Traubenhyacinthen blauen, dunkel wie der Himmel des Südens; gelbe Narcissen neigen, gleich einer morgenländischen Schönen, ihr offenherziges Auge zu der Erde, während hoch über alle die Kaiserkrone (Fritillaria imperalis), ein Kind Persiens, ihre schönen rothen Glocken im ersten Glanz des Frühlings um ihren stolzen Schaft reiht, tief gesenkt, so daß Niemand die verborgene Schönheit des Innern, des Allerheiligsten, sieht, sowie den Tropfen, der als schwere Thräne dem Grunde der Blüthe entquillt und zur Erde fällt.

In Laubwäldern wächst gern das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), auch eine frühlingsverkündende, freundliche Pflanze, deren rosen- und karminrothe Blüthen sich nach kurzer Zeit in schöne blaue verwandeln.

Die Wiesen und Waldsäume ziert die „Frühlingsschöne" (Claytonia virginica). Die in stolzes Gelb gekleidete

Liebliche Blume,
Primula veris,

findet sich hier nicht wild; dagegen wächst eine später blühende Art (Dodecatheon Meadia) in Pennsylvanien, mit einer Menge Blüthen von herrlicher Rosenpurpurfarbe an der Spitze des langen Stiels. Wegen der eigenthümlichen Form der Blüthen hat man der Pflanze in einigen Theilen des Landes den nicht unpassenden Namen Shooting Star (Sternschnuppe) gegeben.

O komme bald, du frühlingsschöne
Ostara, die mein Ohr erlauscht,
Komm' her im Windesfluthgetöne,
Das durch der Thuja Zweige rauscht.
Umbrauf' ihr ew'ges Grün der Locken,
Der Blattgeflechte reiches Haar,
Daß bald die schnee'gen Maienglocken
Erklingen leis und wunderbar.

Manche der im April blühenden Blumen waren einst in Deutschland der Ostora, der

lieblichen Frühlingsgöttin unserer Altvordern, geweiht, so das Gänseblümchen, die Küchenschelle (Pasque), die Dotterblume, auch das später blühende Maiblümchen.

II.

Mai.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen,
Ihre schönsten Weisen: Welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag.
(Simrok: Walther v. d. Vogelweide.)

Der Cornus floridus (Dogwood) schmückt gleich anfangs dieses Monats die Wälder mit Blüthen. Bei ihm ist's auch der Kelch, welcher Blumengestalt annimmt und sich schneeweiß färbt. Die Krone des Baumes bedeckt sich über und über mit Blumen und gewährt einen erfreuenden Anblick. Die Blätter kommen erst später. Zu dieser Zeit erscheinen auch die goldgleißenden Ranunkeln auf den Wiesen, entfaltet die Columbine ihr zartes, erst röthliches Laubwerk und die ersten Blüthenknospen, die wohlriechende Pfeffermünze ihre sammetweichen Blätter; vereinzelte Kirschbäume stehen im weißen Brautkleid, sowie im rosenrothen die Pfirsichbäume. In Gärten prangt die Zwerg-Iris (Iris pumila), veilchenfarbig, und Johannisbeerbüsche.

Die Insektenwelt ist schon regsam, Bienen und Hummeln summen um die Blüthen, Spinnen erwachen; Vögel singen und Bächlein rauschen und Quellen rieseln, während eben die Buchen sich belauben, unter denen die seltenen gelbblühenden Veilchen sich zu entfalten beginnen, von C. W. Bryant so schön besungen:

Wenn Buchen knospen in dem Hain,
Im Wald ertönt des Finken Schlag,
Blickt schüchtern das Gelbveigelein
Aus dürrem Laub hervor zum Tag.
(Uebers. v. N. Müller.)

Am Ende der Manhattan Insel findet sich auch das Vogelfußveilchen (Viola pedata), das schönste von den sechszehn Species wildwachsender Veilchen in den nördlichen Staaten. Es hat zartgeschnittene, reinliche Blätter und sehr große Blüthen, welche über die Blätter ziemlich hervorstehen und schön violett-purpurfarbig sind.

Selten sieht man den regelmäßig gestalteten goldgelben Stern der Ixia oder Hypoeis (Betlehem Star), eine lilienartige Blume. Dagegen erscheint zahlreich, ebenfalls in schönes Gelb gekleidet, das Fingerkraut (Potentilla Tormentilla) und Reptans, das kriechende; Arisaema triphylla mit dem seltsam gestalteten Kelch und die Hundszunge (Cynogloseum), eine übelriechende, aber medicinisch einst vielverwendete Pflanze mit weichen, blätterreichen Stengeln und dunkelroth schimmernden zahlreichen Blümchen; Ranunc bulbosus, auch in Europa häufig allopathisch, jetzt homöopathisch angewendet.

In sumpfigen Gegenden erhebt sich zahlreich die Iris variegata, eine schöne Blume, allerdings nicht so prächtig wie die bald erscheinenden Schwertlilien der Gärten, die persische, florentinische und die deutsche, welche Ende Mai erscheinen und bis in den Juni hinein blühen. Siehe die Iris germanica. Mit blauen Frühlingsstandarten schmückt sie Gärten. Eine Knospe um die andere öffnet sie, jede mit dem Geheimniß der Farbennuancen umgeben, bis ihre Zeit um ist und sie wieder vom Schauplatz verschwindet. Woher bist du gekommen? Wer hat dich gesandt? Wer hat dich so stattlich gekleidet? — Du erfüllst deine Mission, welche dir ein höherer Wille bestimmt hat und bist eine ebenso räthselhafte Erscheinung der Natur wie der Mensch selbst.

Die Gestalten des Pflanzenreichs erscheinen jetzt in solcher Fülle, eine der andern folgend, daß es sehr schwer hält, sie gehörig zu berücksichtigen und ihre Schönheit hervorzuheben. Die Akacien und Robinien, Eingeborne der Thäler der Alleghanies und der westlichen Staaten, hängen ihre duftenden Schmetterlingsblüthen in Traubenform von den Zweigen herunter. Ein blühender Zweig der Robinie galt einst der indianischen Jungfrau als Symbol keuscher Liebe und wurde das Enblem so verstanden, wenn einem Jüngling überreicht.

Den Akelei's der Felder folgen bald diejenigen der Gärten, die Aquil Skinneri von Guatemala, prächtig scharlachroth, Aq. glauca vom Himalaya und Kaschmir, äußerst wohlriechend. Nordamerika zählt vier einheimische Arten: Aqu. canadensis, formosa, coerulea und brevistila, sämmtlich nordische Pflanzen. Strauchartige Azaleen prangen im Glanz der Frühlingssonne mit prächtigen Blumen, sowie die großblumige Magnolia, der stattlichste Baum der Wälder Florida's. An den Häusern und Verandas erhebt sich die rankende Wistaria chinensis, welche ihre blauen und zuweilen weißen Schmetterlingsblüthentrauben in reichlicher Menge herabhängen läßt. Rüstig entwickeln sich die mächtigen Blattgebüsche der Päonien, an der Spitze der Zweige die runden Knospen emportragend, während der Citysus schon mit Goldblüthen prangt. Lonicera fra-

grantissima ist ein zierlicher Strauch des Nordens mit bescheidenen, aber duftreichen Blumen von zarter Construction, eine anziehende, dankbare Pflanze.

Hollunder und Gundelrebe blühen, letztere an Ackerrändern, das große Schöllkraut, offizinell, zur Familie der Mohnblümler gezählt; Ajuga reptans, kriechender Günsel, mit schön blauen Blumen; die blaue Grasblume (Sisyrimb. bermuda), eine Irisart mit kleinen Blumen (Blue-eyed Grass). In schattigen Steineinfassungen zeigt sich Majanthemum bifolium, das Zweiblatt und das Salomonssiegel, eine Smilacena, welche in Oregon zwei Fuß hoch wird

In moorigen Torfwiesen blüht das Wollgras (Eriophorum angustifolium), 1½ bis 2 Fuß hoch, der Gegend eine anmuthige Färbung und Bewegung verleihend, wenn der leiseste Windhauch sie in wiegendes Schwanken setzt. Die Cyperaceen oder Scheingräser sind in Deutschland in 160 Arten vertreten. Die in Afrika noch, und früher im untern Nil reichlich vorhanden gewesene Papyrusstaude (Cyperus Papyrus) gehört auch in diese Familie. Wiesen und Wege, Ufer und Hügelabhänge tragen eine stattliche Anzahl Gewächse zur Schau. So die zur Nelkenfamilie gehörende Silene inflata, deren adernreicher, gezackter Kelch eine weitbauchige Gestalt besitzt. Gratiola offic (Hedge Hyssop), deutsch Gottesgnadenkraut, weißer Aurin, Hecken-Ysop, eine Antirrhinee, ist eine medicinisch vielgebrauchte, heftig purgirende Giftpflanze, dem Vergißmeinnicht ähnlich, bewohnt die kleinen fließenden Gewässer Veronica americana (Brooklime), während Veron. serpyllifolia jetzt gemein auf trockenen Wiesen vorkommt.

Unter Bäumen findet sich gerne der Vogelstern (Ornithogalum umbellatum), eine Liliacee, eine schöne Zierde der Maifluren, im weißen Blüthenstern sechs Staubfäden auf blattartigen Gebilden.

III.

Mai.

Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus.

(Geibel.)

Welche Thätigkeit der circulirenden Kräfte! Die weise, göttlich eingerichtete Natur weiß Alles zugleich in größter Vollkommenheit zu erzeugen. Die Bäume sprengen die schon im vergangenen Sommer vorbereiteten Knospen und füllen sich mit Blättern, jeder nach seiner Art. Welche Schönheit, welche Pracht entfaltet nicht ein einziger Kastanienbaum, wenn er in Blüthe steht, wenn jeder seiner Zweige den pyramidalen Blumenstrauß emportreibt, und der grüne Rasen unter ihm mit Tausenden und Tausenden von weißrothen und rosenrothen abgefallenen Blüthenblättern bedeckt ist. Der ganze Baum gleicht einem riesigen Blumenstrauß, welchen Mutter Erde sich zum eigenen Schmuck an ihre Brust gesteckt hat.

Zur Zeit, wann der feine persische Flieder eben aufblüht, runden sich auch die kugelig gestalteten Blüthendolden des Schneeballs (Viburnum opulus), noch in grünlichem Weiß, täglich der Verklärung zu reinem Weiß entgegen gehend. Wie schön sind die Mandelbäume (Amygdalus nana), jetzt in voller Blüthe stehend; wie viele Jugenderinnerungen bringen sie zurück aus jener südlichen Heimath mit den Myrthen- und Lorbeerhainen.

Auf die purpurnen Rosenblumen des Pyrus japonicus, voll leuchtenden Glanzes und mit fast unsäglichem Reichthum die Büsche füllend, senken sich die Schwingen des Honigseim suchenden Schmetterlings. Früh entpuppte Psyche, sei mir gegrüßt! Mit dir feiert die Natur ihre jährliche Auferstehung. Amseln flöten auf den Zweigen, Bienen summen und Lerchen wirbeln in den Lüften. Durch die Büsche huschen Perlhühner und Pfauen schreien in den Parks, gravitätisch über den Rasen stolzirend.

Zu dieser Zeit erscheinen auch die Tulpen (Tulipa Gesnaicana), mit ihren farbenreichen Gewändern, eine Blume alten Ruhmes, dem Orient entstammend, im Abendland aber schon Jahrhunderte gepflegt. Wegen ihres strahlendes Gewandes beseelte sie der Geist des Menschen mit verschiedenen Namen, als Sonnenauge, wenn sie lichtgelb, Geheimniß Gottes, wenn sie purpurfarben, Glückseligkeits-Elixir, wenn sie scharlachroth, und Gottes Güte, wenn sie weiß und rosa gesprenkelt ist.

Laßt uns nicht vergessen des bescheidener blühenden Goldlacks (Cheiranthus cheiri), der Lieblingsblume der Troubadours, der französischen Minnesänger des Mittelalters. Wie angenehm ist sein Duft, wie weich seine Blätter, wie schön seine Pyramide mit den dunkelgelben und braunen Blumen. Lichtblaue Blumen des Immergrün (Vinca minor) umranken die sonnigen Felsen und Mauern und schon schwellen die Knospen der Syringe, versprechend neuen Glanz und Reiz den kommenden Tagen.

Noch sei einer vielgepflegten, zwar meist in Töpfen gezogenen Blume erwähnt, des

äthiopischen Aaronstabs (Calla aethiop.) mit großen, herrlichen Blättern. Ihr zur Blume gewordener Kelch hat sich, nach Goethe, zur größten Farbenreinheit durch gearbeitet. Aus einem Blatt geformt ist ihr Kelch, welchem ein goldfarbiger Blüthen- und Fruchtkolben entsteigt Die Symbolik verleiht ihr eine religiöse Bedeutung.

Herrliche Blumengestalten liefert die Familie der Hyazinthen (Hyacinthus orientalis); im Oriente gar sehr beliebte Blumen. „Wegen der Schönheit der sechstheiligen Blüthen, wegen ihres würzigen Geruchs nimmt sie aber auch bei uns eine der ersten Stellen unter den Zierpflanzen ein." (Dr. Reichenbach.) Zauberhaft schnell sprießen die Stengel, umgeben von lanzettförmigen Blättern, empor; der Blumenstengel gefüllt mit glockenförmigen Gebilden, vom reinsten Weiß alle Schattirungen des Roth durchlaufend bis zum Dunkelblau, durchscheinend und schimmernd. Hyacinthen spielen bei den Türken, welche die Blumensprache wohl am vollkommensten ausgebildet haben, eine bedeutende Rolle.

Simbül: Ikimis bülbül.
Hyazinthengewinde:
Als Nachtigall ström' ich mein Lied in die Winde.
(Selam.)

Sünbül: Ben aglarim sen gül.
Hyazinthenblüthe:
Ich weine, spotte nur meiner Güte.
(Selam.)

Dieselbe Liebe menschlicherseits genießt die orientalische Narcisse (Narcissus poeticus). Ihre nickende Blume besteht aus sechs Blumenblättern mit einer zinnoberrothen Nebenkrone. Sie liebt es im wilden Zustande an Quellen zu wachsen, welche Eigenschaft die feinsinnigen, hochpoetischen Griechen zu schönen Sagen zu verweben wußten. Der Blume scheint ein elegischer Charakter anzuhaften. Laßt uns hören, wie sie ein arabischer Dichter besingt (Azzodin-al-Mokadessi), der die Narcisse selbst sprechen läßt:

„Mein Kelch, in dem es nie an labendem Thau gebricht, kleidet mich in der Reinheit Licht; ein smaragdner Stengel trägt meines Baues Gewicht, und Silber und Gold ist es, was sich zum Gewande mir flicht. Betrachtend, was mir noch fehlt, senk' ich mein Auge, von Scham eingenommen, und blick' auf meinen Heimweg, und wenn mein Tod wird kommen. Darum, daß ich niederschaue, ist, weil meine Mängel mir im Sinn, und ich sehe mit weitgeöffnetem Auge, zu betrachten, wo mein Weg führt hin."

Auf waldigen Felsenhöhen wiegen sich die rubinrothen Blumen der Columbine (Aq canadensis) im Winde. In Gewässern und Teichen sind zahlreiche weißblühende Callas (americana) in Blüthe (E. Newark), sowie eine Erika-Art, die Leucothae racemosa, Büsche, mit zahlreichen Blüthenständen gedrängt stehender, abwärts geneigter, krugförmig gestalteter, perlweißer Blümchen, ein erfreuender Anblick.

Sieh die schöne Nenuphare mit den herzförmigen, auf dem Wasser schwimmenden Blättern. Die einzelne gelbe Blume an der Spitze des porösen Stengels ist eine Zierde der Teiche. Sie erreicht die Größe einer Centifolie; die gelben Kelchblätter bilden eine oben offene Hohlkugel, in deren Mitte die zahlreichen Staubfäden einen Kranz bilden, aus welchem sich die kannelirte Säule des Stengels bis zur Höhe des Blumenblätterrandes erhebt, oben sich in eine runde, in der Mitte etwas vertiefte Fläche ausbreitend.

Sonett an G——.

Mein Leben war ein ernst Gedicht,
Ein Echo für der Völker Klagen,
Und selbst in meinen Jugendtagen
Erfreuten mich die Spiele nicht.

Ich kämpft' für Wahrheit und für Licht, —
Tollkühnes Ringen! eitles Wagen!
Beinah begann ich zu verzagen,
Da bracht' dein Engelsangesicht,

Da brachten deine Liebessterne
Mir plötzlich nah aus weiter Ferne
Mein lang gesuchtes Ideal!

Und aller Kummer, alle Schmerzen
In meinem nachtumflossenen Herzen
Verschwanden vor der Hoffnung Strahl!

Beaver, Pa. **Hugo Andriessen.**

Dramatische Rundschau.

Die Kunst ist tagesscheu geworden! — Die Kunst von heute wenigstens. Glückliche Zeiten mögen es wohl gewesen sein, da sich ernste Gestalten unter blauem Himmel im freien Kreis der Marmorstufen wiegten, der Toga weiche Falten um die kräftigen Glieder — da sich noch Natur und Kunst zu einer Harmonie verbanden .... Welch' anderen Anblick gewähren nicht heute unsere Theater, diese Menschenfallen, mit ihren Gaslichtern und Balkonen, ihren geputzten Damen und befrackten Herren. Die heutige Kunst scheut die Natur, und erst wenn diese sich verschließt, wagt es jene, ihre Pforten aufzuthun.— Und mit dem regen Leben, das sich nun zu entspinnen begann, hat auch das deutsche Theater sein Thor geöffnet und als erste Vorstellung dem Publikum Augier's „Hans Fourchambault" geboten.

Es läßt sich gegen diese Wahl für diese Gelegenheit Manches einwenden, allein wir sind auch hierfür dankbar. Hatte man doch die letzte Saison das neue Haus mit einer Offenbachiade eingeweiht!

Das Grundproblem des Stückes ist die Frage des illegitimen Sohnes. Allein diese Frage, auf die der Dichter unser ganzes Interesse gespannt hatte, ist ungelöst, der dramatische Konflikt feig umgegangen, und das Hauptthema durch nebensächliches Beiwerk täuschend in den Hintergrund gedrängt. Der Athem ist unserem Dichter während der Arbeit ausgegangen. So sehr vermeidet er seine eigene Frage, daß Fourchambault nicht nur nicht in den Konflikt geräth, seinen Sohn vor der Welt und vor seiner Familie anerkennen zu müssen, sondern ihm selbst die Strafe der Beschämung erspart bleibt.

Einen Augenblick mag dem Verfasser eine ernstere Lösung seines Problems vorgeschwebt haben, da er den Vater gewissermaßen im Sohne wiederholen zu wollen scheint .... Aber es geht ihm wohl darin, wie Anderen. — Ich hatte einst das Glück mit Auerbach und Vischer zusammen zu sein und es kam zu längeren Auseinandersetzungen über Auerbach's Schreibweise. Am Schlusse sagte dieser: „Ja, weißt Du, Vischer, daß Du Recht hast, sehe ich ein, aber ob ich auch die Kraft hätte, es besser zu machen, das ist die Frage." Gewiß ein bescheidenes Wort des ob seines vermeintlichen Hochmuths vielgeschmähten Dichters.

Es fiel uns unwillkürlich bei Augier ein.

Auch lassen Aufbau und Handlung Manches zu wünschen übrig; sie sind nicht einheitlich, nicht streng logisch; es entwächst nicht, wie bei einer guten Architektonik, eines mit Nothwendigkeit dem andern.

Nichts destoweniger fesselt das Stück durch seinen wunderbar fein gearbeiteten Dialog, der von Geist und Liebenswürdigkeit übersprudelt, unversiegbar wie eine Quelle, und den Hörer in stetem Zauber hält — da mischen sich alle Elemente leicht und bunt zu einer wunderbaren Harmonie.

Ein weiterer, großer Vorzug des Stückes liegt in der vollendeten Detailmalerei, und die Art wie der Dichter uns das Leben im Hause Fourchambault zeigt, ist meisterhaft. Es ist die schönste Mosaikarbeit, der feinste Genre, aber ein Drama ist es nicht.

Mit der Aufführung hatte man sich Mühe gegeben An der Ausstattung war Nichts das störte, und das ist Alles, was man verlangen kann.

Die Haltung der Schauspieler war eine rühmenswerthe; man hatte Fleiß auf diese Feuerprobe verwandt. Trotz der Tüchtigkeit der Einzelleistungen gelang es jedoch nur selten, den leichten französischen Gesprächston zu finden, der uns Deutschen so schwer fällt. Die Einzige, der dies wirklich glückte, war Fräulein Leithner, die sich von den neu engagirten Mitgliedern am vortheilhaftesten einführte. Fräulein Leithner ist eine sehr angenehme Erscheinung, die sich möglichst geschmacklos zu kleiden und zu schminken weiß, und zeigte in der Rolle der Marie Letellier Schule und Begabung. Ihr Organ ist weich und zu Herzen sprechend und sie gebraucht es vortrefflich. Ihre Aktion ist von einer bezaubernden Natürlichkeit, die sie selbst im höchsten Affekt — trotz aller Kraft — nicht verläßt; sie ist nie theatralisch, sondern durchfühlt ihre Rolle wahrhaftig. Frl. Leithner ist für das Theater ein schätzbarer Gewinn. Nicht minder ist dies der Fall mit Fräulein Weinert. Zwar gelang ihr Madame Bernard nicht in allen Stücken, aber sie war besonders in den pathetischen Scenen vornehm und wirksam. Ihr Tritt ist für das leichte französische Machwerk zu schwer, sie muß es lernen, mit Grazie vom Kothurn herabzusteigen.

Herr Ottbert gab den Bernard, und er entzog sich dieser ihm fernliegenden Rolle mit Kunst und Geschick.

Fräulein Schmitz gab Madame Fourchambault. Frl. Schmitz ist in ihrem Fache eine ausgezeichnete Schauspielerin; sie wird aus jeder Rolle etwas machen; sie läßt sich nichts entgehen, keinen Treffer, kein Wort,

keinen kleinsten Vortheil ihrer Rolle. Aber ihr fehlt Feinheit; so grob handwerksmäßig ist denn doch eine Madame Fourchambault nicht. Frl. Schmitz dürfte sich vor allem einen vornehmeren Ton anzugewöhnen haben.

Von den übrigen Mitwirkenden muß noch Herr Haak als Baron Nastibonlois genannt werden. Er erntete Beifall beim Publikum, eine ernstliche Kritik kann ihm solchen nicht gewähren. Herr Haak arbeitet mit Fleiß und Liebe, das ist sein Verdienst. Aber was Herr Haak bietet, ist nicht Natur, sondern Karrikatur. Ein Aufputzen mit alten Komödiantenkniffchen à la Haase, um die Menge zu bestechen! Möge man uns doch endlich mit dieser Haaserei verschonen. Diese zahllosen Nachahmer erreichen ja ihr Vorbild so wenig, wie eine Kopie ein Original. — Im Uebrigen ist Haase zu gleicher Zeit mit den Stücken, in denen er Triumphe feierte, veraltet. Haase wäre heute Haase nicht mehr. Für seine Zeit war er groß, war er ein Reformator der Bühne und entzückte mit Recht durch den gänzlich neuen Ton, den er in die Schauspielkunst einführte.

Ist es aber schon zweifelhaft, ob wir noch heute an manchen unserer alten Bühnenheroen so recht Gefallen fänden, eines ist sicher: Ueber Haase ist unsere Zeit hinaus. Seine „Kabinettstücke" gleichen reizenden Meißener Porzellanfiguren, aber es sind keine Menschen mit Fleisch und Blut und Lebenswärme. Das Original ehrte man mit Recht; mit der faden Nachahmerei ist's genug.

Das Ensemble war gut, die Vorstellung eine abgerundete und erntete Beifall.

Die zweite Novität der Saison diente sehr dazu, das neuerwachte Interesse für die deutsche Bühne auf den Höhepunkt zu treiben. Es war Ibsen's „Nora, oder ein Puppenheim", eine treffliche Wahl, denn Nora ist unter den Ibsen'schen Stücken weitaus das bühnengerechteste. Die Handlung des Stückes ist in letzter Zeit so oft dargestellt worden, daß wir sie als bekannt voraussetzen dürfen; um so weniger ist dies aber der Fall mit dem Gedanken, dem eigentlichen Inhalte. Der Gipfelpunkt desselben liegt nicht so sehr in dem „Wunderbarsten" („daß ein Zusammenleben zwischen Nora und Helmer eine Ehe werden könnte"), als in den folgenden Worten des Zwiegesprächs:

Helmer: Vor Allem bist Du Gattin und Mutter.

Nora: Das glaub' ich nicht mehr. Ich glaube, vor Allem bin ich ein menschlich Wesen.

Ibsen weist dem Weib eine höhere Stellung an, das ist die Grundidee seines Stückes; und darin hat er Recht. Die Frau soll nicht nur, gewissermaßen, durch ihren Mann ihre Existenzberechtigung finden. — Erinnern aber jene Worte nicht unwillkürlich an das Lessing'sche: „Sind wir Christen, eh' wir Menschen sind?"

Erst ist Nora Mensch, dann ist sie Gattin und Mutter. Oder vielmehr kann sie erst, indem sie die Pflichten gegen sich erfüllt hat, den höheren Pflichten der Gattin und Mutter gerecht werden. Das „Zusammenleben" zwischen Nora und Helmer ist deshalb keine „Ehe", weil Nora nicht die Erziehung genossen hat, um mit ihrem Manne auf einer Stufe zu stehen, um ihm Freundin und Gattin, ihren Kindern Mutter und Erzieherin zugleich sein zu können.

Daß aber Nora, weil sie ihre Pflichten nicht ganz erfüllen kann, sie gar nicht erfüllen soll, ist — seltsam. Und man glaubt gar nicht, wie viele junge Köpfchen diese Nora verdreht hat.

Vor Allem hätte sie doch das Wohl ihres Mannes, der sie liebt, und dem sie das Leben ihrer Kinder dankt, über ihr eigenes zu stellen, hätte für diese Kinder, die sie einmal gegen deren Willen in die Welt gesetzt hat, nach bestem Vermögen zu sorgen und an ihnen die Sünden zu vermeiden, die an ihr begangen wurden, — aber nicht, wenn es ihr gerade beliebt, davonzulaufen.

Im Uebrigen ist Nora schon in dem Momente, da sie Helmer verläßt, das, was zu werden, sie von ihm geht. Helmern selbst aber ist der Funke der Wahrheit so tief in die Seele gedrungen, seine Liebe zu Nora eine so innige, daß ein Von-einander-gehen als unnatürlich und gewaltsam erscheint. Im Uebrigen ist Helmer nicht so veranlagt, daß man ihm auch nur einen Augenblick die Worte, welche er in seiner wohlberechtigten Erregung ausstößt, als ernsthaft hinnehmen könnte. Dabei kennt Helmer zu Anfang nicht einmal die Gründe, welche Nora zu ihrer Fälschung führten.

Ueberhaupt, hat Nora ihren Mann und ihre Kinder je wirklich geliebt, so wandelt sich diese Liebe nicht so schnell in Gleichgültigkeit und Kälte; ächte Liebe trägt Opfer und Unrecht.

Auch hat der Dichter Nora in den früheren Scenen nicht als einen Charakter gezeichnet, dem man die letzten glauben möchte. Dieses Wesen, das so ganz nur von der warmherzigsten Subjektivität beherrscht ist, sollte plötzlich mit der kalten Objektivität eines psychologisch-philosophischen Professors Ver-

gangenheit und Zukunft mustern, und alle socialen Fragen der Gegenwart? Auch gelingt es mir nicht, trotzdem Ibsen die beiden ganzen ersten Akte gewissermaßen zur Exposition benützt, das Zusammenleben Helmer's und Nora's als besonders unglücklich zu empfinden; im Gegentheil scheint es in all' dem Sonnenschein nur an Prüfungen zu fehlen, um ihre Liebe vollends zu vertiefen.

Daher kommt es auch, daß der Zuschauer selbst im letzten Augenblicke nicht daran glauben kann, daß die junge Frau ihren Entschluß wirklich ausführen werde; der Schluß drängt sich einem nicht als die einzige, nothwendige Folge der Prämisse auf, er entspinnt sich nicht natürlich und ungezwungen dem Vorhergehenden. Nichts destoweniger ist die Wirkung dieser Schlußscene, wenngleich peinlich, doch bedeutend, und es gelingt dem Dichter, uns auf's Tiefste zu erschüttern.—

Nur ist an Ibsen im Allgemeinen etwas Knöchernes, etwas pädagogisch Trockenes, man möchte fast sagen Philisterhaftes. Auch bildet er seine Handlungen nicht aus seinen Charakteren, sondern seine Charaktere aus seinen Handlungen oder aus seiner „Idee". Oft modelt er dieselben wie er sie gerade zu seiner Handlung braucht, was z. B. die Gestalt der Frau Linden, dieser Ibsen'schen dea ex machina, deutlich zeigt. Aehnliches gilt natürlich von Nora — Probleme in Rock und Strümpfen.

Wenn wir vorerst an Ibsen zumeist einen Theil seiner Schattenseiten aufgedeckt haben, so geschieht dies ob des allgemeinen Jubelgeschreies der Ibsen-Fanatiker, welche ihren Dichter als den Propheten des Dramas, als den „Dramatiker par excellence" ausposaunen und ihn gar so gerne z. B. mit Hebbel auf eine Linie stellen möchten. Dabei ist in Hebbel's „Brunhilde" mehr nordische Poesie als in Ibsen's gesammelten Werken. Da finden wir jene kalte Größe, jene zermalmende Wucht, jene unerbittliche Konsequenz, aber nicht die trockene Pastorenpoesie sogenannter nordischer Poeten.

Nichts destoweniger bleibt Ibsen's Verdienst ungeschmälert; er hat es fast allein — mit Ausnahme des trefflichen Björnson — gewagt, die tiefsten Probleme der Zeit aufzudecken und an dem trägen Geist seiner Zeitgenossen mächtig gerüttelt. Er hat Tiefe und Ernst in die stets seichter werdende Dramatik unserer Tage gebracht und sie auf ein neues, schon verlassenes Feld ihrer Thätigkeit zurückgeführt. (Wird anderseitig stark bestritten. Anm. d. Redakt.) Mag es auch höchst zweifelhaft sein, ob Ibsen sich selbst überleben wird, eines ist sicher: sein Einfluß ist ein bleibender; und das ist ein hoher Ruhm.

Die Darstellung des Stückes war eine leidlich gute. Ein großer Theil des Erfolges muß Frl. Leithner zugerechnet werden, welche die schwere Kunst verstand, dem Charakter der Nora Leben und Wahrheit einzuflößen.

Ein gleiches Lob kann dem Darsteller des Helmer — eines vortrefflich gezeichneten Charakters — leider nach keiner Hinsicht gezollt werden. Herr Ottbert ist gewiß ein liebenswürdiger Künstler, ein vortrefflicher Bonvivant, aber solcher Aufgaben sollte er sich enthalten wollen und — können.

Herr Meyer befriedigte in der Rolle des Günther. Die Frau Linden gab Frl. Kuhn. Frau Linden ist eine Lieblingsgestalt Ibsen's und kehrt öfters bei ihm wieder; in der Darstellung des Frl. Kuhn konnte man sie jedoch durchaus nicht wiederfinden; nicht einmal im Aeußeren. Die arme Frau, „die auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten" und nach Arbeit sucht, läßt Frl. Kuhn im Spitzenkleid, Pelzmantel und kokettem Barett erscheinen. Da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf. — Herr Haak gab den Dr. Rank gut; hätte jedoch Herr Haak den Schmerz dieses Mannes mehr als einen innerlichen gezeigt, statt rein äußerlich, so wäre wohl die Wirkung tiefer und weniger abstoßend gewesen.

Der äußere Erfolg des Stückes war nicht der verdiente; schon die dritte Wiederholung brachte ein leeres Haus.

Als dritte Novität erschien Schönthan & Kadelburg's Lustspiel: „Die berühmte Frau" — Ihnen den Inhalt wiedergeben? Ja, wer das könnte, wer all' den tollen Unsinn erhaschen und ihm in's Antlitz schauen könnte. Aber schon an dem Titel werden Sie errathen, daß er sich an das bekannte Schiller'sche Gedicht anlehnt. Kann doch selbst das anspruchloseste Lustspiel nicht mehr ohne Tendenz sein. Alles ist Tendenz! Man darf sich nicht mehr in's Theater wagen, ohne sich vor einer Predigt zu fürchten. Selbst vor dem Ibsen'schen „Wunderbarsten" schrecken unsere Autoren nicht zurück und zeigen es — unter dem nicht mißzuverstehenden Beifall der Hörer — nach ihrer derben Art in einer Frau, die ihrer Familie ein sonniges Heim schafft und 14 lebendige Buben hat und 15 hätte, wenn der Fünfzehnte nicht zufällig — ein Mädchen wäre.

Das Stück steht thurmhoch über ähnliche französische Produkte, z. B. . . . „Madame Edouard" . . . . Es herrscht da eine frohe Lustigkeit, eine gesunde Biederkeit, ein an-

spruchsloser Humor, der aller Kritik die Spitze abbricht. Man denkt nicht, man lacht, man freut sich und weiß eigentlich gar nicht warum, aber man ist dem Autor gut, daß er uns zwei Stunden so lustig verträumen ließ. — Und doch ist der Einfluß dieser Stücke, besonders auf's Volk, ein durchaus veredelnder. Selbst wenn es nur die gemeine Alltäglichkeit in ein höheres Licht setzte, die gewöhnlichen Vorgänge des Lebens mit Poesie und Bedeutung umwebte, auch das wäre ein Verdienst, und man braucht es gar nicht für seine kritische Pflicht zu halten, über diese guten Herren Autoren nach Vermögen seine kritische Nase zu rümpfen. Wenn sie nun vollends die Tendenz bei Seite schaffen wollten.....

Die Aufführung war eine vorzügliche, und wir freuen uns, einmal von Herzen volles Lob spenden zu können. Hier scheint das Völkchen so recht in seinem Elemente zu sein. Man kann nicht Einen hervorheben, ohne dem Andern Unrecht zu thun. Die Herren Horwitz, Haak, Ottbert, die Fräulein Burg, Schmitz, Schröder, Weinert, alle waren vortrefflich und das lustige Stück trug einen rauschenden „Lacherfolg" davon. Nachdem wir unseren Bericht schon geschlossen, trifft uns die unverhoffte Nachricht von Emile Augier's Tode; sie bedeutet einen schweren Verlust für Frankreich, wie für alle Welt. Denn wenngleich Augier an rein dramatischem Talente manchem seiner französischen Zeitgenossen nicht gleichkommt, so hat er doch in Stücken, wie "L'Avanturière," "Le gendre de Mr Poirier" und "La pierre de touche" Werke geschaffen, welche sich die unbedingte Hochachtung aller Zeitgenossen erzwingen müssen. In Augier verliert Frankreich einen seiner vornehmsten Dichter; er hat die dramatische Halbweltherrschaft kühn in ihre Schranken gedrängt — er hat keinen Kampf gescheut zur Wahrung der Poesie und seiner Ideale, und hat Tausende von Herzen erhoben und veredelt! — Ehre seinem Andenken.

New York, Oktober 1889.

Emanuel Baruch.

Abschied aus der Heimath.

Gestürzt von der Gefühle höchsten Leiter,
Wann inn're Thränen dich wie Kohlen brennen
Vom liebsten was die Erde giebt sich trennen,
Doch trocknen Auges und wie sonst so heiter —

Ist hart gewiß; indeß was ist es weiter!
Des Lebens Inhalt lernt ihr nimmer kennen
Bis wilde Schmerzen stürmend euch berennen;
Der Kampf allein erprobt und stählt den Streiter.

Am Ufer schied ich mit der Todeswunde,
Umringt von Freunden, dort im Sonnenscheine.
Da hat der letzte Kuß von ihrem Munde

Mein Glück mir ausgelöscht am schönen Rheine,
Und eine Perle, die erzitternd strahlt,
Die Blüthe meiner Seele karg bezahlt.

Sanomo, Cal.

Julius Dresel.

Gedanken.

Die Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit bemühten sich das Publikum zu der Höhe ihres Ideals emporzuheben; die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart finden es Vortheilhafter von der Höhe ihres Ideals herabzusteigen, um sich den Anschauungen und den Bedürfnissen des großen Publikums anzupassen.

Eine allzuraſche Entwickelung kann eher schädlich als nützlich wirken, wenn man dabei nicht Muße findet, über die Gestaltung und die Verwerthung der, durch den Fortschritt neu geschaffenen Verhältnisse ordentlich nachzudenken.

Arminius.

„Der Mörder".

Nach d. Engl. d. Edgar Allen Poe.

Ihr Sterne hell! Wie glänzt ihr diese Nacht,
Und du, o Mond, dein Silberlicht, es lacht
Mich an durch Eisengittter über mir.
Wie still ist doch die Nacht. Niemand mehr wacht!
Ich höre nichts; allein nur sitz' ich hier
In Ketten schwer, als wie ein wildes Thier,
Der Schrecken aller Welt, dem Tod gebührt!
Verflucht die That, die mich hierher geführt!
In diesen Kerker, öde wie das Grab,
Senkt sich kein Himmelstrost auf mich herab.

Und du, o Zeit! Wie träge ist dein Lauf;
Wie wühlst in meiner bangen Seele auf
Du ewig neu des Schuldigen Geschick.
Bin schuldig ich? Die Menschheit schwöret drauf!
Dann mag's so sein. Doch soll vor meinen Blick
Die That ich immer rufen mir zurück?
Muß leben ich, daß nie ich hören soll,
Die Stimme eines Freundes, trostesvoll?

Muß leben ich, ist für mich nichts denn da,
Als Höllentod, und 's Paradies so nah'?
Bin, Christus, todt ich dir? Der früh und spät
Dem Elend beistand, der für uns erfleht
Am Gottesthron die ew'ge Lieb' des Herrn.
Sag', bin ich todt für dich? Kann kein Gebet
Dich rufen her zu mir, der du so fern,
In diese dunkle Gruft? Ist jeder Stern
Der Hoffnung mir geraubt? Sag', ist die Schuld
So sühnelos, daß selbst des Himmels Huld,
Vergebung meiner That, nie werde mein?
Kannst du, Erlöser, ohne Liebe sein?

Verloren ich? Nie soll himmlische Gnad'
Mir Sünder werden? Nie soll ich den Pfad
Zur Wonne finden? Was! Ist dies mein Loos,
Die Hölle nur? Ist das, um was ich bat,
Verhallt vor Gottes Ohr? Ist sie so groß
Die Schuld, daß nur in Satan's Schooß
Mit ew'gen Qualen ist zu tilgen sie?
Mir dämmert's auf! O sehet, sehet! wie
Die Teufel alle nah'n! Was wollt ihr hier?
Hinweg! Hinweg! Was grinst und spottet ihr?

Ihr Teufel fort! Gilt mir der Hohn! Bin ich
Nicht schon gesunken tief genug, daß mich
Nichts rettet? Weh mir! Hört die Klagen
Gequälter Opfer! Seh't wie fürchterlich
Sie leiden, wie sie unter tausend Plagen,
Verspottet von Dämonen, Ketten tragen!
Seh't, wie sie stürzen in den Feuerschlund!
Seh't, wie die Teufel tanzen in der Rund!
Sind die von Stein? Ist nichts, das ihnen theuer?
Sie lärmen weiter um Jehovah's Feuer!

Welch gräßliches Geschrei dringt an mein Ohr?
Ich sehe sie. Mein Opfer tritt hervor.
Hört, wie ihr bleicher Mund um Gnade fleht;
Ihr Auge seht, das schon den Glanz verlor.
Ha! Wie um's Leben sie nun bittend fleht,
Wie sie die Hände hebt wie zum Gebet!
Weh mir! Kommt, Teufel, kommt und rettet mich
Von diesem Anblick! Satan, dein bin ich!
Komm, pein'ge mich, der Hölle Qual ist mild,
Thu', was du willst, zerstör' dies grauf'ge Bild!

Horch, was ist das? Sie kommen, sie sind da!
Gewiß! Der Hölle Rächer sind mir nah'!
Doch sieh'! Nein, nein! O Himmel! Ein Skelettt!
Was führt dich her! Ich kenne dich, ja, ja!
Sprich! Bist du stumm? Willst du von diesem Bett
Fortführen mich zur höllischen Folterstätt'?
Sprich Teufel! Was ist dein Begehr? Geschwind!
Kommst du zu holen dein sündiges Kind?
Nein, nein! Jetz erkenn' ich dich erst! Die Noth
Hat ein End!— Du bist's — der Tod,— der Tod!.

New York.

Walter Hoffmann.

Trübes Wetter.

Trübes Wetter, trübe Sorgen
Und umdüstert Aug' und Sinn;
Welke, falbe Blätter fallen —
Hoffnung sinkt auf Hoffnung hin!
Grämlich wie der graue Morgen
Seh' ich's welken und verblüh'n,
Und wie fluggelähmte Vögel
Die Gedanken traurig zieh'n;

Ziehen hin auf öden Wegen,
Wo kein Sang ermunternd schallt,
Ueber kahle Stoppelfelder
Nach dem alten, trauten Wald.
Ach! sein liebes, munt'res Regen,
All' sein Jubel ist verhallt!
Die entlaubten dürren Aeste
Seh'n mich an so starr, so kalt!

Murren hör' ich ihn und klagen,
Weil sie flieh'n sein luftig Zelt,
Weil die Vögel weiter ziehen,
Wenn das Laub vom Baume fällt.—
Lieber Wald, wir müssen's tragen:
Die im Lenz sich uns gesellt,
Fliehen vor den Wintertagen —
Wald, das ist der Lauf der Welt!

Milwaukee, Wis.

Otto Houbron.

Offener Sprechsaal.

Amerikanisch-Deutsch.

Im Anschluß des Artikels „Deutsch-Amerika“ im 3. Heft der „D.-A. D.“ mag es sowohl statthaft als zweckmäßig sein, durch einige Beispiele zu erläutern, wie der Deutsche dieses Landes seine Muttersprache nicht nur verlernt, sondern auch dieselbe geradezu verstümmelt, daß es seinem europäischen Vetter platterdings unmöglich ist, denn Sinn seines Jargons erfassen zu können. Daß der frisch Eingewanderte, sobald er an diesen Gestaden gelandet, anfängt, seine ihm vererbte Sprache mit den Lauten einer fremden zu vermengen, soll ihm an dieser Stelle nicht zum Vorwurf gemacht werden; auch nicht, daß er sich befleißigt, die fremde Sprache, welche ihm zu seinem Fortkommen förderlich sein mag, sobald wie möglich sich anzueignen. Wenn er aber seine eigene Sprache, in welcher er zeitlebens fortfahren wird, zu denken und zu fühlen, mit einem von der fremden Sprache übertragenen Wortschatz bereichert, so kann ein solches Verfahren nur verdammt werden, wenngleich ich mir nicht einbilde, daß alles Schreiben, Sprechen und Wettern gegen diese Unsitte einen Wandel schaffen könnte; aber daß gewisse Literaten es nicht mehr zu Wege bringen, sich eines unverfälschten Deutsch zu bedienen, kann denen um so weniger zur Ehre gereichen. Manche aus dem Englischen übersetzte Berichte oder Depeschen sind durchaus undeutsch.

Ein angesehenes Blatt nahm keinen Anstand, den Bericht über das Befinden eines hohen Kranken mit der üblichen Ueberschrift zu vermerken, daß derselbe wieder besser *fühle* — ohne auch die Absichtlichkeit einer solchen Deutschverderbung durch gewisse Abzeichen nur anzudeuten. Womit der Betreffende fühlte, hatte man näher anzugeben nicht für nöthig erachtet. Fühlen ist im Deutschen im Gegensatz zum Englischen rückbezüglich, man sollte denn mit den Zehen oder Fingerspitzen fühlen wollen. Daß jeder Eingewanderte, der nur drei Tage die amerikanische Luft eingesogen, ein solches Undeutsch schon verstehen gelernt, darf nicht bezweifelt werden, aber daß eine deutsche Zeitung, welche mit der Sprache Handel treibt, sich nicht scheut, ein solches Deutsch zu verbrechen, kann doch nur mit Abscheu begegnet werden.

Ein anderes Wort, das sich die Zeitungen noch zu enthalten scheinen, ist: *gleichen*. Während es im Deutschen nur eine Vergleichung zwischen Personen oder Gegenständen ausdrücken kann und somit den dritten Fall regieren muß, wird es hierzulande gemäß dem Englischen to like zu einem zielenden Zeitwort in den vierten Fall erhoben. Wenn Einem etwas nicht paßt oder gefällt, so *gleicht* er es einfach nicht — und er ist fertig. Wie aber will ein Solcher eine wirkliche Vergleichung ausdrücken? Das englische Wort drückt Beides aus. Aus demselben Grunde sollte man es nicht auch dem Deutschen anzwängen wollen.

Ein Anderer kann *sein Leben nicht machen*. Hat das überhaupt schon Jemand gekonnt? Er kann sich nicht seinen Unterhalt verschaffen, oder — wenn das Leben durchaus dabei sein muß — seinen Lebensunterhalt, aber niemals sein Leben. Das englische Wort ist übrigens living und nicht life, wie der Deutsche übersetzt. Ein schrecklicheres ist das Wort „*Einiges*“, welches ebenfalls dem englischen any nachgebildet. Jemand darf *einige* Zeit kommen. Warum nicht allezeit? Ein Anderer erlaubt sich, *Einiges* zu sagen. Also nicht Alles, sondern nur einen Bruchtheil von dem Ganzen. Unzählig sind die wörtlichen Uebertragungen, wie: Für etwas warten, — gut ab sein, — ein Jahr zurück u. s. w. Welcher Laie versteht dieselben?

Es ist heutzutage schon eine besondere Geschicklichkeit für den Deutschen dieses Landes, sich von derartigem Kauderwelsch frei zu halten; und doch scheinen Manche etwas darin zu finden, sich auch in der Schriftsprache solcher Ausdrück zu bedienen. Wenn ich oben die Tageszeitungen schon in meiner kleinen Musterung berührt habe, so muß ich leider wahrnehmen, daß auch die D.-A. D. von diesem Tadel nicht ganz freizusprechen ist, welche doch in dieser Beziehung als ein Muster dastehen sollte. — Die Verse in dem Gedicht „Glaube“ zu Anfang des dritten Hefts sind nur mit einzelnen Ausnahmen deutsch-deutsch, die anderen aber sämmtlich amerikanisch-deutsch nach der englischen Formel to believe in, welche das nicht ausdrücken, was der Autor sagen wollte. Das Deutsche „*an Etwas glauben*“ heißt: eine gewisse Zuversicht haben, daß die Sache in Wirklichkeit besteht, ohne es jedoch zu wissen; denn wo das Wissen anfängt, hört der Glaube auf. Das englische “I believe in doing right” giebt das Deutsche „*ich glaube an Rechtthun*“ nicht wieder, wie im Deutschen denn kaum der Ausdruck zu finden, welcher den englischen vollständig deckt. Die erster Strophe an besagter Stelle hebt an: *Ich glaube nicht an fromme Bibelsprüche*. Das ginge an, weil nicht die Bibelsprüche selbst, sondern

nur deren Bestandtheile und deren Zweck gemeint sein können, da der Bibelspruch kein selbstbestehendes Ding ist; aber wenn es weiter unten heißt: „Ich glaub' nicht an die Stirnen, jene glatten" und „nicht an den Mund mit stetem Lächeln," so heißt es auf Deutsch, daß man nicht glaubt, daß es glatte Stirnen und lächelnde Münder giebt — und das will der Autor nicht sagen. Zweifelsohne wollte er sagen, daß er demjenigen nicht vertraut, was ihm diese Dinge in ihrer besagten Eigenschaft zu sagen scheinen; warum denn nicht das richtige und viel schönere Deutsch wie in der zweiten Strophe wählen: Ich glaube nicht den Stirnen, jenen glatten ꝛc. Wenn das Erstere den Sinn des Letzteren wiedergeben sollte, wie will man dann ausdrücken: an einer Sache Zweifel haben, daß sie wirklich besteht? Formen, wie: „Ich glaub' an streiten mit den Mißgeschicken" bleiben dem Deutschen unverständlich.

Machen wir probeweise einmal den Vergleich mit der echt deutschen Fassung von „Mein Glaube" im zweiten Heft. Dort wird gesagt: „Ich glaub' an's Fegefeuer — das heißt Gemeinheit, die verwundet." Daraus müßte sich ergeben, daß uns die Gemeinheit als Vorbild hingestellt und somit zur Nacheiferung empfohlen würde, oder wie das Englische viel schärfer bezeichnet: "I believe in meanness!" Welche Verwirrung!

Ist dem Autor diese Form irrthümlich entfahren, so mag er sich recht wohl entschuldigt halten, falls jedoch eine Absichtlichkeit vorlag, so stellt er seinem Denkvermögen ein wenig gutes Zeugniß aus, abgesehen von der Sucht, die ihn etwa verleitet haben könnte, eine ungewöhnliche, daher undeutsche Form zu wählen. Ein Poet sollte der Sprache, welche er meistert, keine Zwangsjacke anlegen, sondern jeglichen Versuch, dieselbe in eine fremdländische Form zu pressen, verabscheuen!

Martin Witt, St. Louis, Mo.

Das hohe Lied des Pessimismus.

Aus der Feder des Herrn Eduard Leyh in Baltimore stammend, erschien in No. 5 der „D.-A. Dichtung" die deutsche Uebersetzung eines Gedichtes von Joaquin Miller, oder des Bruchstückes einer solchen, begleitet von einer außerordentlich günstigen Kritik, die sich so weit versteigt, das Poem als „Das hohe Lied des Pessimismus" zu bezeichnen.

Nach genauer Betrachtung dieser Blüthe amerikanischer Literatur ist in mir ein Urtheil über deren poetischen Werth gereift, welches demjenigen des Herrn Nies sehr schroff gegenübersteht.

Erwägend, daß in einer gesunden literarischen Polemik auch ein Förderungsmittel für die deutsche Literatur in diesem Lande zu erblicken ist, zögere ich nicht, die Begründung einer oppositionellen Kritik den Lesern der „D.-A. Dichtung" in Folgendem zu unterbreiten.

Geehrter Herr Nies!

Unmöglich können Sie das Miller'sche Gedicht sehr aufmerksam gelesen haben, sonst würde Ihrem kritischen Auge nicht entgangen sein, daß uns daraus nur ein übel duftender Haufen einander widersprechender und nicht einmal origineller Paradoxen entgegen starrt. Es mangelt dem Gedicht ferner an der logischen Conception, an dem ununterbrochen dahin rauschenden, schönen Fluß eines spontanen Seelenergusses. Weil die Brühe, in der uns das poetische Gericht gereicht wird, stark mit Weltschmerz-Butter, sehr ranziger freilich, angerührt ist, haben Sie, werther Herr Nies, sich verleiten lassen, ihm die Signatur eines „Hohen Liedes des Pessimismus" zu verleihen, obwohl ein fester Kern in dem Gefasel nicht vorhanden. Mir ist es, eifrigen Forschens ungeachtet, nicht gelungen, auch nur die leiseste Spur von etwas wirklich „Hohem" darin zu entdecken. (Das Aufthürmen von Alliterationen kann darüber nicht hinweg täuschen.)

Des Niedrigen, des Gemeinen fand ich aber nur allzuviel! Mit kaum verhehlter Wollust wälzt sich der Held des Gedichtes — doch wohl auch ein Sierra-Ritter — im Kothe der eigenen Schande und Niedertracht und an anderer Stelle jammert der Wicht dann wieder gottserbärmlich, weil ihn in dieser schnöden Welt kein Mensch mehr — lieben wolle! In blöden, giftigen Deklamationen wünscht er dem Universum deshalb den Untergang. Das hält ihn aber nicht ab, im nächsten Augenblick zu bekennen, daß ihm jetzt Alles „Wurst" sei, auch die Liebe, Mangels derer er eben noch die Welt zu Molekülen verreiben wollte. Er singt:

Ich hab' es verlernet, zu lieben, zu hassen,
Für mich hat das Leben nicht Segen noch Fluch:
Mich reizet nicht Zorn mehr, nicht liebend Umfassen (!)
Seitdem mir das Schicksal die Hoffnung zerschlug;

Solch' haarsträubender Widersprüche finden sich mehrere. Daß wir es in dem Sänger mit einem durch raffinirtesten Lebensgenuß blasirten, degenerirten, sogenannten „Ekel" zu thun haben, läßt sich aus Folgendem unschwer erkennen:

„'S gibt Nichts mehr, soweit sich die Erde auch dehnet,
Sei's Mädchenliebe, sei's Männergenuß, (!)
Sei's Manneshaß und sei's Frauenkuß;
Nichts, nichts wonach das Herz sich noch sehnet."

Ebenso an anderer Stelle:

Denn die Hände streckte ich frech in die Höh'
Zum Baum der Erkenntniß und pflückte mir alle
Die Früchte, — sie schmeckten wie Myrrhen und Galle.

Für den der Menschheit gegebenen freundlichen Rathschlag:

Geh' hin zu den Kühen auf blumigem Klee,
Sieh', wie sie grasen — auf saftigem Rasen;
Wie sie mußt du sorglos zum Tag hineinleben,
Um Menschen, um Ehre, um Achtung Nichts geben (!)

werden Sie, Herr Nies, wie alle Leser, sich gewiß höflichst bei dem biedern Sierra-Bummler bedanken, der indessen, gewohnheitsmäßig, im Nachsatz alles Vorhergesagte frisch, fromm und frei auf den Kopf gestellt und singt:

Denn ich hab's gethan und was hab' ich erlangt?
Hab' Jugend, hab' Jahre, hab' eifriges Streben,
Hab' Liebe, so glühend, als eiskalt die Welt,
Für glänzende, täuschende Lügen gegeben;
Gab Jugend, gab Jahre, gab Liebe für Geld (!)
Gab und empfing (!) — doch was hab' ich erlangt?
Die Hand ist mir leer und die Hoffnung gestorben,
Mein Gesicht ist vergessen und 's Herz ist verdorben."—

Das dabei mit unterlaufende Bekenntniß, für Geld gebuhlt und umgekehrt, Geld für die Buhlerei gegeben zu haben, ist ein für die Kritik dankenswerth aufrichtiges. Es sinkt damit auch der letzte Zweifel über die Natur dieser seltsamen Blüthe der Sierra. Das ist kein Pessimist, werther Herr Nies, das ist einfach ein übersättigter, schamloser Egoist, ein — Schurke!

Auch mit dem Tode will dieser echt amerikanische Halunke noch gaunern. Er kleidet die Absicht zwar in eine hochtönende, lächerliche Phrase, aber er singt wirklich wie folgt:

D'rum jag' ich nach Gold, wie bisher ich's getrieben,
Ich will einen Sarg voll Gold mir erwerben,
Um Frieden zu kaufen vom Tode, dem herben,
Wenn einst sich die Hände mir falten zum Sterben.

Nun, der Tod läßt glücklicherweise nicht mit sich handeln. Und wenn ihm Berge von Gold geboten würden, Frieden im Sterben schenkt er nur Denen, die versöhnt mit der Welt und der Menschheit dahingehen. Dergleichen Scheusale, wie sie in dem Joaquin Miller'schen Gedicht auftreten, läßt er gewöhnlich am Galgen oder auf einem Misthaufen am Wege, mit einer Verwünschung auf den häßlichen Lippen, verrecken.

Ob man es der „D.-A. D." als Verdienst anrechnen soll, ihre Leser mit amerikanischer Poesie dieser Sorte bekannt zu machen, ist eine Frage, die jeder Leser selbst entscheiden mag. Bei mir hat das Gedicht, bei allem Respekt vor Ihrer eigenen Ansicht, Herr Nies, fast Ekel hervorgerufen.

Uebrigens, werther College,

ganz der Ihre

Robert Thiem.

Brooklyn, im September 1889.

Ave Maria.

Noch denk ich, wie der fromme Sang
In fremder Sprache fremdem Laut,
So tief dem Kind zu Herzen drang,
So märchenhold, so sinnvertraut.

Ave Maria schien ein Beten
Voll wundermächtiger Gewalt,
Ein Segen Allen, die so flehten,
Ein milder Trost, ein fester Halt.

Ave Maria — hör' ich's wieder,
Es ruft den Glauben nimmer wach,
Als bannt' den Himmel es hernieder,
Den Glauben, den der Zweifel brach.

Und doch: es ist mein Spruch geblieben,
Ein schön'res Wort, ich fand es nie,
Mein Trost, mein Halt, mein Glauben, Lieben,
Es heißt: Sei mir gegrüßt Marie!

Cincinnati. **Franz Pauly.**

Wunsch.

Fort mit der Kälte, mit der Lauheit fort!
Fort mit dem eklen Zwitterwesen!
Werft Trug und Lüge über Bord!
Gebt lichter Forschung Schutz und Hort,
Pflegt freies Wesen, freies Wort,
Dann kann die kranke Zeit genesen!

Herab in's Volk und in die Wissenschaft
Komm, freier Geist, in Feuerzungen!
Daß Viele mit Apostelkraft
Die Menschheit wecken, die erschlafft;
Und in den neuen Lebenssaft
Bring feurige Begeisterungen!

Joh. Straubenmüller.

Deutsch-Amerikanischer Literatur-Verein.

Aus den Protokollen.

Seit dem Erscheinen der letzten Nummer der „D. A. D." haben fünf Vereins- und mehrere Vorstandssitzungen stattgefunden, die des beschränkten Raums wegen hier nicht besprochen werden können. Nur die Ergebnisse bringen wir zur Kenntniß der auswärtigen Mitglieder.

In der Vereinssitzung vom 29. August wurde die vom Vorstand vorgeschlagene regelmäßige Tagesordnung für die Sitzungen berathen und angenommen. Als Arrangements-Komite für „Literatur-Abende" geselligen Charakters werden die Herren Philippi, Magnus und Dr. Frendenthal ernannt. Auf Anregung Rosenthal's erbieten sich Julius Fuchs und Dr. Baruck Kritiken über Musik resp. Theater in der „D.-A. D." zu veröffentlichen.

Der in der zweiten Vorstandssitzung erwogene Bericht des Arrangements-Komites, monatlich eine Geschäftsversammlung und einen Literatur-Abend abzuhalten, wird in einer folgenden Vereinsversammlung adoptirt und bestimmt, daß an den Literatur-Abenden zwei Rednern je 20 Minuten Zeit zur Erörterung eines gegebenen literarischen Thema's verstattet werden soll, an welche sich dann eine allgemeine Debatte knüpfen würde. Musikalische oder deklamatorische und humoristische Vorträge sollen folgen.

In der folgenden Geschäftssitzung gelangt der Vorschlag Michel's zur Annahme: „Ende Oktober eine „Oeffentliche Sitzung" des Vereins unter Zuziehung ausgezeichneter Künstler abzuhalten." Das Programm und der Bericht über dieselbe findet sich hier angeschlossen.

In der 4. Vorstandssitzung wird der Beschluß gefaßt, den Verein sofort nach Abhaltung der Generalversammlung (3. Nov.) inkorporiren zu lassen.

Die Mitgliederzahl hat sich, wie aus der an anderer Stelle veröffentlichten Liste ergiebt, ganz bedeutend und zum Theil in hervorragender Weise vergrößert. Ein ferneres gedeihliches Wachsthum in und außerhalb New York's steht in sicherer Aussicht.

Julius Fuchs, Präsident. Friedrich Michel, Sekretair.

Programm

der ersten öffentlichen Sitzung des „Deutsch-Amerikanischen Literatur-Vereins"

am 31. Oktober in der Arion-Halle, N. Y.

Vortrag: — „Die Entwicklung des Musik-Drama"
Robert Thiem.

Die Theilung der Erde . . . . Haydn.
Emil Fischer.

Die Unerforschliche (Deklamation) K. Nies.

Aria aus Figaro . . . . . Mozart
Fräulein Anna Riegel, K. K. Hofsängerin.

Lucia-Fantasie . . . . . Liszt.
Julius Fuchs.

Lieder, gesungen von Fräulein Anna Riegel.

Deklamation Fräulein Clara Lippmann.

a) Der schönste Engel . . . G. Hoffman.
b) Deutsches Trinklied . . . J. Fuchs.
Emil Fischer.

Erste öffentliche Sitzung des „D.-A. L.-V."

In tiefe Nebelschleier gehüllt, brach der 31. Oktober über New York herein, und als Abends die Schleusen des Himmels sich öffneten, sanken die Hoffnungen der Mitglieder des „D.-A. L.-V." bezüglich eines guten Besuchs ihrer ersten öffentlichen Sitzung auf Null. Um so größer war die Ueberraschung eines jeden, sich der Arion-Halle zögernd und bange Nähernden, ganze Schaaren von Freunden des jungen Vereins auf das im elektrischen Lichte hell strahlende Portal des berühmten Sänger-Palastes fröhlich zueilen zu sehen. Zur bestimmten Stunde war der Saal bereits überfüllt, so daß Spätlinge sich stehend an den Wänden herumdrücken mußten.

Dem Druck pessimistischer Anwandlungen folgte nun das Hochgefühl begeisterter Spannung, als Präsident Julius Fuchs, die Versammlung herzlich begrüßend, Entstehen und Zweck des Vereins in kurzen Worten schilderte, und dann Herrn Robert Thiem, den Redner des Abends, vorstellte.

Herr Thiem hatte ein hochinteressantes, hier noch in keiner Vorlesung erörtertes, Thema für den eigenen Vortrag gewählt: „Die Entwicklung des Musikdrama". Zu großer Ueberraschung Derjenigen, denen die Begabung des Vortragenden unbekannt, entledigte sich derselbe seiner Aufgabe vortrefflich und mit dem ihm eigenen innern Feuer und mit Ueberzeugungskraft. Indem er seine Hörer eine volle Stunde zu fesseln wußte, bewies Herr Thiem, daß er nicht nur sehr eingehende Studien in der Kunsthistorie gemacht, sondern auch ihren Geist zu erfassen weiß, eigenes, scharfes kritisches Vermögen besitzt. Er schilderte das stetige Vordringen der Idee des Zusammenwirkens aller Künste auf der Schaubühne seit dem ersten Wiederauftauchen im 15. Jahrhundert, verweilte längere Zeit bei dem Eindruck, den die Erscheinung Glucks, des ersten Reformators der Oper, überall und besonders auf die Heroen der deutschen Literatur gemacht, und erläuterte den Standpunkt der verschiedenen deutschen Dichter, von Lessing ab, zu der brennenden Frage. Schiller's unverkennbare, auch ausgesprochene Gravitation nach der Seite des Musikdramas wurde hell erleuchtet, anderseitig aber aus Goethe's dichterischer Entwicklung nach der italienischen Reise nachgewiesen, daß von dem nun ganz im Hellenenthum lebenden, die große Musikepoche in Wien fast ignorirenden, alten Olympier keine Annäherung an die Idee des Musikdramas zu erwarten war. Von der Weimar-Epoche zu den Romantikern übergehend, kam Redner etwas ausführlicher auf deren letzten Ausläufer, den grandios genialen „Deutsch-Französling", Heinrich Heine, zu sprechen. Er bedauerte, daß Heine dem Sirenenlied folgend, das die Julierevolution ihm „trillerte", sich 1830 „der buhlerischen Lutetia am Seinestrande" in die Arme warf, sich dadurch Deutschland mehr und mehr entfremdete, französischer Frivolität und maßloser Spottsucht Raum gab. Dadurch sei die Vertiefung seines dichterischen Schaffens verhindert worden, besonders nach der dramatischen Seite hin, und so sei auch dieser große, glänzende Dichter für die Reformation des Dramas ganz unfruchtbar geblieben. Die Nachahmer Schiller's und Goethe's hätten dasselbe

aber ebensowenig von den drückenden Banden befreit und die Reinigung habe schließlich von ganz anderer Seite Platz gegriffen. Die Musik habe solche bewirkt, besonders Beethoven, dessen neue Musiksprache alle Empfindungen des menschlichen Herzens weit deutlicher kundgebe, als jede Poesie. Er habe den Boden für Richard Wagner's großes Schaffen befruchtet, der in C. M. von Weber einen Vorläufer hatte, dessen frühen Tod Deutschland wegen seines nationalen Fühlens gar nicht genug betrauern konnte. Richard Wagner's Wirken zu schildern, unternahm Redner nicht, wies diese Aufgabe einem beredten Musiker zu; dagegen schloß er seinen Vortrag mit folgendem, seinem Herzen entströmten Lobgesang auf Richard Wagner, der ganz besonders das tief deutsche Empfinden des Dichters bekundet:

Vaterlandeslos floß unsrer Jugend
Noch der Anfang des Jahrhunderts hin.
Deutsch zu sein, das war verbot'ne Tugend.
Hellas zu verlor sich deutscher Sinn.
Rom's brutale Macht im Teuto-Walde
Hermann's Schwert einst wuchtig niederbrach,
Griech'schen todten Geisteshelden balde,
Deutschland willig unterlag.

Ach, so willig, daß man froh entlehnte
Hellas Göttersage Nam' und Bild
Allem Hohen, das man heiß ersehnte,
Allem Schönen in der Kunst Gefild.
Mozart kniet vor Jovis Hochaltären,
Beethoven zum Olympos steigt empor,
Raubet in „der Neunten" Klang der Sphären
Staunendem Camönenchor.

Glühend hat ein Schiller Euch besungen:
„Schöne Wesen aus dem Fabelland";
Alles, Alles hat er Euch bezwungen,
Flattert nun an Eurem Gängelband.
Künstlern Euer Dienst jetzt neu erglänzte;
Ja, die holden Tage waren wieder da,
„Da man Deine Tempel noch bekränzte
Venus Amathusia!"

Amor tändelt nun mit deutschen Frauen,
Venus Rosen flicht der Lieb in's Haar,
Ceres wandelt froh durch unsre Gauen,
Bacchus taumelt mit der Jugend Schaar.
Philomele schluchzt mit süßem Munde,
Faun und Satyr völkern deutschen Hain,
Hesperus vom wolkenlosen Runde
Blicket lächelnd still darein.

Drob im Zorn der Weltengeist entbrannte,
Stürzt das deutsche Land in tiefste Schmach,
Fremdherrschaft der Franken er ihm sandte,
Deutschen Geist zu rütteln aus dem Schlaf.
Hei, wie stießen hell in Kriegeshorner
Neue Dichter da mit Himmelsmacht;
Moritz Arndt und Jungheld Friedrich Körner
Luden ein zur „wilden Jagd"!

Da des Korsen Sturz nun war vollendet,
Weithin strahlt Germaniens Kriegesruhm,
Hat ein Gott die Herzen abgewendet
Auch vom geistigen Helotenthum.
Zündend mit dem „Freischütz" jetzt wies Weber
Deutscher Tonkunst eigne Pfade an;
Ach, es kürzt dem edelsten der Streber,
Jach der Tod die Ruhmes-Bahn.

Doch hat seine Fackel schon entzündet
Lohen Brand in Richard Wagner's Brust,
Der gleich Nordlichts Gluthen nun verkündet
Deutscher Kunst hinreißend hohe Lust.
An dem Wunderborn der deutschen Sage
Schöpft er jene Riesen-Zeugungskraft,
Die mit künstlerischem Maß und Waage
Vollendete Gestalten schafft.

Muß ich heute nennen noch bei Namen
All die Helden, nun von Weltenruf,
Die in seiner Töne Zauberrahmen
Er zur Lust der ganzen Menschheit schuf;
Sie, vor derem Glanze fast vergangen,
So daß kaum Erinnrung streift sie mehr,
Bilder, die den Jugendgeist gefangen
Hielten einst in Ketten schwer?

Nein, ich nenn sie nicht, die stolzen Recken,
Denen Heldenschritt und Heldenmund
Lieh der Meister, daß zu faden Gecken
Sank der alten Opernritter Schund;
Nenn' sie nicht, die Götter und Göttinnen,
Nicht die Schaar der Gnomen, Zwerge, Feen,
Die sein meisterliches Kunstbeginnen
Wie durch Zauber ließ erstehen.

Ja, ein Zaubrer ist er süßer Wonnen.
Seiner Töne Wundermacht entflammt
Aller Herzen. Ob aus Himmelssonnen,
Ob nur irdschem Feuer sie entstammt,
Keiner lebt, den Du nicht hingerissen,
Richard Wagner, deinem mag'schen Bann.
Frei die Gegner selbst gestehen müssen:
Sterbliche nie Deines Gleichen sah'n.

Herr Thiem erntete für seinen, auch rhetorisch wirksam gelieferten, Vortrag reichen Beifall und steht zu hoffen, daß sein Beispiel unter den literarischen Kollegen zur Nachfolge anspornen wird, denn es fehlt dem Verein keineswegs an ebenbürtigen Kräften.

Die Versammlung hatte nun den herrlichen Genuß, Herrn Emil Fischer, den berühmten Baß des „Metropolitan Opera House", Hayden's „Die Theilung der Erde" (Gedicht von Schiller) mit dem blendenden Glanze seiner, in Tiefe und Höhe gleich markigen, weichen und doch mit unglaublicher Resonanz wirkenden Stimme vortragen zu hören, und zwar mit echt künstlerischem Maß, ganz wie es die edlen, einfachen Linien der Composition des Papa Hayden erfordern. Rauschenden, schier kein Ende findender Beifall belohnte den herrlichen deutschen Künstler, der sich demselben in der allerbescheidensten Weise entzog.

Das unbestreitbare Talent des Herrn F. Michel für die Rhetorik trat auch in der nun folgenden Deklamation desselben zu Tage und fand den wohlwollendsten Beifall; indessen, um neben Künstlern wie Fischer und Frl. Riegel zu wirken, ist sein Können doch noch zu dilettantisch, muß die Aussprache besonders noch geläutert, dem Vortrag mehr Licht und Schatten gegeben werden.

Frl. Anna Riegel, K. K. Hofsängerin in Wien, erst vor wenig Tagen in New York gelandet, trat nun zum ersten Male in einem gewählten Kreise der Metropole mit ihrer Kunst auf und — um es gleich herauszusagen — gewann sich im Sturm die Gunst ihrer Zuhörer. Mozart's unsterbliche Susannen-Arie aus „Figaro's Hochzeit" tönte von ihren Lippen so süß, so einschmeichelnd, mit so vollendet geschulter Stimme und mit so bemerkenswerthem dramatischem Feuer, daß der ihrer Leistung folgende, sich immer erneuernde Beifall als die spontanste aller Huldigungen gelten mußte. Er wiederholte sich später noch stürmischer, als sie sich auch als Meisterin des Liedergesangs im Vortrage von: „Der schönste Engel", von G. Hoffmann, und „Deutsches Trinklied", von J. Fuchs, bewährte. Es ist kein Zweifel, daß wir Frl. Anna Riegel auf's Freundlichste an unsern Gestaden bewillkommnen dürfen.

Die gereifte Künstlerschaft des Herrn Julius Fuchs als Pianist ist eine zu bekannte, als daß der große Beifall, mit dem die Versammlung seinen Vortrag der „Lucia Fantasie" von Liszt aufnahm, irgendwie überraschen könnte.

Frl. Clara Lippmann, einer jungen, in deutschen Kreisen noch wenig bekannten Künstlerin, gelang es endlich, durch stilvollen Vortrag ihrer, doch allzubekannten Deklamations-Aufgabe einen recht fesselnden, reizvollen Eindruck zu machen, ein schöner Abschluß des schon weit vorgerückten Abends, wenn auch ein nicht programmmäßiger.

Herr Fischer, der kontraktliche Verpflichtungen in Boston hatte, konnte nämlich leider die Abreise nach dorthin nicht verschieben. Die Versammlung mußte daher auf den Genuß des für ihn angekündigten Liedervortrages verzichten.

Später vereinigte sich der größere Theil der Anwesenden zu dem vom Oekonomen des Arion, Herrn Schickfuß, lecker bereiteten Male, bei dem der Jubel über den grandiosen Erfolg in verschiedenen Trinksprüchen treffenden Ausdruck fand. Und sehr tief berechtigt war der herrschende Enthusiasmus, denn noch nie, seit Deutsche in New York wohnen und deutsche Bestrebungen fördern, hat ein so junger Verein eine so durchschlagende erste Leistung geboten, sich die Sympathie der allerbesten Kreise so im Sturme errungen. Dessen mögen sich auch die auswärtigen Mitglieder freuen. Es liegt darin die sichere Bürgschaft für ferneres Blühen und Gedeihen. D. R.

Besprechungen.

Deutsch-Amerikanischer Volks-Kalender für 1890. Herausgegeber John Friederich, 116 Fulton Str., New York, redigirt von Hermann Rosenthal.

Durch Benützung von ausschließlich Original-Arbeiten für seinen Volks-Kalender, hat sich Herr John Friederich entschieden ein großes Verdienst um die deutsch-amerikanischen Literaten erworben, denen er Gelegenheit gab, der Leserwelt wie auch den Typenbesitzern zu zeigen, daß eine deutsch-amerikanische Publikation durchaus nicht auf Scheere und Kleister oder auf deutschländische Schriftsteller angewiesen ist, um gut zu sein. Der von Herrn Friederich herausgegebene Kalender zeichnet sich aber nicht nur dadurch aus, daß er von A bis Z von deutsch-amerik. Journalisten geschrieben, sondern hauptsächlich dadurch, daß das Geschriebene auch lesenswerth ist. Der kalendarische und statistische Theil, sowie die Zusammenstellungen interessanter Mittheilungen aus allen Gebieten des Lebens, sind geradezu unübertrefflich und wer immer diesen Theil des Volks-Kalenders redigirt haben mag, er verdient unbeschränktes Lob. Nicht so befriedigend kann man sich über den literarischen Theil des Volks-Kalenders aussprechen. Wenn auch auf dem Titelblatt versichert wird, daß die Originalarbeiten von den namhaftesten deutsch-amerikanischen Schriftstellern geschrieben sind, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß diese namhaftesten und im Kalender auch namhaft gemachten Schriftsteller nicht auch mitunter recht Mittelmäßiges schreiben. Und über dieses Niveau erheben sich die Arbeiten der meisten der „namhaftesten" Schriftsteller, die an diesem Volks-Kalender mitgearbeitet haben, wahrlich nicht. So haben z. B. C. A. Honthumb und Georg Jurascheck ihren ausgezeichneten Ruf nicht auf Grund solcher Leistungen wie „Der Haifisch von Coney Island", resp. „Charles Speckle's Spekulationen" erworben und auch H. Urban hat schon Besseres geschrieben, als die „Heirath Morton Rutherford's". Ganz vortrefflich sind hingegen das „Festgedicht" von Theodor Kirchhoff, „In der zwölften Stunde" von Alfred Philippi, „Der erste Kuß" von Hermann Rosenthal, „Deutsch-Amerika" von Maria Raible und die Arbeiten der Herren Edward Grosse und John Friederich. Die Ausstattung ist brillant und der Preis sehr mäßig (25 Cents). S. Kleinman.

Faust. — *A Tragedy by Johann Wolfgang von Goethe.—The First Part.*—Translated, in the original metres, by Frank Cloudy. Wm. H. Morrison, Washington, D. C., 1886.

FortyEnglish-speaking men have attempted what Herr Cloudy has put his hand to in this book. It might seem difficult to produce anything new in the way of translating this much admired, perhaps too much admired poem; its translation and commentaries already form a library by themselves. Yet this translation, in addition to the excellencies which all translations share more or less, possesses something remarkable ; it is probably the first attempt of a German to translate *Faust* into English. It is the outgrowth, so the preface assures us, of the translator's admiration for Goethe's masterpiece and of the desire to render its beauties accessible to American friends. Such are good motives on which to build. Besides, it is a labor of love continued for fifteen years.

Herr Cloudy's purpose and patience endured even the discouragement caused by the appearance of Bayard Taylor's translation. This, among the many English versions, because of his fame as a traveler and writer, and because it is certainly one of the best, is the best known in this country. Another claim to superiority which it has over others lies in the fact that it is in the original metres. This advantage the translation before us also possesses, as well as the interest that attaches to work done on our own soil. A few passages set side by side from these two versions, so similar in form and purpose, may enable the reader to judge between them. Here from the opening of the play is the apostrophe of Faust, full of knowledge, but void of wisdom and yearning for something beyond human power and ken. Taylor renders the passage thus :

O full and splendid Moon, whom I
Have, from this desk, seen climb the sky
So many a midnight—would thy glow
For the last time beheld my woe !
Ever thine eye, most mournful friend,
O'er books and papers saw me bend ;
But would that I, on mountains grand,
Amid thy blessed light could stand,
With spirits through mountain-caverns hover,
Float in thy twilight the meadows over,
And, freed from the fumes of lore that swathe me,
To health in thy dewfy fountains bathe me !

Our translator has it as follows :

Oh, full-orbed moon! Would'st shed thy glow
The last time here upon my woe,
Thou, for whose gentle midnight beam
I at my desk oft watched : Thy gleam
On books and scroll fell tenderly,
When wistful friend, thou cam'st to me!
Ah, could I upon mountain-height
Rejoice for aye in thy dear light,
Round mountain-caverns with spirits hieing,
O'er meadows fair in thy twilight flying,
And, freed from mists of erudition,
Bathed in thy dew, find life's fruition!

From Faust's reflection on sunset in the dialogue with Wagner, we have this in Taylor:

Yet, finally, the weary god in sinking;
The new-born impulse fires my mind —
I hasten on, his beams eternal drinking,
The Day before me and the Night behind,
Above me heaven unfurled, the floor of waves be-
[neath me. –
A glorious dream! though now the glories fade.
Alas! the wings that lift the mind, no aid
Of wings to lift the body can bequeath me.
Yet in each soul is born the pleasure
Of yearning onward, upward and away,
When o'er our heads, lost in the vaulted azure,
The lark sends down his flickering lay —
When over crags and piny highlands
The poising eagle slowly soars,
And over plains and lakes and islands
The crane sails by, to other shores.

This well-known passage we find thus translated by Herr Cloudy :

At last the God has vanished from my vision ;
But newer power awakes, and might.
A haste to quaff his light, a draught Elysian,
Before me day, and far behind me night,
The heavens high above, beneath the waves extend-
[ing,
A beauteous dream, while fades the golden sphere!
Ah, to the pinions of the mind, I fear,
Material wings may never wed them, blending;
Yet is the feeling born, to wander
Upward and onward, in each frame of clay,
When o'er us lost in the blue ether yonder,
The lark sends forth its thrilling lay,
When over mountains, steep and piny,
The eagle poises, hovering,
And over plains and billows briny
The crane strives home with tired wing.

The reader may be curious to hear how poor Gretchen speaks English. So here is part of her spinning song, according to the two versions which we have thus far compared :

Taylor.	Cloudy.
My peace is gone,	My rest is gone.
My heart is sore :	My heart is sore :
I never shall find it,	I never shall find it,
Ah, nevermore!	No, nevermore!
Save I have him near,	When he is not near
The grave is here ;	The grave is here.
The world is gall	The world has all
And bitterness all.	Turned into gall.
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
My bosom yearns	My bosom yearns
For him alone ;	For him alone :
Ah, dared I clasp him,	Ah! might I clasp him
And hold, and own!	And hold and own!
And kiss his mouth,	And might I kiss
To heart's desire,	Him, as I would,
And on his kisses	E'en if on his kisses,
At last expire!	Expire I should!

Further examination would show that this new translation generally reproduces the thought of the great poem with a freedom, aptness and force that do the translator much credit. Occasionally, however, the expression is cramped, and neither felicitous nor vigorous. When this occurs in lines, so often quoted as to become household words, one cannot but wince a little. For instance, in the merry-man's exhortation to the dramatic poet in the prelude we have three familiar lines translated in this way :

Reach only forth into man's full existence!
'Tis lived by each, though under stoodby few,
And where you touch, of interest and new.

It might be hard to better the second of these lines, but what shall we say of the first and third?

At times also, the English is a little at fault, it seems. Thus in line 25 we have *grasps* where *seizer* would be better, and in line 77 *race* instead of *generation*. But a more serious mistake is found in the rendering of

„Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
„Und ziehe ſchon an die zehen Jahr',
„Herauf, herab, und quer und krumm,
„Meine Schüler an der Naſe herum—"

which runs as follows :

Am Doctor called! yea Magister am I!
And nearly ten years have passed by
Since up and down, with zigzag tread
I've by the nose my scholars led –

Now, is the arrangement of titles correct in the first line? Has not Faust acquired them in the order mentioned in the text? But this is a small matter. A more serious mistake follows. From the translation it would appear that Faust for ten years had not exercised the right of teaching which the title of Doctor conferred. Any other meaning can hardly be got from the English. But does the German really warrant the translation given? Should not *since* be replaced by *while?*

The above slip in English is the most serious perhaps that occurs in the book. On the whole, as already said, the masterpiece of Goethe is here intelligently and faithfully translated by one who has an unusual knowledge of the poetic diction of both languages. That this is true, appears in the fact, that not only are the beauties and deep sayings of the poem clearly set forth, but those passages also which describe the uncanny and repulsive. Such passages, in English undress, startle him who has thus far seen them through the veil of a language, much studied to be sure, yet imperfectly understood, and makes one wish that the Jupiter of the German Parnassus, nay, of the modern world-literature, had written more *puerisque virginibus.*

George F. McKibben.

Post.

Angenommen: „Der Stern von Bethlehem" von G. E. Z.— „Was würde meine Mutter sagen" von M. R.— „Lieder" von F. P.— „Den Idealisten" von F. E.

K. R. K., S. J.— In den Schlußterzinen Ihres Sonnettes reimen Sie: „löse — läse — löse" — Glauben Sie, daß man solche Reime gelten lassen könnte? Die Anfangsstrophen sind übrigens hübsch und sollten Sie den Schluß umändern.

L. K., Milwaukee.— Hier die drei letzten Strophen aus Ihrem Gedicht: „Im Herbst".

„Möchte wohl mit euch ihr Lieben
Singen meinen letzten Sang;
Meinen Lieben droben, drüben,
Durch die ganze Welt entlang.

Doch mein Sehnen heißt mich bleiben
Auch am rauhen Wintertag,
Wenn Gestürme hausen, treiben
Und mein Herz nur weiß von Klag'.

Drum will ich hier liebend weilen
Auch in dieser kalten Zeit;
Blüthen so der Welt ertheilen,
Ihre Gipfel gern bereit."

Möchte doch der Himmel Ihren Wunsch erhören und Sie in diesem Gedicht Ihren „letzten Sang" mit Ihren „Lieben droben und drüben" im „Hausen der Gestürme" singen lassen; die Welt würde sicherlich gern Verzicht leisten auf die „Blüthen", welche Sie ihr ertheilen wollen und wir brauchten „der Gipfel" des Unsinns nicht „bereit" zu sein.— Wir können nach Durchsicht Ihrer letzten Gedichte, so leid es uns auch thut, Ihnen dadurch weh' thun zu müssen, nur wiederholen, was wir Ihnen früher schon einmal gesagt: Sie scheinen offenbar kein Talent zum Dichten zu besitzen und thuen besser daran, das Versemachen sein zu lassen.

M. R., Cleveland, O. Hier zwei Strophen aus einem der eingesandten Gedichte:

„Ach, da schwand das süße Fühlen,
Das so lang das Herz geschwellt,
Als ich einsam noch im Stillen
Nur geträumt von dieser Welt.

Ja, ein anderes Gesichte
Zeigte mir die Wirklichkeit,
Darum floh ich zum Gedichte,
Hab der Muse mich geweiht—"

Glauben Sie, daß Gedichte, die solche Strophen enthalten, sich für uns eignen dürften? Doch kaum! — Auch die übrigen Poesien genügen nicht den Ansprüchen, die wir an Gedichte, welchen wir einen Platz in der „D.-A. D." einräumen sollen, stellen müssen. Sie üben lange nicht genug Selbstkritik und behandeln Reim und Form mit einer ganz unverzeihlichen Nachlässigkeit.

O. v. G., San Francisco, Cal.— Wir haben Ihnen briefliche Mittheilung zugehen lassen.

S. K. F., New York.— Theodor Kirchhoff ist noch in Europa. Einem Brief von demselben aus Berchtesgaden vom 14. September entnehmen wir folgende Stelle: „Ich war drei Wochen in Schlesien und Umgegend; 4 Tage in Kiel und in den Buchenhainen im östlichen Holstein; 1 Tag in Lübeck; 1 Woche in Wilhelmshaven; 2 Wochen in Hamburg-Altona; 1 Tag in Hannover; 3 Tage in Ilsenburg; 1 Tag in Achen; 1 Tag in Spa und Luxemburg; 2 Wochen in Diedenhofen, Metz und Umgegend; 2 Tage in Trier; 1 Tag auf der Mosel und in Cochem; 3 Tage am Rhein (Koblenz bis Rüdesheim, Niederwald u. s. w.; ½ Tag in Wiesbaden; 3 Tage in Frankfurt; 4 Tage in Homburg; 3 Tage in Nürnberg; 1 Tag in Bayreuth (Kaiserabend; Meistersinger); 11 Tage in München; 2 Tage auf der Brennerbahn; 1 Tag auf und am Gardasee; 2 Tage in Mailand; 2 Tage an und auf dem Lago di Como; 1 Tag in Piazenza und Bologna; 4 Tage in Venedig; 1 Tag in Verona; 1 Tag in Insbruck und am Achensee; 1 Tag am Chiemsee (Königsschloß u. s. w.); 1 Tag am Königssee; und bin seit vorgestern in Berchtesgaden" — — —

Wer denkt nicht bei dieser Reisebeschreibung unwillkürlich mit Eichendorff: „O wer da mit reisen könnte!" —

Viele herzliche Grüße über's Weltmeer!

F. R., St. Louis.— Nicht geeignet. Vielleicht ist Ihre Prosa besser.

J. H. M., Saarbrücken. — Wir räumen Ihrem Anruf hier gern den gewünschten Platz ein:

Aufruf!

Im Jahre 1845 erschien „Der Einzige und sein Eigenthum" von Max Stirner (Kaspar Schmidt, 1806 bis 1856). Noch leben Viele, welche sich erinnern, welches Aufsehen dieses Werk zu jener Zeit erregte und gewiß noch Manche, welche mit seinem Verfasser in entferntere oder nähere Berührung gekommen sind.

Alle diese bitte ich, mir aus ihren Erinnerungen mitzutheilen, was sie über Max Stirner wissen. Vor Allem ersuche ich jene, welche sich noch im Besitze von Handschriften, Briefen oder Bildern Stirners befinden, mir solche eine kurze Zeit freundlichst zur Verfügung stellen zu wollen. Ich werde mich auch durch die kleinste Mittheilung, mag sie sich nun auf die Person oder die Werke Stirners beziehen, zu Dank verpflichtet fühlen.

John Henry Mackay,
z. Zt. Saarbrücken, Rheinprovinz,
Herrengartenstraße 4.

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 25. Oktober der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

☞ Im Laufe des Winters beabsichtige ich Vorträge über „Deutsch-Amerikanische Dichter" zu halten. Deutsche Vereine, welche geneigt sein sollten, eine diesbezügliches Abkommen zu treffen, werden höfl. gebeten, sich gefl. in briefliche Verbindung mit mir setzen zu wollen. Konrad Nies, Newark, Ohio.

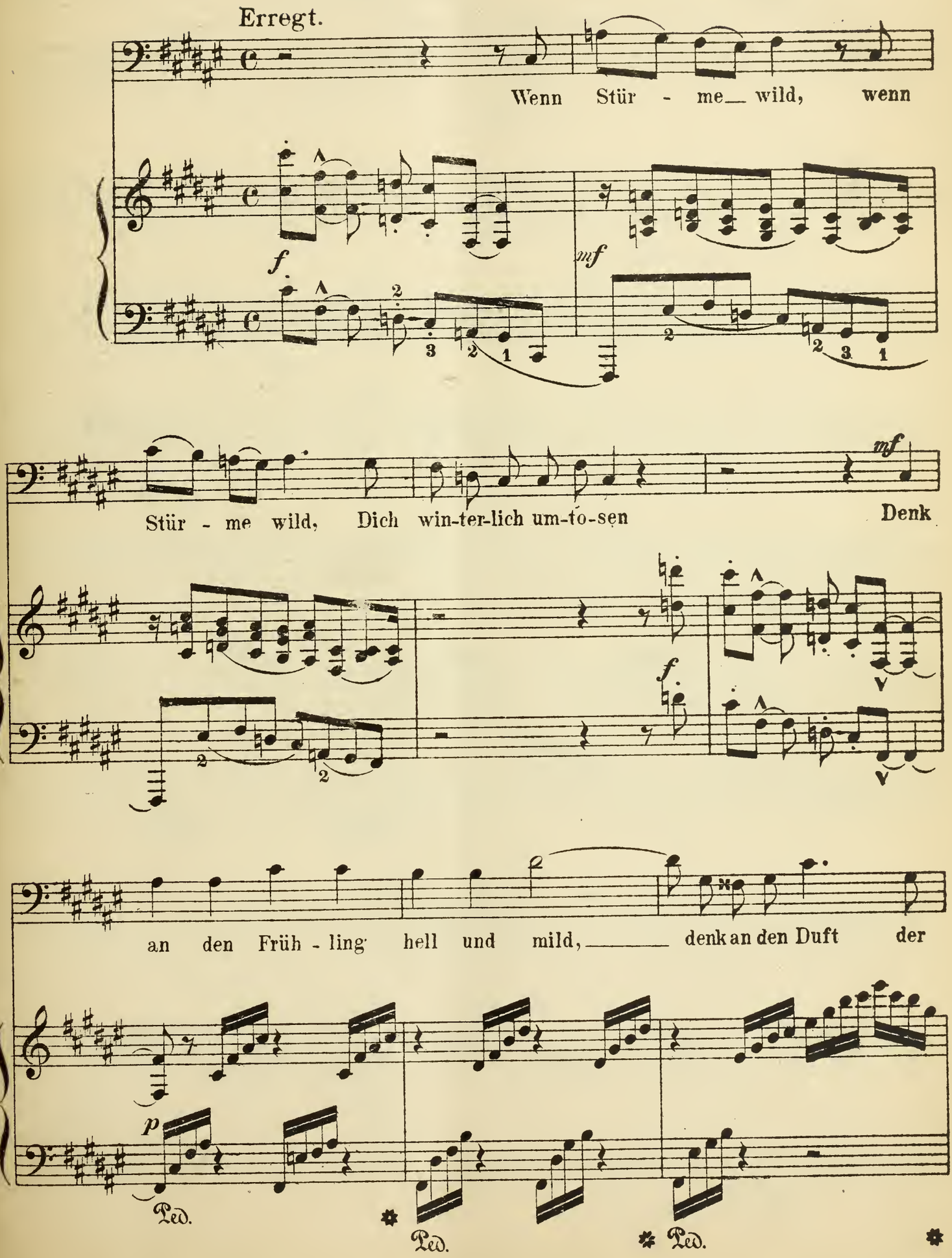
Die seither von Dr. B. Westenberger und Ph. Berke in Frankfurt am Main herausgegebenen „Neuen Poetischen Blätter" sind in den Besitz des Herrn Ernst Kreowski in München übergegangen und erscheinen nun in der letztgenannten Stadt.

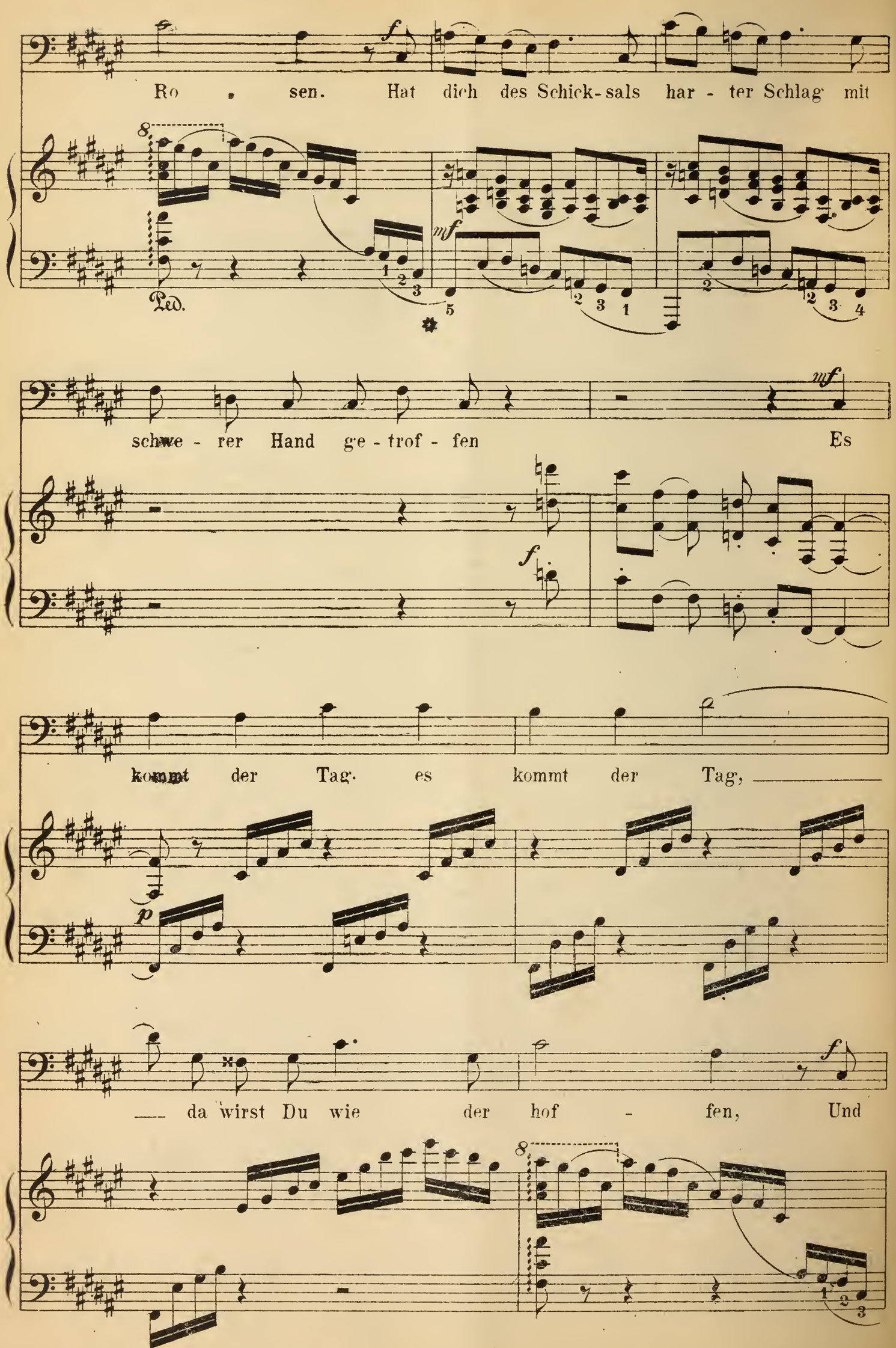
Berichtigung: Durch ein Versehen wurde den in No. 4 der D.-A. D. veröffentlichten „Sinnsprüchen" der Name des Verfassers hinzuzufügen vergessen. Dieselben stammen aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters: Hugo Reimmund (Cincinnati).

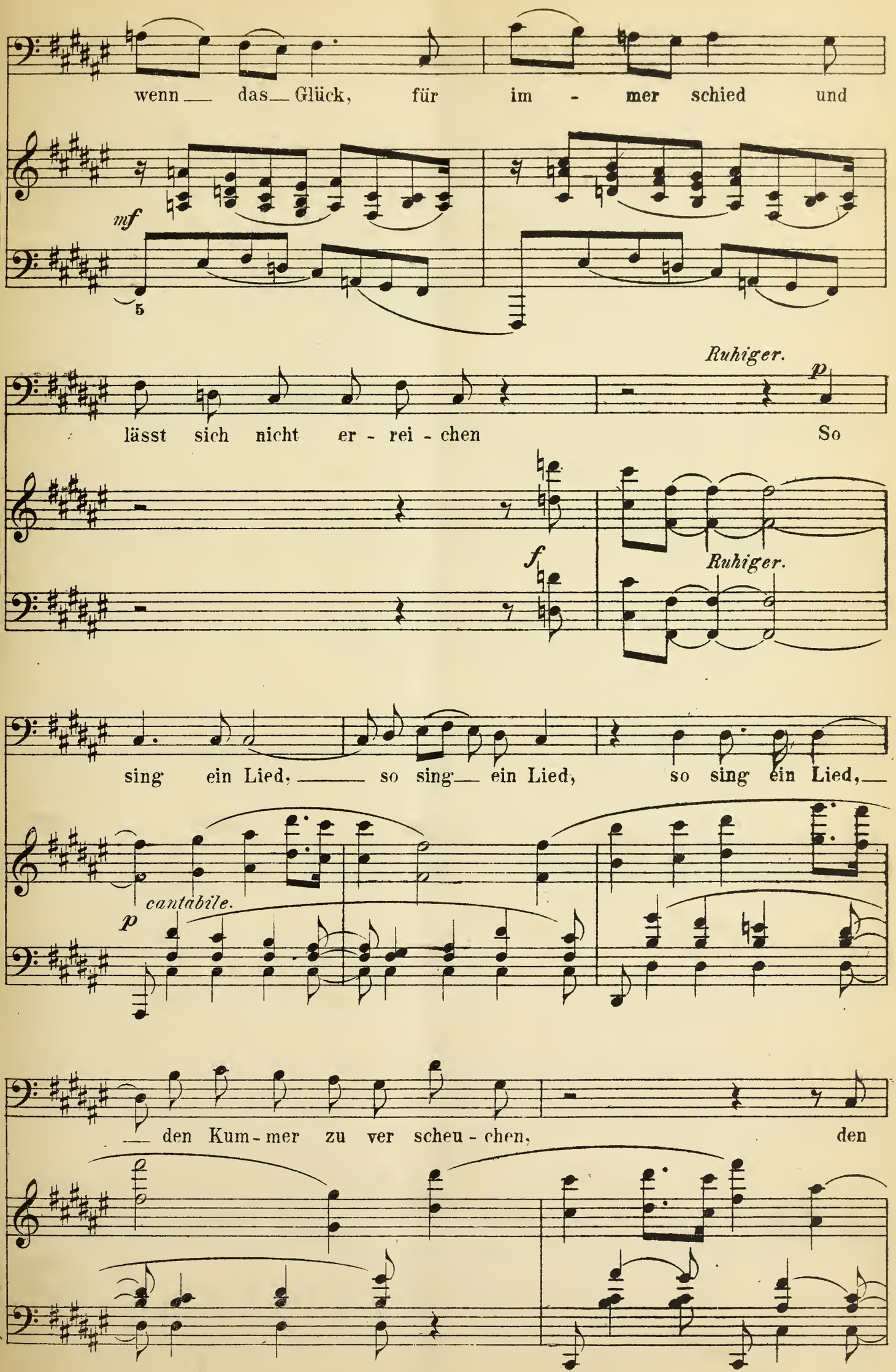
Wenn Stürme wild.

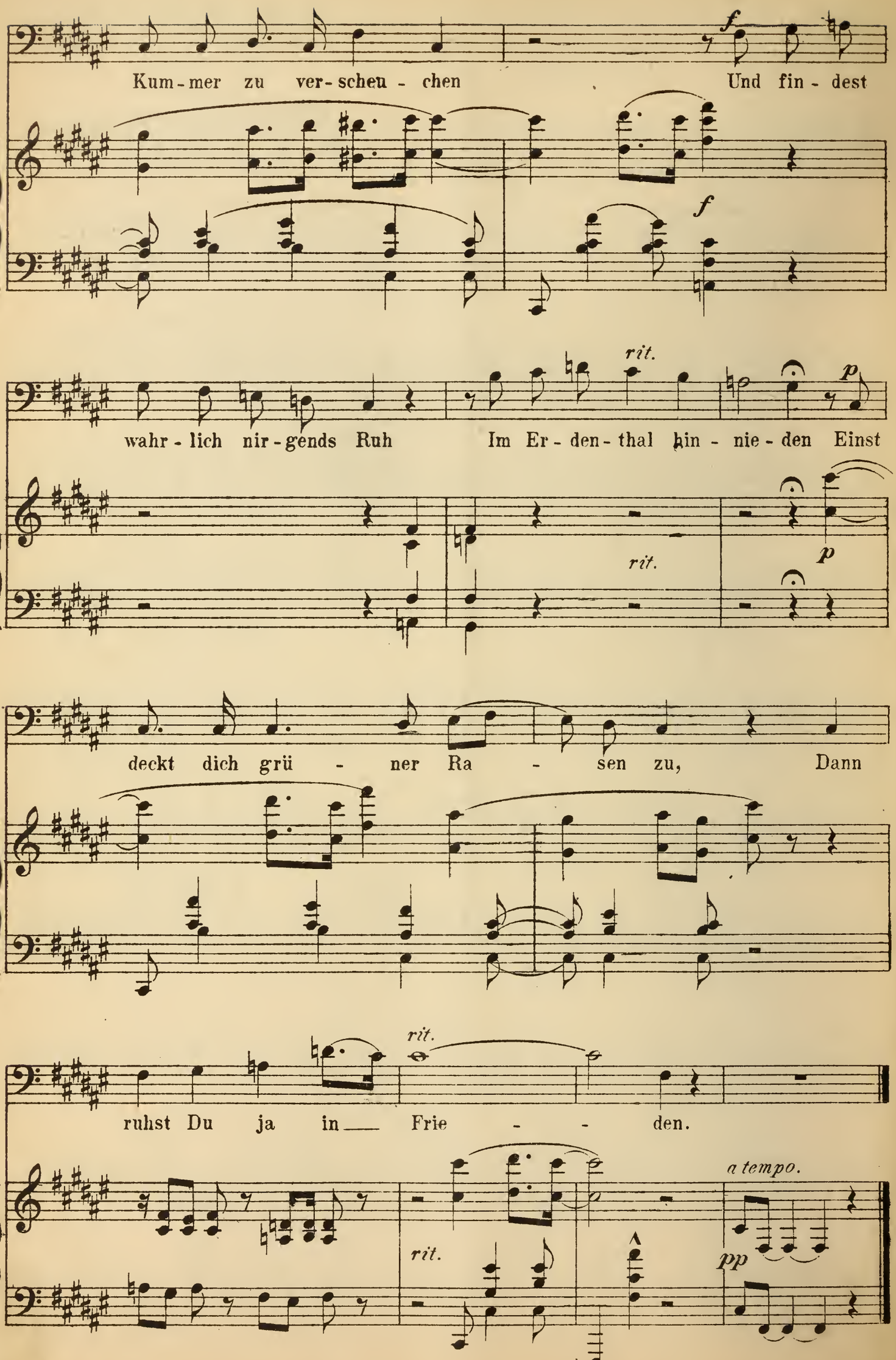
H. ROSENTHAL.

J. FUCHS.




Ro . sen. Hat dich des Schick-sals har - ter Schlag mit
Ped.
schwe - rer Hand ge - trof - fen Es
kommt der Tag. es kommt der Tag, ___
___ da wirst Du wie der hof - fen, Und


wenn — das — Glück, für im - mer schied und
mf
5
Ruhiger.
p
lässt sich nicht er - rei - chen So
f
Ruhiger.
sing ein Lied, — so sing — ein Lied, so sing ein Lied, —
cantabile.
p
— den Kum - mer zu ver scheu - chen, den


Kum - mer zu ver - scheu - chen
Und fin - dest
wahr - lich nir - gends Ruh
Im Er - den - thal hin - nie - den Einst
deckt dich grü - ner Ra - sen zu,
Dann
ruhst Du ja in Frie - den.
rit.
a tempo.
pp

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 15. April 1890. 8. u. 9. Heft.

Sonette.

Von **Dom Pedro II.***)

Aus dem Portugiesischen von G. Schweitzer (Porto Alegre, Brasilien).

I.

Ich that, was meine Pflicht, und mehr noch gerne,
Wenn nicht das Siechthum lähmte meinen Flug ;
Für's Vaterland mit jedem Athemzug
Zu wirken, ist es, was ich täglich lerne.

Ihm und den Meinen send' ich aus der Ferne
Sehnsücht'gen Gruß von dieses Schiffes Bug.
Nur von der Heimkehr hoff' ich Trost genug.
O selig, wem dort leuchten stets die Sterne !

Zwar langsam nimmt der Fortschritt seinen Lauf;
Doch überschauend, was sich schon gestaltet,
Ruf' meinem Volk ich zu ein froh Glückauf !

Denn treu sein altes Erbe hat's verwaltet,
Und über viele andere hinauf
Sich höher stets und besser sich entfaltet.

(An Bord des „Gironde", 2. Juli 1887.)

II.

Unstät bewegen sich an Bord die Glieder,
Nicht Arbeit, kaum ein Buch nehm' ich zur Hand,
Und wenn der Abend bei Musik entschwand,
Dann früh zur Ruh', und früh heb' ich die Lider.

Zur Heimath lenkt die Sehnsucht immer wieder ;
Zum Trost mir diese Verse ich erfand,
Zum Zeichenstifte greif ich, ruft es Land,
Doch kaum die heißen Zähren kämpf' ich nieder.

Der Tag wird kommen, wo ich mein Brasil
— Ich zweifle nicht — voll Freude wiederschaue.
War sonst sein Glück mein unverrückbar Ziel,

Nur eifriger an seinem Wohl ich baue
Und kräftiger — trug heimwärts mich der Kiel ;
Bewährt hat's seinen Hochsinn — ihm vertraue !—

(An Bord des „Gironde", 14. Juli 1887. In Sicht v. Dakar.)

*) Da Dom Pedro II., der Verfasser dieser Sonette, gerade in jüngster Zeit durch die in Brasilien ausgebrochene Revolution, welche die Enthronung des Kaisers herbeiführte, in den Vordergrund politischer Ereignisse gedrängt wurde und gegenwärtig wohl eine der am meisten genannten politischen Persönlichkeiten zweier Welten ist, dürften die hier mitgetheilten, von G. Schweitzer, dem Redakteur der in Porto Alegre, Brasilien, erscheinenden „Deutschen Zeitung" in's Deutsche übertragene Sonette, aus denen ein warmempfindendes Dichtergemüth und ein Herrscher von seltener Herzensgüte und edler Volksliebe spricht, von ganz besonderem Interesse sein.

III.

Der Künstler kann des Todten Bildniß malen,
Für den er gern sein eigen Leben gab ;
Ein inn'ger Kuß, den ihre Lippen stahlen,
Die Gattin tröstet an des Gatten Grab ;

Noch spät soll, Freund, uns dein Gedächtniß strahlen,
Als letzter Gruß wir rufen's ihm hinab ;
Doch die die Seele spalten, jene Qualen
Des Vaters schildern, dem, o Gott, dein Stab

Der Zukunft Blüthe knickte, seinen Sohn,
Wer darf es, Herr, wenn selbst der Tod des Deinen
Uns nur erlöste von der Sünde Lohn ?

Als dort auf Golgatha das Blut des Reinen,
Indeß die Erde bebte seinem Ton,
Verfinsterte der Sonne lichtes Scheinen !

IV.

Gen Westen seh' ich hin die Wogen fliehen,
Vor aber eilt die Sehnsucht ihnen weit ;
Ich hoff' indeß, von Siechthum bald befreit,
Wird mir vergönnt, dieselbe Bahn zu ziehen.

Den Geist mit neuen Kräften zu durchglühen,
Ist ein Triumpf hilfreicher Menschlichkeit,
Mir aber ist es jetzt zu herbem Leid
Bei meiner Lieb' zu Haus und Volk gediehen.

Doch bleibt ein Trost, daß einst ich heim mich wende
Gestärkt, mich ihnen inniger zu weih'n
Und so der Jahre mehr noch bis zum Ende.

Stets war und sei mein Streben ihr Verein,
Ob gut' ob böse Zeit das Schicksal sende,
Und meine Liebe soll ihr Tröster sein.

Bürgerkrieg.

(V. Gesang der noch ungedruckten episch-lyrischen Dichtung „Hermann".)

Von **Theodor Kirchhoff.**

(Fortsetzung.)

Durch Hamburgs lärmende Zeilen
Geht still ein Wandersmann,
Wie träumend, ohne zu weilen,
Als wär' er im Zauberbann.
Es schmück't die ragenden Thürme
der scheidenden Sonne Gold,
Als ob sie den Heimgekehrten
mit Glanz empfangen wollt'.

Bald schwinden die Menschenmassen.
Den Fremdling, vom Wandern matt,
Begrüßen die dämmernden Gassen
Der ruhigen Schwesterstadt.
Dort steht an einsamer Straße,
entfernt von der Weltstadt Braus,
Mit seinen Erkern und Giebeln
ein altes Ziegelhaus.

Beim Bruder Fritz, dem lange
Er nicht geküßt den Mund,
Tritt Hermann freudenbange
Dort ein um die Abendstund.
Da schallt ein Jubeln und Jauchzen,
als wäre zurückgekehrt
Der verlorene Sohn aus der Fremde
reuvoll zum heimischen Herd.

Man preßt ihm kräftig die Hände,
Ihn grüßt das vertrauliche Du,
Die Fragen nehmen kein Ende,
Nicht findet er Rast noch Ruh.
Die Kinder lachen und rufen :
Der Onkel, der Onkel ist da !
Er brachte prächtige Sachen
uns mit aus Amerika !

Der Lampe gedämpfter Schimmer
Sah nie zuvor wie heut'
Versammelt im wohnlichen Zimmer
So viele fröhliche Leut'.
Laut lallt der zottige Kastor
und leck't dem Wand'rer die Hand ;
Hans schmettert jubelnd ein Liedchen,
als hätt' er den Fremdling erkannt.

Bald singt zwischen Tellern und Tassen
Der Theetopf und ladet zum Mahl.
Das schmeckt, als thäte man prassen
Beim Schmaus im festlichen Saal !
Dann streckt auf das Sofa sich Hermann,
das Kraut Habanas im Mund,
Und redet von Pflanzern und Sklaven,
vom Krieg und vom südlichen Bund.

Er erzählt, wie Marko Polo
Manch' wunderbare Geschicht'.
Vom Häuptling Ho-pot-le-ho-lo
Und von Indianern er spricht.
Im Dampfer fliegt er gen Himmel ;
es wüthet ein Hurrikan ;
In Flammen lodert die Prairie ;
Blut dampft auf dem Schlachtenplan.

Die Kinder mit ernsten Gesichtern
Verschlingen jedes Wort,
Bis endlich — mit brennenden Lichtern —
Es heißt : Zu Bett nun ! fort ! —
Ein Kuß — es knarren die Stufen —
bald löscht das Nachtlicht aus —
Zwölfe rufen die Wächter —
still wird es im alten Haus.

Schweben nicht dort Gestalten
In glanzgeflügelten Reihn,
Gehüllt in leuchtende Falten,
Tändelnd im Mondenschein?

Zierliche Stimmchen klingen,
Wie silberner Glöcklein Klang;
Der Heimath Genien singen
Lieblichen Freudensang:

„Wanderer du, willkommen!
Willkommen im Vaterland!
Wir haben den Jubel vernommen
Fern an des Lichtmeers Strand;

„Wir kamen im güldenen Wagen
Auf flimmerndem Mondesstrahl,
Dir freundliche Grüße zu sagen
Und Willkomm, tausendmal!"—

Da zog eine Wolke leise
Vorüber; es schwieg der Sang,
Wie flüsternder Winde Weise
Aushalt im Aeolsklang.

Vor Hermanns Augen vergingen
Der Genien schimmernde Reihn;
Träume mit Geisterschwingen
Huschten ins Kämmerlein.

Als der Morgen nun graute,
Da wußt' er zu sagen nicht,
Ob jüngst ein Traumbild er schaute,
Ob ein lebendig Gesicht.

Aber die jubelnden Grüße,
Wie sein Hals von Händchen umsäumt,
Und die zärtlichen Morgenküsse—
Die hat' er gewiß nicht geträumt!

Zu den Wäldern, Seen, Fluren
An dem baltischen Gestad
Eilt auf altbekannten Spuren
Hermann auf dem Eisenpfad.
Freudig schaut er seiner Heimath
meerumschlung'nes theures Land,
Dessen Bild zurück ihn brachte
von des neuen Welttheils Strand.

„Seid gegrüßt mir, Moor und Haide,
Felder, Wiesen, reiche Saat!
Bunte Rinder auf der Weide,
Reiter du auf staub'gem Pfad!
Kreiset, kreiset!—Horch—im Walde
flötet hell Frau Nachtigall;
Ihre Stimme tönt wie Jubel
durch der Eisenräder Schall!

„Rollt, ihr Räder!—dort zur Linken
Ragt empor ein Thurmespaar;
Goldne Wetterhähne blinken
In dem Aether, sonnenklar.
War es nicht, als ob sich neigte
jenes höchsten Thurmes Bau?
Ueber meiner Jugend Wiege
hebt er sich in's Himmelsblau.

„Grüße mir das Haus, das traute,
Mit dem hohen Doppeldach,
Wo die Schwalb' ihr Nestchen baute
Bei des Knaben Schlafgemach;
Jenen Erker, wo ich heimlich
an den Vög'lein mich gefreut,
Ihnen Korn und Krummen lockend
oft auf das Gesims gestreut.

„Grüße mir die mächt'gen Linden
Und den Garten, blumenreich,
Drin die Pfade hell sich winden
Um den Rasen, sammetweich;
Meine schatt'gen grünen Dome,
prangend von der rothen Frucht,
Jene Pappel, deren Wipfel
nah der Wolken eil'ger Flucht.

„Und wo Friedhofs Steine blinken,
Grüße mir der Mutter Grab!
Die Cypressenhaine sinken
Auf das Gitter tief herab.
Ruhe sanft im Schoß der Erde!
Sieh! dein Jüngster kam zurück
Ueber's Weltmeer in die Heimath,
strebend nah dem alten Glück.

„Kreiset, kreiset!—Wie sich weben,
Drehn und jagen im Gefild
Flücht'ge Formen, rollt das Leben
Vor mir auf sein wechselnd Bild.
Alte Freuden, neue Wonne
wandeln in der Sonne Licht,
Das, wie nach Gewitterstürmen,
glänzend durch die Wolken bricht."——

Wo der Ostsee blaue Wogen
Eingeengt ihr weites Reich,
Und, von grünen Höhn umzogen,
Einem stillen Landsee gleich:
Liegt, ein Kind am Mutterbusen,
friedlich da das schöne Kiel,
Seine rothen Ziegeldächer
tändelnd mit dem Wellenspiel.

Träume großer Zukunft schweben
Auf der prächt'gen Meeresbucht,
Deren Fluthen sanft sich heben,
Sicher vor der Stürme Wucht.
Selten brausen durch's Gewässer
Renner auf dem Ocean;
Weit vom Lärm des Weltverkehres
zieht der Schiffer seine Bahn.

Aber nah ist schon die Stunde,
Und es schickt aus diesem Port
Durch die weite Erdenrunde
Deutschland stolze Boten fort.
Mächt'ge Flotten wirst du tragen,
schönste Bai im deutschen Land!
Hohe Bauten werden krönen
deinen grünen Uferrand!

Grüßend von des Elbstroms Borden
Wird ein neuer Wellenpfad
Hier vermählen Süd und Norden
An dem baltischen Gestad;
Und es werden dann die Bilder
der erträumten großen Zeit
All' verblassen vor dem Schimmer
nie geahnter Herrlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Humor.

Unter allen Gaben, die die Unsterblichen den in den Staub dieser Lehmkugel gebannten Menschen beschcert haben, trägt wohl keine den Stempel ihres göttlichen Ursprungs so deutlich als der Humor. Wohlverstanden, der wahre, echte Humor, nicht jenes verblichene Schattenbild desselben, das im gewöhnlichen Leben dafür ausgegeben wird, und über das er so weit emporragt, wie etwa der Mont Blanc oder der Chimborazzo über einen Maulwurfshügel. — Der Alltags-Humor, den hauptsächlich jene Menschen besitzen, die als gute Gesellschafter überall willkommen sind, weil sie nie ein Spiel verderben, ist nur zu oft das Kennzeichen der Mittelmäßigkeit, und fast immer Sache der Laune und der augenblicklichen Stimmung. Jener höhere Humor aber wurzelt tief im Gemüth, durchdringt alle Gedanken und Handlungen, das ganze Wesen seines Besitzers und äußert sich in einer in sich selbst gefesteten Lebensführung und einer durch keine äußeren oder inneren Stürme zu erschütternden Gemüthsruhe und ist die sicherste Grundlage eines wirklich lebenswerthen Menschendaseins. Diese Art Humor ist allen echten Dichtern und tiefen Denkern, allen wahrhaft großen und guten Menschen eigen gewesen. — Er entspringt dem warmen Herzen, das alle Freuden und Leiden der Menschheit in sich aufnimmt, das für Alle Verständniß hat, das den Schmerz eines Kindes, dem die Puppe zerbrochen oder das Lieblings-Kätzchen gestorben, eben so gut nachfühlt, als den, nicht größeren aber erschütternderen eines in seiner Liebe verrathenen Mädchenherzens, oder den eines besiegten und verbannten Napoleon.— Man hat dem Humor die lächelnde Thräne zum Wappen gegeben, und mit Recht, denn obgleich die Thorheiten und das närrische Gebahren der Erdbewohner ihm oft ein Lächeln entlockt, ist dieses doch nicht das spöttische Lachen des Satyrikers oder das höhnische des verbitterten Menschenfeindes, es ist das Lächeln des Weisen über sich selbst, ein Lächeln, bei dem unwillkürlich die Thränen der Wehmuth in's Auge steigen, ein tiefes Mitleid das Herz durchdringt und die Hand antreibt zu Thaten der Liebe und des Mitgefühls. Aber nicht laut und aufdringlich wie das prunkende Mitleid, das die Eitelkeit oder die Schadenfreude diktirt, äußert sich die dem Humor entspringende Theilnahme an fremdem Leid, still und sorglich bedacht nicht zu verletzen naht sich die helfende Hand und läßt ihren Beistand als etwas Selbstverständliches dem Unglücklichen zu Theil werden. Der Humor predigt keine wohlfeile Moral und verlangt keinen Dank, er allein vermag das Wort der Bibel zur Wahrheit zu machen und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, weil er eben im Nächsten sich selbst wiederfindet. Als Synonym für den Humor hat auch das so oft mißbrauchte Wort „Weltschmerz" einen zutreffenden Sinn und volle Berechtigung, sind doch Beide Kinder derselben Eltern, denn beide entstammen einem warmen Herzen und tiefem Gemüthe.

Freilich meine ich hier nicht den sich heutzutage auf allen Gassen aufdringlich breit machenden Weltschmerz, dieser ist eine Modenarrheit, ja schlimmer, d r Deckmantel des Egoismus und der Selbstsucht, oder aber die letzte Zuflucht eines blasirten und bankerotten Gemüths. Während der wahre Weltschmerz wie der wahre Humor das Herz weitet und über sich selbst hinausführt, machen ihre Nachahmungen dasselbe eng und nur auf das eigene Ich bedacht, wenn auch auf den ersten Blick gerade das Gegentheil der Fall zu sein scheint. Solch ein moderner Weltschmerzler, der sich anstellt, als habe ihn der Menschheit ganzer Jammer angefaßt und ihm das Leben verdorben, während er in Wirklichkeit die Kraft zum Leben verschwendet und nun als traurige Ruine ein Scheindasein fristet, ist das unglücklichste und verachtenswertheste Geschöpf auf dieser weiten Erde. — Aber nicht nur Menschenleid, auch Menschenfreude und Menschenglück versteht der Humor, weiß es aufzusuchen, zu finden und sich zu eigen zu machen, ist er doch die eigentliche Wünschelruthe des Glücks, der es selbst da anzeigt, wo gewöhnliche Augen nur Schutt und Steine zu erblicken vermögen. Er allein verleiht die Fähigkeit in einer Nußschaale glücklich sein zu können, und das ist die wahre Lebenskunst. Ist es doch gerade die Freude am Kleinen, Unbedeutenden, der wir die angenehmsten Stunden unseres Lebens verdanken. Ein großes Glück macht das Herz häufig übermüthig, berauscht uns und wird nur zu oft unser Fluch statt unser Segen. Aber die kleinen Glücksfälle, die uns unvermuthet zu Theil werden, das an sich unbedeutende Vergnügen, das uns der Umgang mit unseren Verwandten und Freunden gewährt, und vor allem die tausend herzerquickenden, ewig neuen Freuden einer glücklichen Ehe, das sind die wahren Träger eines Glücks, das rein und ungetrübt, weil es natürlich ist. Ja, sollte selbst ein Mensch so arm sein, daß er keinen Bru-

der, keinen Freund und kein Weib sein eigen nennen dürfte, und es giebt deren vielleicht mehr als man denkt, so ist er darum doch nicht verlassen oder unglücklich, hat ihm nur eine gütige Fee den Humor als Angebinde in die Wiege gelegt. Hat er auch Niemand, der ihm näher steht als Andere, dem er von den Schätzen seines Herzens mittheilen könnte, braucht er dieselben doch wahrlich nicht zu vergraben, die Welt ist groß und der Menschen sind viele, es ist überall Raum für eine gute That und ein warmes Herz findet stets Gelegenheit sich zu bethätigen. Ja selbst Freude und Glück findet sich viel häufiger in der Welt, als der im Alltäglichen befangene Mensch wähnt; geht nur hinaus auf die Straße oder den Markt, seht euch um in enerem eigenen Hause, überall warten hunderte von kleinen Freuden auf ein offenes Auge und ein empfindendes Gemüth, ihr braucht gar nicht viel zu suchen, um sie zu finden; wozu wollt ihr ein Glück für euch ganz besonders, macht euch das der Anderen dienstbar und ihr habt mehr als ihr bedürft. Seid bescheiden! dies Wort kann man unserer überfeinerten, abgestumpften und nach Außergewöhnlichem haschenden Zeit nicht oft genug zurufen; woher stammt dies ewige Unbefriedigtsein, dieser Mißmuth, kurz das meiste Leid der Kulturmenschheit, wenn nicht von ihrer Unersättlichkeit an Genüssen, von der Begierde es Anderen zuvor zu thun, beneidet zu werden. Laßt diese Thorheiten, es macht euch nicht glücklicher zu besitzen was Anderen versagt, für den wahren Menschen ist gerade das Gegentheil der Fall, er verbirgt die ihm zu Theil gewordene größere Gunst des Schicksals, um Andere nicht zu betrüben, denn ein Glück ist nur dann rein und vollkommen, wenn ein Jeder Theil daran nehmen kann. Aber was nützen die Worte? Wer die Richtigkeit des Gesagten nicht an sich selbst empfindet, wem der Humor nicht beschieden, zuckt die Achseln und lächelt mitleidig über solche Träumereien. Und zwar ist es die Mehrzahl, die vielgepriesene, Alles beweisende Majorität, die sich gedrungen fühlt so zu handeln. Es ist eine zwar traurige, aber leider nur zu wahre Thatsache, daß unsere Zeit durchaus humorfeindlich gesinnt ist. Ihr mangelt eben das rechte Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller Menschen, der Alles beherrschende, despotisch regierende Götze der Gegenwart ist die Individualität, das eigene Ich. Ein Jeder bekümmert sich nur um das, was ihn selbst betrifft; stets den eigenen Vortheil im Auge, steht er allen Anderen fremd und schroff gegenüber; was thut es, ob Tausende zu Grunde gehen, wenn nur Ich dabei gewinne, das Elend, das mich umgiebt, ist der dunkele Hintergrund, von dem sich der Strahlenkranz meines eigenen Glücks nur um so effektvoller abhebt Wohl giebt es auch heutzutage manche Ausnahme, Manchen der anders denkt, und was wichtiger, auch seinen Gedanken gemäß handelt, aber eben diese Ausnahmen beweisen die Richtigkeit der Regel. Eine selbstbewußte Individualität, eine gerechte Schätzung des eigenen Ich wird gewiß Niemand tadeln, besteht doch die Menschheit schließlich nur aus unendlich vielen Individuen. Aber über dem eigenen darf das fremde Ich mit seinen Rechten und Ansprüchen nicht vergessen werden, es möchte sonst eines Tages sich veranlaßt sehen, diese seine Rechte auch in etwas unangenehmer Form vor Augen zu führen. Darum hütet euch! Das mene mene tekel Belsazars könnte einmal wieder aus der Rumpelkammer der Geschichte hervorgesucht und für modernen Gebrauch eingerichtet werden. — Doch lassen wir diese Abschweifung und kehren wir zum Humor zurück, diesem Schlüssel alles irdischen Glückes, diesem sichersten Führer durch das verwirrende Labyrinth des Lebens. Wollt ihr ihn finden, dürft ihr nicht in die Läden und Magazine unserer Kaufleute gehen, denn obgleich in der Jetztzeit von einer Stecknadel bis zur himmlischen Seligkeit fast Alles käuflich, der Artikel Humor wird nirgends geführt. Ihr müßt hinabsteigen in das Gewölbe, in dem die unvergänglichen Schätze des Menschengeistes aufgespeichert liegen, müßt euch an das große Naturalienkabinet oder Museum aller versteinerten sowie aller ewig gültigen Meinungen und Ansichten wenden, an die Literatur, ihr werdet dort das Gewünschte in einigen wenigen, aber desto werthvolleren Exemplaren vorfinden. Laßt die Schränke, an denen griechische und römische Namen zu lesen, unbeachtet, die Alten kannten wohl Spott und Satyre, nicht aber den Humor. Dieser ist ein Produkt der Neuzeit, eine auf dem Baume des Christenthums gereifte Frucht.*) Bei allen größeren Dichtern der letzten drei- bis vierhundert Jahre finden sich mehr oder weniger deutliche Spuren desselben, seine hervorragendsten Verkünder aber sind: Cervantes, Sterne, Smollet, Goldsmith und zuletzt, aber wahrlich nicht der Geringste, Jean Paul. Ist wohl jemals eine lächerlichere aber zugleich tiefere Wehmuth weckende Gestalt gezeichnet worden, als die des edlen Junkers Don Quijote von der Mancha? Sind wir jemals besser porträtirt worden als

*) Müßte doch wohl erst bewiesen werden!

hier? Steckt nicht in Jedem von uns ein Stück des armen Ritters? Ja, auch uns passirt es öfters, daß wir Windmühlen für grimmige Riesen und Schafheerden für feindliche Heere halten, und hat nicht Jeder von uns das traurige Resultat solcher Täuschung schon einmal an sich selbst erfahren müssen, nämlich Schläge? Doch werden wir darum nicht klüger und ziehen immer wieder auf unserer Rosinante, begleitet von dem guten Sancho, unserem Verstande, der trotz alles schwerwiegenden Zweifels immer hinterdrein trottet, auf Abenteuer aus, ein lächerlich trauriges Schauspiel. — Und dann der viel zu wenig gelesene und gewürdigte Jean Paul, welch eine Welt von Gefühlen und Gedanken birgt nicht die schier unerschöpfbare Goldmine seiner Werke; daß dieselbe schwer zugänglich, sollte Niemand abhalten, die aufgewandte Arbeit wird überreich belohnt, denn mir scheint es geradezu unmöglich, daß Jemand der Jean Paul verstanden, fernerhin noch unglücklich sein könne. — Unter den Schriftstellern der neueren Zeit sind hier noch Dickens, hauptsächlich in den Pickwick Papers, nicht aber Thackeray der oft hierher gerechnet, im Grunde aber Satyriker, nicht Humorist zu nennen ist; ferner Fritz Reuter, besonders in „Ut mine Stromtid", und Wilhelm Raabe anzuführen. Der Letztere, einer der gediegensten lebenden Schriftsteller Deutschlands, theilt Jean Paul's Schicksal, wenig gekannt zu sein Der alljährlich massenhaft fabrizirte literarische Schund wird gierig verschlungen, eine treffliche, unserer gemüthsarmen Zeit so nöthige Nahrung, wie sie in Raabe's Schriften zu finden, bleibt unbeachtet. Die Gegenwart weiß den Humor nicht zu schätzen, kennt ihn nicht, zu ihrem eigenen Schaden.*) Ewig unbekannte, große, heilige Macht, die uns umgiebt, die wir ahnen und suchen, rette deine Kinder, die Menschen, vom Verderben, sende ihnen den Bringer des Heils, den göttlichen Humor.

F. Edgar.

An ein Kind.

Du Lockenköpfchen, wirr und licht,
Kaum wollen dich die Füßchen tragen,
Und was die Zunge lallend spricht,
Wir rathen's kaum durch unser Fragen.

Du blickst mich an und weinest schier,
Daß ich für dich kein Lächeln habe?
Sieh, einen Apfel bringst du mir
Und reichst ihn lächelnd mir als Gabe.

Ja, du bist lieb, ja, du bist gut!
Du weißt es nicht, was mich umdüstert.
Ach, selbst dem Besten sinkt der Muth,
Mit dem Frau Sorge kosend flüstert

Kein süßer Schlaf der Nacht erquickt,
Singt sie dem Müden Schlummerlieder.
Hat man die Läst'ge fortgeschickt,
Schnell bringt ein guter Freund sie wieder.

Omaha, Nebr.

Ach, diese Menschen! Süßes Kind,
Du kennst sie nicht, nicht ihre Tücke.
Du wirst sie kennen einst, sie sind
Die Störenfriede deinem Glücke.

Du lachst mich an, du weißt es nicht,
Was meine Lippen heimlich grollen,
Aus deinen blauen Augen spricht
Die Unschuld Tadel meinem Schmollen.

Du lachst mich an, du denkst, ich muß
Doch endlich dir ein Lächeln schenken,
Du schmeichelst mir mit einem Kuß, —
Nicht will ich mehr des Schlimmen denken.

Manch' Unrecht that mir mancher Tropf,
Vergeben und vergessen sei es!
Um deinetwillen, Lockenkopf,
Um deinetwillen, ich verzeih' es.

Max Hempel.

Albumblatt.

Hab nicht zu lieb die knospende Rose,
Es flöge zu bald
Ohn' Heimath ohn' Halt
Ihr Duft dir vorüber ins Uferlose.

Davos.

Unsterblich ist Schmerz allein.
Was nie du besessen,
Ersehnt, nie vergessen,
Wird deines Himmels Grundbau sein.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

---

*) Sind Sie schon je in Schlaraffia gewesen? D. R.

Sein Genius.

Ein Märchen für große Kinder.

Von **Konrad Nies.**

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen Sohn, den sie so unendlich liebte, daß sie um seinetwillen allen Freuden der Welt entsagte und sich mit ihm, wie einst die Königin Herzeleide mit Parzival, in die tiefste Einsamkeit eines alten Waldes zurückzog. Hier hoffte sie den Knaben ganz nach ihrem Sinne erziehen zu können, fern von allem bösen Einfluß der verderbten Welt. Sie selber unterrichtete ihn in allen edlen Dingen, denn sie war eine kluge Frau, die sich in der Schule des Lebens zu einer weisen Lehrerin herangebildet hatte. Als nun aber die Zeit kam, da der Knabe zum Jüngling herangereift war, regte sich in dessen Brust ein unbekanntes Stürmen und Drängen. Der Wald däuchte ihm eng und dunkel; die Einsamkeit kalt und leer. Er wollte Licht, Leben, Thaten; er wollte die Welt sehen, von der ihm vorüberkommende Wanderer erzählt und die ihm wie ein wunderbares Märchen erschien. Und so sehr er auch seiner Mutter in treuer Liebe zugethan war; es litt ihn nimmer in der thatenlosen Stille seines Waldhauses und immer dringender bat er seine Erzeugerin: „Laß mich ziehen, nur ein einzig Mal laß sie mich sehen, die schöne Welt!“ — Vergeblich waren die Bitten der Mutter, seine Sehnsucht niederzukämpfen und bei ihr in der friedvollen Einsamkeit der Waldheimath zu bleiben. Umsonst erzählte sie ihm von den dunklen Sorgen und Gebresten, von der bitteren Pein und herben Noth und all dem Häßlichen und Bösen, das in der Welt wohne. Er ließ sich nicht abhalten. „Ich muß ja sterben vor Sehnsucht,“ sagte er, „wenn Du mich nicht ziehen läßt.

Da sah die unglückliche Frau, daß sie ihren Sohn nicht mehr zurückhalten könne, und schweren Herzens entschloß sie sich, ihn ziehen zu lassen. Eh' er jedoch von ihr ginge, wollte sie ihm einen Schutzengel auswählen, der ihn durch die Fährlichkeiten des Lebens leiten und ihm in allen Bitternissen der Welt tröstend zur Seite stehen sollte. Ein solcher Schutzengel hieß: Beruf. Aber es gab unter den Schutzengeln manigfache Arten; und drei Tage und drei Nächte betete die geängstigte Mutter, damit sie die Kraft finden möge, dem geliebten Sohne den rechten Schutzgeist auszuwählen. In der vierten Nacht erschien ihr ein Bote aus den Reihen der Unsterblichen und geleitete sie in das Reich der Genien. Manigfaltiges und Wunderbares war hier zu schauen. „Sieh' dich um,“ sagte die Stimme des Begleiters zu der Mutter, „dann wäge und wähle!“

Ein weiter Raum that sich vor dem Blick der sinnenden Frau auf, so weit und lang, daß das Auge nimmer Anfang noch Ende desselben erschauen konnte. Mächtige Säulen strebten empor in die endlose blaue Höhe, aus der es wie ferne Sterne herabschimmerte. Unermeßbare Abgründe senkten sich in den Boden, aus deren dunkeln Spalten es wie eitel Gold und Silber heraufgleißte. Dazwischen thürmte sich seltsames Geräth aus Glas und Metall zu kleinen Hügeln empor, auf denen es schattenhaft auftauchte wie ein tiefernstes, gedankenzerwühltes und sehnsuchtzerrissenes Menschenantlitz. Umsonst durchschweifte das Aug den ungeheuren Raum nach einem festen Ruhepunkt. Kein freundlicher Sitz lud den müden Forscher hier zur Rast ein. Wer diesen Raum betreten, mußte ewig wandern und wandern durch endlose Höhen und Tiefen.— Ein heller Schein erhob sich aus der Ferne, heller noch als die flammenden Strahlen der aufgehenden Sonne, und vor der überrascht aufschauenden Frau stand ein gewandloses Weib von tadelloser Schöne der Gestalt. Es war: —„Die Wissenschaft.“ Eine blendend helle Lichtfluth umrann das stolz erhobene Haupt; von den entschleierten Gliedern aber ging ein herber Eishauch aus, der sich beklemmend auf's Herz der Mutter legte. In all dem Licht fror es sie plötzlich.—Das war kein Genius für ihren Sohn! Sie neigte das Haupt und schritt vorüber.

Und wieder that sich ein weiter Raum vor ihr auf. Wie Trommelklang und Trompetengeschmetter scholl es ihr entgegen. Eine lange Reihe hochaufragender Triumphbogen und Siegessäulen säumte den Weg. In rothem Nebel schwebte es rings vorüber: reckenhafte Gestalten in Helm und Schild, umgeben von rossejagenden Walkyren. Darunter schimmerte es in unheimlichem Zwielicht wie weißes Knochengerippe. Blutgefärbte Leiber von Erschlagenen schoben sich dem straucheluden Fuße entgegen. Aus goldener Wolke aber winkte ein herrliches, gliedergewaltiges Weib in strahlender Rüstung. Sieghaften Blickes hob sie Schwert und Lorbeerkranz. Es war: —„Das Heldenthum.“

Mit leuchtenden Augen blickte die Mutter empor. Da war es plötzlich, als strecke sich

ihr eine knöcherne Hand wie zum Fluche aus dem qualmenden Rauche des Bodens entgegen, und durch den strahlenden Goldglanz zog es sich in düsterrothem Scheine, wie — Blut und Thränen. Ein kalter Schauer rann der Zurückbebenden durch's Herz. — Auch das war kein Genius für ihren Sohn.

Sie neigte das Haupt und schritt vorüber. Und wieder that sich ein weiter Raum vor der Dahinschreitenden auf. Helle Rosenflammen lohten rings aus blauen Duftwolken empor und streuten seltsam flimmernde Lichter in die Dämmerung, welche den Raum umfangen hielt. Ein Teppich von Veilchen und Anemonen wob sich unter dem Fuß. Ueber dem Haupte raunte und rauschte es in neigenden Wipfeln mit heimlichen Märchenstimmen. Leise, verloren scholl der Sang einer Nachtigall aus der Ferne. Ein süßes Geheimniß schien in den duftschwülen Lüften zu träumen. In der Höhe hob sich ein fremdes Weben und Klingen, und mit weißen Schwanenflügeln kam es hernieder gerauscht. Schleierhaft rann es ineinander; aus rosigem Dämmer tauchte ein Mädchenantlitz von zauberhaftem Liebreiz auf. Goldene Locken umsäumten den zarten Nacken, der sich in lilienhafter Reine aus der himmelblauen Gewandung hob. Aus den Tiefen der leuchtenden Kinderaugen brach ein wechselnder Strahl von kindlicher Glückseligkeit und rührender Wehmuth. Es war: — „Die Poesie."

Ein Gefühl süßer Freudigkeit durchzog das Herz der Mutter. Sie hatte den Schutzgeist für ihren Sohn gefunden. — „Ziehe Du mit ihm," bat sie, sich vor der himmlischen Erscheinung verneigend. „Du bist die Rechte; Du wirst ihn schützen und schirmen."

Und aus der Einsamkeit des Waldhauses zog die Poesie mit dem Jüngling hinaus in die Welt. Auf wirren Wegen schritt sie ihm getreulich zur Seite durch den Lärm des Marktes und das Gedräng der Menge. War er müde des Schauens und Wanderns, dann rastete er, sein Haupt in den Schooß der ihn leise in den Traum singenden, göttlichen Weggenossin gebettet. Und einmal wachte er auf, — es war an einem Frühlingsmorgen, zur Zeit der Veilchen und Anemonen — da rann es ihm seltsam warm und wonnig durch's Herz; er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. Glückvoll hob er die Augen empor zu seiner holden Geleiterin und sagte leise: „Ich liebe dich!" Und sie neigte sich huldvoll nieder und küßte ihn: „Wirst du mir treu sein?" — „Ewig!" Jubelnden Tones sang er sein erstes Lied dem blühenden Frühling entgegen.

Die Veilchen verblühten; der Lenz ging. Wochen, Monate und Jahre verrannen. Der weltwandernde Jüngling war zum Manne geworden. Er hatte Länder und Meere gesehen und in Palästen und Hütten gewohnt, — aber immer noch durchsuchte er die Welt vergeblich nach dem Glück, von welchem jene Wanderer dem Jüngling im Waldhause einst erzählt hatten. Einmal hatte er zwar geglaubt, daß er es damals, an jenem Frühlingsmorgen, gefunden habe. Als er dann aber tiefer in das Wesen und Treiben der Menschen geschaut und erkannt hatte, wie so anders die Wünsche und Ziele dieser waren, und wie unachtsam und lieblos sie an der anmuthigen, aber scheuen Gefährtin seines Herzens vorüber eilten, da wollte es ihm doch däuchen, als ob seine Mutter unrecht daran gethan, daß sie ihm nicht eine mächtigere, stolzere Schützerin unter den Genien ausgewählt.

Und bald kam die Stunde, wo er nicht nur müde des Wanderns, sondern auch überdrüssig der Gesellschaft seiner Weggenossin ward.

„Ein wirrer, endloser Pfad voll Dornen und Nebel ist's, den Du mich führest," hub er unwilligen Tones zu seiner Geleiterin an, „und wenig Nutzen, däucht mich, gewährt mir das Höhensteigen und Abseitsschreiten. Lieber, fürwahr, will ich in der breiten Ebene bei den Andern rasten und theilnehmen an der allgemeinen Lust, denn ewig vergeblich nach dem Sonderen und Fernen Suche halten. Aermlich ist dein Gewand und kinderhaft dein Wesen. Unheimisch bist du unter den Menschen und kundlos der Welt, und unholde, hohnvolle Worte werden mir von den Lebenskundigen, die goldgeschmückt der großen Menge voranschreiten, wenn ich mich ihnen an Deiner Seite zeigen muß. Wohl warst Du dem Jüngling einst eine holde Gespielin zur Zeit des Lenzes. Jetzt aber ist der Sommer gekommen; ich bin ein Mann geworden und trage Flammen in meinem Herzen, die Du nimmer zu löschen vermagst, denn wonnelos sind die Küsse deiner zarten Kinderlippen dem nach heißerer Lust Dürstenden. Darum scheide Dich von mir, auf daß ich mir ein Weib wähle, wie jene Weltfrohen und in gluthvollem Umfassen die lodernden Flammen meines Herzens tilge!"

Voll Weh und Trauer hob die also Geschmähte ihr Haupt zu dem treulosen Ankläger empor und ein fremder Gluthstrahl zuckte in ihren Augen auf:

„Verblendeter!" sprach sie vorwurfsvoll. „Wolle nicht dein Verderben! Das Schicksal hat mich Dir auf deiner Mutter Bitte als

Schützerin in das Leben mitgegeben und nimmermehr kann ich mich von Dir scheiden, auch wenn dein Mund mir nicht ewige Treue gelobt."

Da fuhr der Trotzige in wildem Zorne empor: „Verblendet war ich, als ich dies gethan! Fluch ihr, die Dich mir ausgewählt und Fluch Dir, der Du dich an mich kettest und mich unfrei machst! Untauglich bin ich durch Dich, Mensch mit den Menschen zu sein! Aber nimmer soll das Schicksal Gewalt haben über mich und nicht länger mehr sollst Du mich abhalten in anderer Weiber Arm Erlösung zu suchen aus meinen Qualen. Gewaltsam zerbrech ich die Kette, die mich an Dich gebunden! Ich hasse Dich! Ich tödte Dich! Fliehe meinen Zorn!"

Wieder schüttelt sie traurig das Haupt: „Ich kann Dich nicht lassen. — Ich liebe Dich!"...

„Du liebst mich?" rief er hohnvoll. „Dann zeige es mir und gieb mich frei!"

„Ich kann es nicht! Höher als mein Wille steht das Schicksal. Ihm müssen wir uns beide beugen. — Aber ich will Dir die Erlösung geben nach der Du dürstest, Unglückseliger! — Mögen die Göttlichen mir deshalb verzeihen!"... Sie hatte sich hochaufgerichtet, und leicht umhüllt von wehenden Nebeln wuchs das scheue Kind plötzlich zu einem hohen, fremdschönen Weibe empor. Flammenrothe Schleier flatterten über die schwellenden Glieder von blendender Weiße. In tiefschwarzen Wogen fluthete das gelöste Haar vom Haupte herab über den entschleierten Nacken und Busen. Lustverheißende Begehrlichkeit lag auf den kußlüsternen Lippen, und wirre, verzehrende Gluthen flammten aus dem Abgrund der nachtdunklen Augen, die herrliche Gestalt mit einem unheimlichen und doch zauberhaft schönen Irrlichtglanze umfließend.

Ein wilder Taumel ergriff den in fremdem Zauber Versunkenen. Das war das Weib, von dem er geträumt, das er ersehnt und gesucht. Endlich sollte ihm Erlösung werden aus der Unrast; endlich, endlich hatte er sie gefunden, die Geliebte, die Erfüllung, die Lust, das Glück!

Lächelnd öffnete sie die schönen Arme. Und mit einem wilden Wonneschrei warf sich der Gluthberauschte an den Busen des herrlichen Weibes.

„Wer bist Du, Liebegewaltige?" flüsterte er, seine Seele in ihrem Kusse verhauchend.

„Noch immer Deine alte Führerin und Fahrtgesellin. Nur meine Gestalt und mein Name haben eine Wandlung erfahren. Ich bin: — d e r W a h n s i n n!"... Und mitleidig schloß die schöne Wonnespenderin den voll göttlicher Lust in ihren Armen Sterbenden an ihr liebeheißes Herz.

Leise flüsterten seine erstarrenden Lippen: „Du bist die Erlösung, das Glück!"...

Bitte.

Ja, Geist! gieb uns Begeisterung
Und Sinn für Göttliches und Großes!
Gieb Kräfte uns zu hohem Schwung,
Stell uns auf Nebo wie einst Moses.

Laß uns ein schönes Ziel erschau'n,
Ein Ziel das werth ist zu erringen!
Und laß den Muth und Selbstvertrau'n
Auch manches Schwierige gelingen!

Und soll's nicht sein, so laß uns nur
Auf einer reinen Höhe enden!
Im Himmelsduft, im Lichtazur
Die freie Seele zu dir senden!

Johann Strausenmüller.

Im Secirsaal.

Ein düst'rer Raum, ein hoher, kahler, großer,
Auf langen Tischen liegen, kalt und fahl,
Die Körper armer Freund- und Heimathloser.
Schwer kriecht ein ekler Broden durch den Saal.
Des Gaslichts Strahlen durch die Dünste schleichen
Entlang den Wänden, und ihr Flackerschein
Wirft wirre Schatten auf die nackten Leichen.
Welch' bunt Gemisch, welch' gräßlich Stelldichein
Von todesstarren, nackten Menschenleibern!
Welch' eine stille Volksversammlung ist's
Von Jünglingen und Greisen, Männern, Weibern.
Dort auf der eichnen Platte des Gerüst's
Liegt, welk und dürr, ein Greis, auf seinen Lippen
Das letzte Lächeln hält des Todes Bann.
Dicht neben ihm mit hochgewölbten Rippen
Und starken Gliedern liegt ein junger Mann,
Doch angstverzerrt die Züge. Kannt' er wähnen,
Was seines Körpers Schicksal, wenn er todt?
Und dort ein Weib, noch fließt in langen Strähnen
Vom Haupt das Haar, das weiche, goldigroth.
Und neben ihr der Sohn der trop'schen Lande,
Des Aethiopiers muskulöser Leib,
Noch lebensfrisch, als ob der Schlaf ihn bannte,
Und neben diesem liegt ein junges Weib;
Ein Weib, so schön, so wundervoll gegliedert,
So liebeshold ihr edles Angesicht,
Auf dem sich Schmerz und Liebreiz eng verbrüdert,
Der ganze Leib ein herrliches Gedicht.
Ich war erregt, betäubt, mein Herz schlug wilder,
Ein Eishauch kroch durch meine Glieder schwer,
Welch irre, wirre wechselvolle Bilder
Mein Hirn da sah, nicht weiß ich's heute mehr.
Ich weiß nur Eins! Verflucht hab' ich die schwache
Unsichre Kunst des Arztes wild und rauh,
Auf meinen Lippen lag der Ruf: „Erwache,
Zum warmen Leben wieder, schöne Frau!"
O, traurig Schicksal! Dieser Ort des Grauens
Als letztes Ziel! Der Armen bleibt versagt
Ein ehrlich' Grab! War diese des Vertrauens
Nicht e i n e s Freundes werth, der sie beklagt?
Und tiefer sank ich in mein schmerzlich Brüten.
Ich sah als Kind sie in der Eltern Haus,
Ihr lieb' Gesicht, ihr herzlich Lachen sprühten
Gern Lust und Frohsinn allerorten aus.
Sie wuchs und ward zur Jungfrau, schönheitprangend,
Wie frühlingsfrisch ein Baum in voller Blüth,
Und Liebe gebend, Liebe heiß verlangend,
Hat an des Liebsten Brust ihr Haupt geruht,
Und dann vielleicht — sie fiel — und kein Verzeihen —
Der Professor stand plötzlich neben mir:
„Frisch an die Arbeit, keine Grübeleien!
Dort diesen Schnitt und dort und diesen hier!"
Ich fuhr empor — das Messer aus der Scheide! —
Nicht schämt' ich mich, daß feucht das Auge thaut —
Und ihre Spuren gräbt die scharfe Schneide
In diese weiße, weiche, zarte Haut.

Omaha, Neb. **Max Hempel.**

Der Apostroph in der Dichtung.

Vortrag, gehalten im Verein für Deutsche Literatur und Kunst in Amerika, den 26. März 1890,

von **Georg Juraschek.**

Meine Damen und Herren! — Klopstock, von dem schon Lessing beklagt, daß ihn zwar Jeder lobe aber nicht Jeder lese, unser alter, vortrefflicher Klopstock, giebt in seinen Epigrammen sehr bemerkenswerthe Lehren über die Bedeutung, welche Silbenmaß und Wohlklang für die Bildung einer edlen poetischen Sprache haben. Diese Lehren scheint man heute nicht mehr zu beachten. Unsere Dichter sind nämlich dem alten Klopstock so weit voraus, wie unsere Kritiker dem „braven" Lessing. Sie haben eine poetische Phraseologie, in welcher sich Wohlklang und Silbenmaß harmonisch durchdringen, sie besitzen Schiller's „gebildete Sprache, die für sie dichtet und denkt." Weder Silbenmaß noch Wohlklang machen ihnen viel Kopfzerbrechen. Ihnen ist das Dichten fast ein Zeitvertreib, und leider: — Je leichter es ihnen schon gemacht ist, desto leichter nehmen sie es auch! — Doch davon später!

Zu Klopstock's Zeit war die spröde Sprache Teut's noch wenig geeignet, sich in leichter Freiheit zu bewegen. Sie mußte erst aus fremden Schlacken geschält, erst aus dem Rohen herausgestreckt werden, und Klopstock stand noch inmitten getrennter, fast feindlicher Bestrebungen, diese Sprache in schöne Formen zu schmieden. Hier versuchte man es mit eintönigen Reimfolgen, mit noch unbeholfenen Versuchen in Assonanz und Alliteration, dort wie Klopstock selbst mit strengen Versmaßen und Strophenformen. Klopstock mahnt freilich zu einem Compromiß. Er erkennt im Wohlklang und Silbenmaß den „doppelten Mitausdruck"; er lehrt, nur beide vereint würden der Sprache eine zweite Seele geben. Wie aber „Bravura" nur eine Vorübung zum kunstvollen Gesange sei, so müßten auch sie nur als eine Vorübung gelten zum edelsten Ausdruck der Sprache. Den natürlichen Ausdruck dürfte weder Wohlklang noch Silbenmaß einseitig beherrschen, beide sollten ihm nur „mitsingend dienen". — Aber auf die Frage: Ist schon ein Künstler so hoch gestiegen? antwortet er sich: „Keiner! man will nur überall seh'n, er habe nach Vollendung gerungen." Und doch standen, als der alte Mitbildner unserer poetischen Sprache dieses harte Urtheil fällte, Goethe und Schiller schon neben ihm auf dem deutschen Parnaß. — Und warum wurde er Beiden nicht gerecht? Weil Goethe ihm aufsässig gewesen, weil Schiller ihm zu jung war, als daß er ihn hätte für voll halten sollen? Das möchten Gründe eines Altmeisters von heute sein. Bei Klopstock dürfen wir an sachlichere und innere Gründe glauben. Und mir will scheinen, den alten Meister der streng gebundenen Form, den feierlichen Rhytmiker durfte die zwanglosere Manier der Weimaraner wohl wie eitel Wohlklang-Klingelei anmuthen, wenn wir auch heute in dieser Weise die vollendete Harmonie von Wohlklang und Rhytmus erkennen.

Und, meine Herrschaften, so wenig wir uns heute daran erinnern, daß Wohlklang und Silbenmaß einmal für getrennte, nur schwer vereinbare Hülfsmittel des schönen Ausdrucks galten, und so fertig unsere poetische Sprache ist, so handgerecht und mundgerecht sie sich dem Dichter darbietet — auch noch heute könnte man die deutschen Dichter in Silbenmaß-Poeten und Wohlklang-Sänger eintheilen. Diese Theilung würde sogar nahezu mit der Landsmannschaft zusammenfallen. Wenigstens sind die, welche ich Silbenmaß-Dichter nennen möchte, fast ausschließlich Norddeutsche: Klopstock, Voß, Schlegel, Platen, Rückert; selbst ihr Nachahmer Bodenstedt — dem schon das rechte Wort den Dichter macht, anstatt des schönen — sind vor Allem Finder und Aneigner kunstvoller fremder Formen für den Umguß der heimischen Sprache.

Und dort Schiller und Goethe, welche freilich — Hexámeter **wie** den" — machten, Uhland und seine Schwaben-Gefolgschaft, Lenau, Grillparzer, Auersperg, jetzt Lingg, Scheffel und aus dem Norden überlaufend ehemals Heine und nun Julius Wolff, Alle zwangloser in der Form, um eine überzählige Silbe nicht groß verlegen und doch — sangbare Dichter, Sänger, deren Lieder, wie die des Trompeters und Rattenfängers in hundert Weisen gesetzt sind, sie Alle zugleich des Wohlklangs Pfleger und seine Begünstigte.

Ich denke nun: Soll ein Gedicht so gelingen, daß es sich hören lassen kann, so muß es auch schon declamatorisch d. h. auf den Wohlklang hin empfunden werden — Wohlklang-Sänger arbeiten laut. Das Messen von Silben, Versen und Strophen hingegen kann auch leise geschehen. Man braucht nur mit den Fingern der linken Hand zu tactiren oder nur auf die Länge der Verszeilen zu sehen; man kommt auf

Strophenformen, die sich gedruckt ziemlich apart ausnehmen, auf Reime, die zwar das Auge ergötzen mögen, aber das Ohr so beleidigen, wie etwa Bodenstedt's:

„Wie die Hitz' aus dem Topfe steigt,
So (?) der Witz aus dem Kopfe steigt"

Kurz, man wird vielleicht ein sogenannter Meister der Form — der Form, die mit der Dichtung, welche in so körperlosen Dingen wie Klängen, Tönen und rhytmischer Bewegung arbeiten soll, streng genommen gar nichts zu thun hat — man ist bestenfalls ein Vorarbeiter, ein Punktirer, dessen geleckten, kalten Statuen doch erst der Meister Wohlklang-Sänger den Ausdruck warmen Lebens zu geben vermag.

Dichter sozusagen bei der Arbeit zu belauschen ist freilich nur Wenigen vergönnt. Wollen Sie aber einen Anhalt haben, ein äußeres Zeichen, an dem man den Wohlklang-Dichter, den es zu studiren lohnt, vom bloßen Silbenmesser auf den ersten Blick unterscheiden kann, dann, m. Herrsch., möchte ich Ihnen rathen, sehen Sie dem Dichter auf seine Apostrophe. Dem wahren Dichter ist auch der Apostroph ein Kunstmittel; im Uebrigen hat aber, wie jedes Ding, auch die Dichtkunst ihren Haken und dieser Haken ist ebenfalls — der Apostroph.

Wenn ich an Klopstock — der übrigens den Apostroph gelegentlich so stark mißbraucht, daß er in „Popens vermuthliche Reue" das Wort Kritiker in „Krit'ker" apostrophirt, was ihm die Kritick**e**r nie verzeihen werden — wenn ich an Klopstock's Grundlehren angeknüpft und dann Silbenmaß und Wohlklang so ausführlich weiter behandelt habe, so hatte das seinen guten Grund. Mit dem Zusammenfassen beider Begriffe unter den eigentlich nichtssagenden Worten einer „schönen Sprache" oder „glatten Form", wie sie heute Herr Rudolf von Gotschall in Leipzig jedem deutschen Dichter testirt, der ihm seine Gedichte ehrfurchtsvoll zueignet — scheint den Dichtern von heute eine Kenntniß abhanden gekommen — **die** Kenntniß, daß der Apostroph nur ein Mittel des Wohlklanges sein sollte, daß man immer eine Sünde gegen den heiligen Geist der Sprache begeht, wenn man ihn metrisch gebraucht und nur, um sich das Scandiren oder Silbenzählen zu erleichtern, der Sprache organisch nothwendige Silben ohne Noth abzwackt.

Den Dichtungs-Apostroph sehe ich da, wo das Elisions-Häkchen gegensätzlich zu seinem prosaischen Gebrauche zu finden ist. Wenn Schiller singt: Frisch auf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd — oder, d'rum prüfe wer sich ewig bindet; wenn Bürger erzählt „Lenore fuhr um's, statt um das Morgenroth empor" u. s. w.; wenn Goethe bittet: „Zephyr nimm's auf deine Flügel, schling's um meiner Liebsten Kleid", anstatt nimm es und schling es — oder schon kühner da, wo er derb oder volksthümlich wirken will, sagt:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt"

oder Gretchen sagen läßt:

„Ich gäb' was d'rum, wenn ich nur wüßt' . ."

so machen sie sich Kürzungen zu Nutze, die schon die Prosa hergiebt und welche der Sprachgebrauch geheiligt hat. Wenn aber Goethe im Prometheus und Ganymed, ungebundenen Oden, in denen ihn keine Rücksicht auf das Silbenmaß oder den Silbenfall einengt, dennoch schreibt:

Hier sitz' ich und forme Menschen

oder:

Ich komm', ich komme!

so liefert er damit lehrreiche Beispiele des künstlerischen, wohlklangfördernden Apostrophs in der Dichtung. Er benützt den Apostroph, um einen Hiatus zu vermeiden, den Zusammenstoß eines auslautenden Vocals mit einem unmittelbar folgenden, anlautenden; „sitz' ich und komm' ich," statt sitze ich und komme ich. Nur in diesem Falle ist der Apostroph lediglich poetisch und künstlerisch berechtigt, weil er den Wohlklang fördert und den Fluß des Verses ebnet. Lassen Sie mich, um das Wesen des Hiatus auch den Nichtdichtern unter uns klarer zu machen, den Hiatus an einem anderen Beispiele erläutern, wo er zu einer offenbar gewollten Wirkung absichtlich verwandt ist. In Heine's Lorelei heißt es:

„Den Schiffer im kleinen Schiff-**e**
Ergreift es mit wildem Weh
Er sieht nicht die Felsenriffe
Er schaut nur hinauf in die Höh'."

Sie hören da, jeder Vers lautet mit einem **e** aus und jeder folgende beginnt mit einem solchen. Hat man das Schluß-**e** ausgehaucht, so muß man Athem schöpfen, um das nächste anlautende **e** auszusprechen. Das bedingt eine Vortragspause, so klein sie sein mag, und so klar diese die einzelnen Zeilen heraushebt, so schön sie hier die Vers-Enden accentuiren hilft, so störend würde sie in der Mitte des fließenden Verses sein. Dort wird der Hiatus und die Athem-Pause ein Hinderniß, eine Härte, die man besser mit einem Apostroph wegstreicht. Auch ist im Auslaut gerade dieses schwachtönende **e** unbequemer, als volltönende Vocale oder gar Doppelvocale.

„Es blinkt der Thau || auf den Gräsern der Nacht" läßt sich so natürlich sprechen, als

bequem singen. Das auslautende **e**, das vor allem in Flexionen oder Biegungen vorherrscht, ist aber von einem so geringen Klangwerthe — ich könnte ebenso gut sagen Klangwerth —, daß man es über sein natürliches Recht hervorheben müßte, um es in der Declamation gegen den folgenden auslautenden Vocal überhaupt zur Geltung zu bringen. Horchen Sie auf den letzten Vers, d. i. die letzte Zeile in Heine's:

Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferné in ein kühles Grab."

In „schlepp' ich," ist das e bequem apostrophirt, bei „Ferne in" hat man es gezwungen auszusprechen, als wäre es ein é mit dem französischen Accent aigu. Und diese natürliche Klangschwäche ist ein zweiter Grund, es zu apostrophiren:

„Träum' ich, wird mein Auge trüber"
„Hört' ich das Pförtchen nicht gehen"
„Leg' an mein Herz dein Köpfchen"
„Wie könnt' es anders sein".....

u dergl m.

Thatsächlich apostrophiren wir im Deutschen auch nur dieses tonlose oder doch schwachtonige Schluß-**e** und das „**i**", wenn es eingeschlossen vor einem „**g**" steht. Natürlich können wir selbst in der Poesie nicht einem Igel den Kopf weg-apostrophiren. Wohl aber sagen wir: „Heil'ge, wen'ge, Gewalt'ger" — ganz gegen die prosaische Gewohnheit. Das scheint auf den ersten Blick durch Rücksichten auf den Wohlklang nicht begründet. Aber ich sage absichtlich auf den ersten Blick, denn auf den Blick kommt es gar nicht an. Prüfen wir mit dem Gehör, so stellt sich die Sache anders. Das eingeschlossene „**g**" sprechen wir vielfach wie ein „**j**". — Auch ohne gerade in einer Berliner „Wieje jelejen" zu haben, würden Sie nicht vielfältige und mannigfache sagen und damit schon vielfältije und mannichfache Verstöße gegen die künstlerische, rein guttrurale Aussprache des „g" machen. Und lassen wir ein „**i**" nur einmal ganz lang anshallen — **iii**. .j — so endet auch das in einem leisen j-Laut, oder genauer gesagt, während die Stimmbänder das „i" wieder und wieder herausschwingen, klingt der j-Laut vorn am oberen Gaumen als leiser Oberton mit. Ein einfacher Sprechversuch wird dies bestätigen. Für das feinere Ohr liegt also auch im „**i-g**" vielfach ein Hiatus und deßhalb darf das „**i**" dem Wohlklange zu Liebe durch einen Apostrophen ersetzt werden:

„Heil'ge Ordnung, segensreiche"
„Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter."
„Jetzt wen'ge Worte nur." (Dido.)
„Dich selbst Gewalt'ger." (Platen an Goethe.)

sowie besonders:

„Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr." (Glocke.)

und Heine's:

„Die heil'gen drei Könige sangen."

An diesen letzten Beispielen sehen Sie besonders deutlich, daß die Apostrophirung des **i** nicht obligatorisch ist, sondern von wirklichen Dichtern wesentlich aus Rücksicht auf den Wohlklang vorgenommen wird. „Der ruhige Bürger greift," ebenso wie „Die heiligen drei Könige sangen, hätten gleich übelklingende guttrurale Alliterationen gegeben. Und was die mögliche Aussprache r u h i j e und h e i l i c h e betrifft, so darf ich Ihnen versichern, wie sehr diese gezischten i-g und ich-Laute dem Wohlklange unserer Sprache Eintrag thun, das merken wir Deutsche eigentlich erst, wenn uns ein Fremder darauf aufmerksam macht. Ich habe Alphonse Daudet gelegentlich behaupten gehört, die deutsche Sprache sei gar nicht singbar, und ihn die Lacher mit dem Argument verblüffen hören: "Mais je vous en prie. Comment peut-on chanter: Ich liebe dich 'erzinnichlich!" — Ich glaube dieses Citat ist aus dem deutschen Text zu Gounod's Margarethe. Aber man braucht nicht einmal bis zu einem Operntext vorwagnerischer Mache herabzusteigen, um ähnlich Böses zu finden. In Goethes „Vorklage" zu den Gedichten, wo wir zugleich Goethes ersten Apostroph finden, lauten die letzten Verse:

„Die Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sich's nicht widersprechen."

Das ist nun freilich an den Leser gerichtet und für's Lesen geschrieben. Es ist nicht gesungen. In einem Liede würde Goethe derartige Härten überhaupt vermieden haben. Aber dennoch, bemerken Sie, bitte, wie kunstvoll auch hier das apostrophirte „'s" z w i s c h e n die drei „chs" geschoben ist und der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben erscheint. Anders gestellt, etwa: „Und sollt' es sich nicht widersprechen" wäre der Vers noch viel eintöniger mißtönig geworden.

Schiller entledigt sich einer ähnlichen Schwierigkeit ungleich glücklicher. Hectors Abschiedsworte:

„Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall' ich und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß"

haben alle Elemente dieses Mißklanges in sich; aber die beiden schlimmsten i-s, die in heilijen und stygischen apostrophirt Schiller hinweg und bekommt einen durchaus wohlklingenden Abgesang für seine Strophe. Und

zugleich verzichtet Schiller damit auf eine lautmalerische Künstelei, die er in anderen Gedichten gerade dieser ersten Periode mit großer Vorliebe angewandt hat, eine Künstelei, die uns sogar Klopstocks Mißbilligung einseitiger Wohlklangs-Bestrebungen verständlich macht. Denn Verse wie die folgenden:

„Lieblich itzt, wie über bunte Kieseln
Silberhelle Fluthen rieseln"

oder:

„Schläft hier linde bei des Baches Rieseln
Der wie Silber spielet über Kieseln"

streifen schon an den Witz, so gut sie auch die Idee des Fließenden, Schwindenden, Enteilenden lautmalerisch versinnlichen. Auch das Entschwinden hätte ja einem antiken Schatten, wie dem Hectors, wohl angestanden. Aber hier kam es Schiller offenbar mehr darauf an, den Eindruck des Unheimlichen zu geben; er läßt also das dumpfe „u" vorlauten und apostrophirt die helleren i's hinweg. — Und glauben Sie nur nicht, daß ich da etwas in den Schiller hineindichten möchte. Wie glücklich Schiller mit dergleichen dumpfen Vocalen auch sonst das Schauerliche malt, mag Ihnen die Stelle beweisen

„Hört ihr's wimmern — hoch vom Thurm
Das ist Sturm —"

und wie andererseits das vortönende „i" für das Gleiten, Entschwinden und daraus abgeleitet selbst das Sehnen lautmalerisch benutzt wird, zeige Ihnen bei Wagner Tristan's:

„Frisch weht der Wind — dem Meere zu
Mein irisch Kind, wo weilest du"

sowie Siegmunds sehnsüchtige Frage:

„Werd ich in Wallhall Sieglinde finden

und die wiederklingende Antwort:

„Sieglinde findest du nicht!

eine Stelle, an der die Musik nichts als die I-Laute hervorklingen läßt.

Aber gehen wir zu unserem Apostroph zurück. Nachdem gezeigt ist, wie derselbe zum Wohlklange wirken kann und soll, sehen wir einmal ein ganz hervorragendes Gedicht auf seine Apostrophe durch, das Lied von der Glocke. Wir finden da in 425 Versen im Ganzen 26 Apostrophe. Davon sind sieben sprachgebrauchliche, wie „das ist's ja" — „noch dauern wird's" ꝛc. Bleiben 19. Davon gehen 9 gegen den Hiatus, wie „und reget ohn' Ende," statt der stolpernden prosaischen Form „und regt ohne Ende." Bleiben zehn. Davon beseitigen acht zischlautende „i's vor g's." Bleiben im Ganzen zwei Apostrophe, die uns überraschen dürfen. Schiller sagt:

„Wenn die Glock' soll auferstehen"

und

„Hebt die Glock' mir aus der Gruft!"

Mag sein, der Dichter hat diese schwäbelnde Form „die Glock" angewandt, um den Meistersprüchen eine leichte dialectische Färbung zu geben. So wenigstens erklärt der große Lehrmeister der Prosodie Viehoff die Apostrophe. Ich denke mir die Sache indeß anders Ich glaube, auch hier hat Schiller nur einen versteckten Hiatus vermieden. Wie nämlich hätte er ohne die beiden Apostrophe auskommen sollen? Er konnte hier das wenn, dort das mir fortlassen und sagen:

„Soll die Glocke auferstehen"

und

„Hebt die Glocke aus der Gruft!"

Dann aber hätte er zweimal die böse Vocalfolge e-au gehabt, einen so schlimmen Hiatus, m. D. u H., daß zum Beispiel der schönsprechende Franzose das Wort "eau de Cologne" ganz sans façon "Oh de Colonch" spricht. Verzeihung! Aber im Ernst, trotz sehr fleißigen Nachspürens habe ich bei Schiller nur noch einen anderen Apostroph gefunden, der weder durch den Sprachgebrauch sanctionirt noch zur Beseitigung des Hiatus geboten erschien. Und wenn es in der Macht des Gesanges heißt:

„Verbündet mit den furchtbar'n Wesen"

so giebt dieser Binnen-Apostroph dem gekürzten Worte „furchtbar'n" eine consonantische Gedrungenheit und lautmalerische Kraft, die, wie ich glaube, meine Theorie, der Apostroph solle immer nur ein Mittel zum Wohlklange sein, nur ganz wunderbar bestätigen kann.

Und so, meine Herrschaften, könnte ich Ihnen hunderte von Wohlklangs-Apostrophen vorführen, aber ich fürchte, dieselben würden den Entdecker lebhafter interessiren, als jeden Andern. Steigen wir also lieber einmal unter die apostrophischen Sünder herunter. Das wird Ihnen eher Freude machen, denn da begegnet man gelegentlich einem seiner guten Bekannten. — Ich habe hier zunächst ein Leit-Gedicht meines eigenen guten Freundes und Gönners des Puck. — Das scheint mir die heute wichtigste Deutsch-amer. Dichtung, denn sie bezahlt sich am Besten und dürfte demnach unter dem Gesetz des survival of the fittest auch die dauerndste sein. Dennoch heißt auch dieses Gedicht vom 12. März ominös genug „Der Anfang vom Ende." Zwölf vierzeilige Strophen und vierzehn Apostrophe; davon zwölf gerechtfertigt. Aber

gegen zwei möchte ich Einwand erheben. Es heißt da in Strophe sechs:

„Nun schließe ich schleunig — der alte Popanz
‚Kulturkampf' ruht ja bei den Todten —
Mit Windthorst, dem Schwarzen, auf's Neu'
Allianz, ..."

Warum dieses Apostroph zwischen Neu und Allianz? Den Hiatus schafft es nicht weg. Auf's Neu Allianz spricht sich so unbequem wie „auf's Neue Allianz" und hätte Puck die letztere Form vorgezogen, so ständen erstens nicht zwei Apostrophen auffällig kurz hintereinander und wäre ferner das Wort „Alljanz" richtiger als Jambus gebraucht. Deutsch ausgesprochen, wie es hier der Reim verlangt, klingt das Wort zweisilbig und nicht wie ein Anapäst, und ich glaube aus diesem wesentlich für das Auge wirkenden Reime wie aus dem Rhytmus schließen zu dürfen, die Silben sind hier gezählt worden und nicht nach dem Klange gewogen. Zweitens, Strophe neun:

„Dann giebt's einen frischen und fröhlichen Krieg
Und fallen auch Tausend' der Streiter."

Hier ist der Apostroph nach Tausend weder durch einen Hiatus noch durch den Sprachgebrauch bedingt — und sofort giebt er sogar einen schiefen Sinn. Tausend der Streiter wäre ein sehr billiges Opfer, wenn damit Friede werden könnte. Der Dichter dachte auch an viele Tausende, was er mit dem Apostroph wohl dem Leser zeigt, aber nicht auch hörbar macht. Hören läßt er nur das eine Tausend, und er hätte besser ohne Apostroph gesagt:

„Und fallen auch Tausende Streiter,"

um so mehr, als Tausende ein reinerer Dactylus wäre, als „Tausend der," was wenigstens auf das feinere Ohr wie ein Amphimacer oder Kretikus wirkt. — Im Uebrigen aber, m. H., hat, was wichtiger ist als diese Formfragen, Puck mit dem Gedicht Recht behalten und wenigstens die Sehergabe seines Sängers glänzend dargethan. Er prophezeite Deutschland Aufstände und Umwälzungen, und inzwischen haben wir richtig den Köpnicker Rummel und Bismarcks Rücktritt erleben müssen.

Ferner ging neulich durch alle Zeitungen ein tiefempfundenes Nachrufsgedicht an den Richter Nehrbas. Es war von dem bekannten Turnvereinsdichter Jacob Heinz, dessen Arbeiten im Allgemeinen viel zu gediegen, sangbar und druckwürdig sind, als daß man Heinz einen bloßen Dilettanten nennen dürfte. Wenn aber dieser selbe wahre Jacob Heinz hier in Strophe zwei gleich eine ganze Silbe apostrophirt und sagt:

„Ein braver Mann von echtem deutsch' Gemüth"

so hat er gezählt, nicht gehört, und ich versichere Ihnen, ehe ich mich nach meinem Tode so apostrophiren ließe — bliebe ich schon lieber am Leben.

Aber, warum in die Ferne schweifen, wo uns das Gute — ich meine das gute Material zu zeigen, wie es nicht sein sollte, so sehr viel näher liegt. Im letzten Hefte der „D.-A. D." steht auf Seite 99 ein Sonett von Hugo Andriessen. Da lese ich in der vierten Zeile: „Ich kämpft' für Wahrheit und für Licht. — Schlecht! — Gegen das folgende „f" hätte das auslautende „e" von kämpfte keinen Hiatus gebildet, und das nun stehende **kämpft' f**ür ist so holperig, daß es zu einem förmlichen Kampf zwischen Lippen und Zähnen nöthigt. Der Apostroph steht dem Silbenmaß zu Liebe und stört den Wohlklang. Er ist falsch.

Weiter Seite 94, Kara Giorg: Ein Schattenbild. Zeile 8: „Lächelt es auch süß und mild." Nicht gut. Hier tadele ich, daß der Apostroph fehlt. „Es" kann zur Noth eine Thesis- oder Senkungslänge geben, zur Arsislänge ist es nicht schwer genug, zumal kein Consonant folgt. „Lächelt **es** auch süß und mild" klingt gehackt. Es geht gegen die natürliche Betonung; die Silben sind gezählt, nicht nach dem Klange gewogen. „Ob's auch lächelt süß und mild" wäre trotz des Apostrophs besser gewesen.

Ferner Seite 93, Louis Neumann's "A Wedding Song," deutsch von Georg Juraschek, letzte Strophe:

„Die Glocke klingt, die Glocke singt:
Wer Lieb' für Schätze fand"

statt: „Wer Liebe für Schätze fand." Falsch und gar nicht zu beschönigen. Der Apostroph ist durch nichts motivirt, als durch das Silbenmaß. Der Apostroph sollte aber seiner Natur nach immer nur ein Wohlklangsmittel bleiben, und ich sehe, es war auch im Interesse Iuraschek's hohe Zeit, daß derselbe das einmal öffentlich ausspricht.

Uebrigens kann sich Juraschek damit trösten, daß auf Seite 88 in Konrad Nies' Sonett an Robert Hamerling steht:

„Der Menschheit nie gelöste Räthselfragen
Ließ'st du empor in Liederflammen lohen."

Das eigentliche Wort „Ließest" ist auch nur dem Metrum, der Silbenzahl zu Liebe apostrophirt. Nieß's „Ließ'st," wie's leider dasteht, ist überhaupt kaum auszusprechen, und dieser Apostroph thut der Sprache förmlich Gewalt an.

Herrmann Rosenthal sagte mir neulich, er wende überhaupt keinen Apostroph an, und das stimmt auch für dieses letzte Heft, welches überhaupt kein Gedicht von ihm enthält.

Indeß finde ich im zweiten Hefte unseres leider etwas verspäteten Jahrganges eine Fabel: „Der Esel und die Nachtigall." Fünfundzwanzig Zeilen und neun Apostrophe, was auf die Länge der Glocke umgerechnet, für diese 153 Apostrophe ergeben würde. Schiller hat nur 26 gebraucht. Und noch dazu sind die vier letzten Apostrophe Rosenthal's folgende: Statt Sängerin „Sän—g'rin"; „uns'rem" unnöthig, statt des viel weicheren unser'm; könntest's mit"...und last but not least Herr Fabuliste: Hört'st öfter....! Für hörtest. Hört—st.

Na, meine Herrschaften, wenn bei näherer Ueberlegung Rosenthal dieses „hört—st" und Nies jenes „ließ—st" nicht selber für unaussprechlich halten, dann müßte geradezu Rosenthal eine russisch gebildete Zunge haben und Nies—die Grippe!*) Aber lassen Sie auch das gut sein, m. H. Sie hören, wir treiben hier keine "mutual admiration." Und tadeln wir uns einmal, so geschieht es in Freundschaft und in dem Streben uns gegenseitig zu vervollkommnen. Wir streben gemeinsam voran. Und mit dieser bescheidenen Empfehlung unserer selbst danke ich Ihnen für die mir freundlichst bewiesene Geduld!

Rauschlied.

Ich hebe das volle, das schäumende Glas: —
Ein Spiel ist das Leben, die Liebe ein Spaß;
Doch schön sind lustflammende Augen!
Unsere Herzen, so wild, unsere Sinne, so heiß,
Sie suchen den Trug, und ich weiß, ja ich weiß,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Ob kalt wir, ob warm, ob reich auch, ob arm,
Wir sind nur ein Tropfen im wogenden Schwarm,
Im vorüberbrausenden, bunten. —
Und wie weit wir auch flieh'n, und wie hoch wir auch zieh'n,
Am Staube klebt immer und immer der Sinn,
Wir bleiben allewig doch unten!

D'rum vergesset die Höh'n, die ihr jung noch und schön,
Und erfreut euch am lustigen Schellengetön
Und den Sternen lustflammenden Augen! —
Unser Glück ist der Rausch! Unser Gott ist der Schein!
Wer nicht feig und nicht klein, der weiß es allein,
Daß wir alle, wir alle nichts taugen!

Hoch, dem schäumenden Gold! Leert die Gläser und tollt
Bis der Mißmuth vergrollt und die Wolken verrollt,
Bis die Flammen des Rausch's uns umlodern!
Was an Lust und an Freud' auch das Leben uns beut,
Das gäb' uns zu eigen ein wonniges Heut,
Eh', Staub, wir im Staube vermodern!

Newark, O. **Konrad Nies.**

---

*) Eine russisch gebildete Zunge ist noch lange nicht so schlimm, als eine böse verbildete, die sich gar kein Gewissen daraus macht, die Wahrheit zu verdrehen wo sich ihr Gelegenheit bietet einen faulen Witz anzubringen. Dem Grundsatze getreu, unsere Mitarbeiter sich über die verschiedenen Fragen der Literatur offenherzig aussprechen zu lassen, haben wir den zwar allzu komisch gehaltenen Vortrag Juraschek's gerne aufgenommen, doch möchte ich ihn daran erinnern, daß nur von ernsten Liedern und Gedichten die Rede war, als ich ihm gegenüber die Bemerkung fallen ließ, ich wende nur höchst selten Apostrophe an, wofür ich auch den Beweis liefern kann; was aber meine Fabel: „Der Esel und die Nachtigal" betrifft, so hätte er doch begreifen müssen, daß dieselbe nicht zum Singen, wo es auf einen Apostrophen mehr oder weniger nicht ankommt, — sondern ja nur für solche Kritiker bestimmt war, welche, ohne sich die Mühe zu nehmen in den Geist der Poesie tiefer einzudringen, doch Anmaßung genug besitzen, sich als moderne Lessinge aufspielen zu wollen. H. R.

Der Stern von Bethlehem.

Ueber meinem wirren, dunkeln
Lebenspfade leuchtet mild
Eines holden Sternes Funkeln,—
Göttlicher Verheißung Bild

Durch die Nebel, durch die bleichen,
Strahlt mir traut und hell sein Licht,
Göttliches Versöhnungszeichen,
D'raus der Mund der Liebe spricht:

Sollst nicht hoffnungslos verzagen,
Sollst im Leid verzweifeln nie;
Himmelhoch empor dich tragen
Wird dein Stern: die Poesie!

Havre de Grace, Md. **Graf Emil Zeleki.**

Dramatische Rundschau.

Das neue Jahr hat unter keinen günstigen Auspicien für das Drama begonnen. Es kämpft mit Tod und Armuth. Noch an der Schwelle desselben mußten wie einen der tüchtigsten Kämpen scheiden sehen und bald folgte ihm ein tapferer Geselle nach. So gehen sie Alle, die guten Alten; und was bleibt? Was folgt nach? Wo ist der Ersatz, der Nachwuchs? So weit das Auge blickt, findet es nur erschreckende Oede. Die Schaar der Alten lichtet sich immer rascher, und dafür behalten wir — das „junge Deutschland". Nun ist auch Anzengruber todt! Der gute, treue, ehrliche alte Anzengruber! Da ist noch Alles Kern und Mark! Da ist Alles ächt und tief und fern von allem idealistischen wie naturalistischen Scheinwesen! Zwar war Anzengruber's Kreis ein beschränkter; aber er kannte die Grenzen seiner Kraft und bewegte sich innerhalb dieser Grenzen kraftvoll und frei. Ist es überhaupt zweifelhaft, ob sich eine so ausgeprägte Eigenart wie die Anzengruber's nicht eben durch sich selbst begrenzen müsse, so machten das herbe Schicksal, das ihn bis zu seinem allzu frühen Ende förmlich verfolgte, und seine karge Jugendbildung eine harmonische Ausbildung des Wesens und eine freie Erweiterung des Horizontes vollends unmöglich. Vielleicht danken wir aber eben diesen Beschränkungen die volle Wahrung seiner Eigenthümlichkeit, welche einen neuen frischen Klang in die Dramatik unserer Tage brachte und ihn uns nun so unentbehrlich macht.

Vielleicht sind es auch diese Beschränkungen, welche ihn in so inniger Fühlung hielten mit dem Volke und ihn zu dem bedeutendsten Volksdichter machten, welchen die neuere deutsche Bühne aufzuweisen hat. Und eben jene Beschränkungen waren es, die ihn so fest an seine Heimstatt knüpften, welche er erkannte wie kaum ein Zweiter; denn durch seine Werke zieht der Hauch der Alpen, und ihre ganze großartige Poesie und Gewalt spiegelt sich in ihnen wieder. Und unvergeßlich theuer, wir die Welt der Alpen selbst, ist jedem, der ihn kannte, sein Angedenken.

Der ihm nachfolgte, war ein Mann, der nicht so sehr durch seine eigenen Schöpfungen, als durch den Einfluß auf diejenigen Anderer, bedeutsam war. Sein Name ist Theodor Wehl. Und dieser Name hat sich gar Manchem tief in's Herz geprägt; denn wo es das Schöne zu heben, das Edle zu stützen galt, da war er, wie kein anderer, mit Herz und Hand zur Hülfe. Die Anzahl der jungen Dichter und Streber, welchen Wehl in seiner einflußreichen Stellung als Intendant der württembergischem Hofbühne mit Rath und That beistand, ist wohl unzählbar. Achtzehn Jahre bekleidete er mit Auszeichnung jenes Amt, bis ihn vor wenigen Jahren eine Hofintrigue zur Resignation zwang. Am meisten trug dazu jedoch wohl sein Chauvinismus bei, und er war nicht Hofmann genug, denselben zu verbergen. Seine Weigerung, französische Stücke in das Repertoire aufzunehmen, blieb nach wie vor trotz aller Mahnungen „höheren Ortes" unbeugsam; und so ging er. Und doch war es vorher gerade Wehl gewesen, der mit solch' trefflichem Erfolge die französische causerie auf deutschen Boden verflanzte und sich damit vor Allem verdienten Ruhm erwarb. — Aus dem langjährigen Amte schied Wehl arm, und es scheint doch, als ob der unverhoffte Schlag den alten Mann gebrochen hätte. Er schrieb noch seine Rechtfertigung „18 Jahre stuttgarter Hoftheaterleitung", ein ganz vortreffliches Werk, das für die Geschichte der zeitgenössischen Bühne unentbehrlich ist; sonst war er nicht mehr viel thätig; selbst nicht

auf dem Gebiete, auf welchem er so manchen Erfolg errungen hatte, dem Drama. Wohl hatte in den letzten Jahren für diejenigen, welche ihn kannten, etwas urgemüthliches, fast hausbackenes an sich, das sich auch in seinen Schriften hie und da wiederspiegelt. Aber immer edel, großherzig und treu! so zeigt er sich in seinem Wesen und in seinen Werken, und in ihm verliert die Welt einen Mann von seltener Trefflichkeit des Geistes und des Herzens. — Und wieder muß man fragen: wo ist der Ersatz? Von den jüngeren Dichtern sind es außer Richard Voß gar wenige, die zu größeren Hoffnungen berechtigen. Es scheint fast so schwer, ein gutes Drama zu schreiben, als einen neuen Welttheil zu entdecken. Wenn man bedenkt, daß das deutsche Reich über 45 Millionen Einwohner zählt, und von diesen jährlich mehrere tausend Stücke geschrieben werden, und von diesen Stücken kaum Eines werth ist, das Licht der Welt, oder doch der Bretterwelt, zu schauen, so macht einen das oft stutzen. Manchmal ist es gerade wie eine Schwüle, auf die ein kräftiges Gewitter folgen muß, wie eine Pause, nach der ein kräftiges Genie einsetzen und Bahnbrechen müsse. Allerdings hat man uns Deutschen schon oft den Vorwurf gemacht, uns bleibe das höchste Feld der Poesie überhaupt verschlossen und wir könnten darin nicht entfernt mit z. B. den Engländern uns messen. Aber, das ist nicht wahr! Wohl mögen wir keinen Dichter haben, der sich in Allem dem göttlichen William vergleichen könne, dafür länft aber das englische Drama einzig in dieser Spitze zu, während wir eine stattliche Reihe vortrefflicher Geister neben unseren Schiller zu stellen vermögen. Und jetzo vollends liegt die englische Bühne sehr im Argen. Und all' dieses Arge finden wir in erhöhter Potenz auf dem amerikanischen Theater wieder, was z. B. das neueste einheimische Produkt "The Stepping Stone" by S. Rosenfeld Esq. gar erbaulich darthut. Welch ein Publikum, dem man solches Zeug vorzuführen sich unterfangen darf. Dies Alles kann aber dem New Yorker Deutschen Theater nicht zur Entschuldigung dienen, daß es auch dieses Jahr, wie in den Vorigen, kaum ein einziges neues deutsches Stück von irgend welcher Bedeutung zur Aufführung gebracht hat. Darin zeigt sich eben der Nachtheil der Gastspielspekulationen; und die französischen Stücke, die uns diese brachten, konnten dafür unmöglich einen Ersatz bieten. Unter denselben führte uns das neue Jahr Dumas' "Cas Clemenceau" und die "Belle Maman" vor, was man wunderlicherweise mit „Schöne Mama" übersetzt. Ueber das Erstere ist schon viel zu viel geschrieben worden; das zweite hat ein wohlverdientes vor Aehnlichem bewahrt. Es nennt sich ein Lustspiel und ist von Deslandes; wohl steht Sardou's Name auch dabei; warum, wissen wir nicht. Er konnte es — trotz der trefflichen Darstellungen — weder im deutschen noch im englischen (Daly's) Theater vor dem verdienten Untergange bewahren.

Fast zur literarischen Ehrenrettung wurde daher dem Amberg-Theater die Aufführung einer wirklich bedeutsamen Novität: Sudermann's „Ehre," ein Lebensbild in 4 Akten. Und diese erste bedeutende deutsche Novität der Saison hat das Publikum mit wahrhaft enthusiastischem Interesse entgegengenommen; und mit Recht. Ein „Lebensbild" nennt der Verfasser kluger- und bescheidenerweise sein Stück, und mit diesem Worte gesteht er selbst dessen Tugenden und dessen Schwächen ein; aber was er es nennt, das ist auch das Stück im höchsten Sinne und im vollsten Maße. Es ist nicht eine gedrungene und feste Führung der Handlung, welche dem Stücke seine Trefflichkeit verleiht, sondern die meisterhafte Entwicklung der Charaktere und der prächtig gearbeitete Dialog. Nichtsdestoweniger zeigt der Autor eine bewundernswürdige Beherrschung der Bühnentechnik; ebendiese macht es ihm vielleicht bloß möglich, uns über den Mangel an Handlung hinwegzutäuschen. Was uns aber vor Allem fesselt, das ist die Keckheit, die Kraft und die Wahrheit die aus dieser Dichtung zu uns spricht. Und wie der Wahrheit — wenn kühn und kraftvoll geoffenbart — stets eine dichterische Wirkung innewohnt, so ist auch die Wirkung dieses Werkes künstlerisch und poetisch. Nicht als ob es dem Dichter gelänge, uns besonders tief zu rühren oder zu erschüttern; im Gegentheile, vergessen wir uns nie als Zuschauer und beobachten wir Alles, sozusagen aus der Perspektive. Aber unser Interesse bleibt stets rege und wach, und wir erhalten jeden Augenblick eine Fülle der Anregung. Das Stück gemahnt in seiner Art an die französische Lustspieldichtung, an die Weise Molière's, an welcher nun endlich auch wieder das Interesse zu erwachen beginnt. In Sudermann hat die deutsche Bühne einen reichen Fund gewonnen und die Zukunft darf viel Treffliches von ihm erwarten. Wir hoffen sehr bald etwas Neues von ihm zu hören.

Die Aufführung war des Stückes würdig. Possart's „Graf Trast" war eine Musterleistung — kräftig, liebenswürdig und elegant; sie entschädigte reichlich für manche Stelle seines „Lear," welchen man kurz zu-

vor in einer wahrhaft denkwürdigen Weise auf die Bühne brachte. Herr Ottbert verdient für seinen „Robert" Anerkennung; er gab die Rolle mit Ernst und Wärme; nur wäre vielleicht weniger mehr gewesen; doch glücklich der Künstler, der zu viel zu geben vermag. Was bei Herrn Ottbert wirklich störend wirkt, ist eine gewisse Einförmigkeit der Bewegungen. Frln. Leithner als Leonore bewährte sich wieder als Künstlerin und war jedes Lobes würdig. Ganz vortrefflich war auch die „Alma" des Frln. Burg und das gleiche Lob läßt sich auf alle die Mitwirkenden (die Herren Kirschner, Eisfeld, Rank und Haak und die Frlns. Schmitz, Kuhn und Meinert) ausdehnen.

Alles in Allem hat das deutsche Theater mit dieser Aufführung der „Ehre" Ehre verdient und geerntet und wir hoffen einem ähnlichen Erfolge bald zu begegnen.

New York, März 1890. **Emanuel Baruch.**

Musik.

Hans von Bülow.

Im Anfange war Bach, der mit Brahms bis in die Gegenwart hereinragt, die Axe ist Beethoven, ihre Verkünder Hans von Bülow und Rubinstein. Rubinstein's Empfindungstiefe kommt der geistigen Klarheit Bülow's gleich. Jeder giebt mit vollen Händen was Mutter Natur ihm verliehen hat. Die große Subjectivität Rubinstein's spielt in jedem seiner Vorträge, sie ist so gewaltig, daß er sie im Interesse anderer Werke nicht zu opfern vermag. Bülow beherrscht sich und die Werke, mag er die gothischen Bogen eines Bach zum tönen bringen, die Michel Angelo Kraft eines Beethoven, oder die Farbenplatte eines Chopin. Seine künstlerische Kraft ergänzt Mendelsohn, Chopin verleiht er Rauheit, damit seine Polonaisen von der gesunden Kraft des polnischen Volkes reden können, Schumann Klarheit, wo die Rhythmen kein Ende nehmen, Hummel Inhalt, wo das Alter zu sehr genagt. „Ehre dem Alten, Bahn dem Neuen" ist sein Wahrspruch, durch welchen neue Componisten Erfolg hatten und der Kunst viele Werke erhalten sind, die vergraben waren. Solche Apostel haben die schwere Pflicht zu wandern, hoffen wir, daß seine Predigten die Alberuheit und Oberflächlichkeit unterdrücken, und man lerne nicht den Virtuosen, sondern den Verkünder der höchsten menschlichen Empfindungen zu hören. Geist und Nerven mögen diesen ernsten Priester der Kunst noch lange erhalten.

Th. Thomas dürfte nun bereits als Großvater der New Yorker Orchester gelten. Selbst die Orchesterchen des Landes weisen auf seine enorme organisatorische und künstlerische Thätigkeit hin. Der gute Kern ist meist von ihm erzogen, ein „Thomas Mann" findet überall Stellung. Die plastische Darstellung der musikalischen Interpunktion erlangt Thomas durch die einheitliche Bogenführung der Streichinstrumente und richtige Athemthätigkeit der Bläser, welche ihre Individualität gern im Dienste des Ganzen unterordnen. Die rhythmische Einheit in den Schlaginstrumenten vollendet die Dreieinigkeit des Orchesters. Bei absoluter Sicherheit der von Thomas erzogenen Mittel versteht er selbst den eigenartigsten Kern der Meisterwerke in klassischer Weise zur Darstellung zu bringen; er folgt dabei einer kräftigen Empfindung, sowie reichen Erfahrung. Im Beherrschen der Klangfarben stehen Wenige ihm gleich.

Wir hörten z. B. im Philharmonischen Concert Schumann's Rheinische Symphonie, die ebenso ungeschickt in der Instrumentation, wie großartig im Gedanken ist. Durch Thomas' einsichtsvolles Abstufen der Klangfarben treten die Gedanken ungemein klar hervor. Prächtig klang Liszts' Biographie „Les Preludes". Der alte Meister mag gelauscht und freundlich gelächelt haben über manche Phase seines Lebens und manche Phrasen seiner Werke! Was nur äußerlich empfunden, bleibt auch nur äußerlich. Das Bedeutendste bleibt beim Symphoniker Liszt die Klangfarbe (in der Symphonischen Dichtung: „Ideale" vielleicht am hervorragendsten), die innere Ursprünglichkeit ist indeß geringer. Geistlos ist er nie, verband ihn doch das Leben mit den hervorragendsten Geistern dieses Jahrhunderts.

Die Schöpfungskraft eines Beethoven, Schumann u. A. wird bestehen bleiben, wenn deren Klangfarben auch dem modernen Ohre nicht mehr zusagen wollen. Eine berechtigte Aufgabe wäre es für Berlioz, Wagner, Liszt gewesen, Schumann, Beethoven, Bach neu zu instrumentiren. Liszt's Orchestrationen von Beethoven's und Schubert's Werken beweisen dies.

An demselben Abend lieferte auch Rubinstein's Pianoforte-Conzert in G eine Probe,

wie eine Meisterhand Farben zu mischen versteht, und wie das Piano einem modernen großen Orchester gegenüber selbstständig zur Geltung gelangen kann. Fräulein aus der Ohe (wie „aus der Utopie“ kommend), deren vollendete Technik nur Mittel zum Zweck ist, wußte, wie eine echte Priesterin der Kunst, abgelöst von allem Aeußerlichen, den inneren Kern des Werkes zum poesievollen Ausdruck zu bringen. Wenn eine so ernst strebende Künstlerin, ein so vorzügliches Orchester unter Leitung eines Th. Thomas im Dienste solcher Meisterwerke stehen, muß dem Componisten, dem ausführenden Künstler und dem Publikum Genugthuung werden.

Eugen d'Albert brachte sein Pianoforte-Concert (Opus 2) im Metropolitan Opera House zur Aufführung.

Wie ein Orchester das Piano vollständig zum Pianissimo erdrückt, kann man an der Instrumentation dieses Orchester-Fortepiano Concerts lernen. Zeitweise sah man nur den Pianisten an der rechten oder linken Seite des Instrumentes hart arbeiten. Die Entschuldigung liegt wohl darin, daß es erst Op. 2 ist, so ein Konservatorium-Versuch, doch zeigt auch sein Op. 7 wenig Fortschritt. Die Ouverture zu Grillparzer's Esther (Op. 7) enthält vielleicht Keime, aus denen sich, wenn auch kein Tempel, so doch ein Häuschen aufbauen läßt.

In der Liszt'schen Rhapsodie No. 12 zeigte d'Albert seine unfehlbare Technik, eine volle gesangreiche Tongebung, welche mehr an Thalberg und Henselt, als an Liszt erinnert. Es ist ja nicht der Anschlag, es ist der Ausdruck der Taste, welcher dem Gesang auf dem unmusikalischsten Instrument, dem Pianoforte, zum Ausdruck verhilft.

Aber warum denn diese Cirkusmusik, diese Rhapsodien, die neuere Literatur bietet doch wahrlich Bedeutenderes. Das neue Virtuosenthum arbeitet bei diesen Rhapsodien viel mehr auf Maschinengeschwindigkeit (20 Töne auf die Sekunde) als auf Empfinden hin. Das erste Musikstück, was wir von d'Albert hörten, war eine der Schubert-Liszt'schen Walzer-Capricen. Die Empfindung aber fehlte auch da. Nichts von Schubert'scher weiblicher Grazie — nichts von der männlichen Kraft der Tanzenden.

Freie Individualität hat sich Pablo de Sarasate erhalten. Fein und poesievoll strömt sie in den ebenso edlen wie graziösen spanischen Tänzen aus. Was hat aber ein solcher Künstler noch mit „Air russes de Wieniawsky“ zu thun? Die gleichzeitig zur Aufführung gebrachte „Liebesfee“ (Raff) verlangte mehr Orchesterproben und einen kleineren Concertraum.

Hier haben wir zwei Künstler, welche die neuere musikalische Literatur so verbreiten sollten wie früher z. B. Liszt, der Schubert und Schumann die Wege bahnte; Hans von Bülow, der Raff, Brahms und Tschaikowsky introducirte. Wir möchten hier eine unglaubliche Rücksichtslosigkeit der Virtuosen, sowohl hier als in Europa, gegen die neuere sehr bedeutende Literatur constatiren; oder sollen wir es Unkenntniß nennen? Welche Programme führen z. B. die Namen: Albert Becker, A. von Goldschmidt, M. Roeder, Otto Singer, H. Scholtz, E. E. Taubert, R. Fuchs, Cui, Napravnick, Zarembski, Vogrich, Saudré, Widor? Sollen auch diese bei Lebzeiten todtgeschwiegen werden, wie meist immer noch die bereits todten: Alkan, Thiele, Bürgel, P. E. Hartmann, C. A. Franck, Mosonyi? Musikalisch stehen deren Werke meist höher als Liszt's Rhapsodien; lassen auch genug Finger sehen.

Leider bleibt aber das Virtuosenthum bei den Fingern stehen. Spricht man doch von Chopin's „Minuten“-Walzer, und wird das fein poetische Spinnerlied von Mendelsohn gespielt als wenn eine Nähmaschine arbeitet. Fingerfertigkeit und peinliches Unterdrücken allen poetischen Empfindens scheint die Parole des Virtuosenthums zu werden. Würde sich die allgemeine Bildung der Virtuosen auch über die Finger hinaus entwickeln, so diktirte der Anstand den Pianisten, z. B. die bedeutenden Werke des amerikanischen Componisten Arth. Bird in diesem gastlichen Lande vorzuführen.

Nun, der Amerikaner wird auch in der Musik ein „Self-made-man“ sein. Wenn z. B der Organist John White zur Reformation der hiesigen Kirchenmusik noch mehrere so originelle Werke schaffte wie letzthin in der „Church of the Ascension“ von ihm zur Aufführung gelangten, so dürfte Kirchenmusik auch hier in der Kirche wieder ein Unterkommen finden. White, der selbst zu den alten kräftigen Kirchentonarten zurückgreift, kopirt deshalb nicht etwa, wie Ed. Grell, die alten Kirchenkomponisten. Er schreibt nicht wie Grell eine sechszehnstimmige Messe, welche sich selbst mit den nur dreistimmigen Sätzen (z. B. Impleta sunt. — Rex virtutum. — Panis angelicus) Palestrina's vergleichen läßt, wie der Berliner Dom mit dem St Peter. White's Werke *klingen* nicht nur, sie sind auch original *empfunden*, ein klarer Spiegel der religiösen Empfindungen gläubiger Amerikaner.

Die Zeit scheint nicht mehr fern, in welcher sich (wie gegenwärtig in Rußland) auch hier ein nationaler Styl entwickelt. Die Musiker und Architekten gehen dabei voran, auch die Maler werden folgen und dann ihre Stütze im Volke finden, welches keine blosen Nachahmer haben will, sondern originelles Empfinden.

Die Empfindung bleibt stets Ursprung aller Kunst, sie formt sich beim Maler im Bilde, beim Dichter im Liede ꝛc. Daher sollte jeder Künstler sich mit allen Künsten vertraut machen. Ein Musiker sollte sich nicht nur mit der Literatur, sondern auch mit den bildenden Künsten in Verbindung setzen. In Verbindung mit allen Künsten wird der Musiker sein Empfinden zu der Höhe erheben, aus welcher die Meisterwerke hervorgegangen sind und welche zur richtigen Wiedergabe dieser Werke befähigt. Noch finden wir nicht die Lehrer, welche das Studium des Michel Angelo empfehlen, um Beethoven spielen zu können, Raphael für Mozart oder Dürer für Bach nothwendig halten. Und doch ist auf dem Moses-Kopf das Motiv der C moll-Symphonie gemeißelt — aus dem Zeus-Kopfe klingt uns Wagner's Walhall-Motiv entgegen!

Am wenigsten sind solche Lehrer an Konservatorien zu finden. Die alten Herren daselbst konserviren meist ihre Autorität, ja womöglich Dogmen. Nehmen wir als Beispiel hierzu das zweite Präludium mit der Fuge (C moll) aus Bach's „Das wohltemperirte Clavier". Aus dem Präludium tritt uns eine männliche Energie entgegen, gesteigert bis zur kräftigen Leidenschaft; aus der Fuge ein ruhig verhaltener Schmerz, eine Resignation wie in Dürer's Melancholie. Czerny, dem die Musik auch nur in den Fingern saß, war vielleicht der Erste, der aus dem Präludium eine reine Etüde machte. Nach seiner „Autorität" kommt es da nicht auf die männliche Energie und beherrschte Leidenschaft an, sondern nur auf schnelles Fingerbewegen. Nach derselben Autorität folgt dann die Fuge wie ein kokettes Capriccio. Seine Nachbeter sind nun keine Geringeren wie Liszt, Tausig, Reinecke, Knorr und selbst der gewissenhafte Riemann, und die Konservatorien werden noch lange darauf schwören.

Ein Seitenstück dazu ist der letzte Satz der sogenannten Mondschein-Sonate (Beethoven und Mondschein!?). Da geht's drauf und drau, so schnell wie möglich; die innigsten Wehmuthsklagen der getäuschten Liebe müssen zur „Etude" verfingert werden. Selbstmordgedanken liegen in diesem Satze, behaupten auch Solche, welche sonst über den Konservatorien stehen. Beethoven war ein zu großer Charakter, um diese kleine Leidenschaft, „Liebe" genannt, nicht beherrschen zu können. Nach der Enttäuschung und dem wehmüthigen Abschiede (Satz I. und II.) flammen freilich die ewigen Naturkräfte auf, welche aber ein Genius bändigt. Tiefes Mitleid für das einst angebetete aber unwürdige Weib, schmerzliche Rückerinnerung mag Beethoven ergriffen haben, gewiß aber nicht die unmännliche Raserei der Liebe. Christus, Beethoven und Humboldt standen zu hoch über solcher nur körperlicher Leidenschaft. Also nicht das schnelle Tempo (à la Accord Etude), nein die Beherrschung der Leidenschaft durch das Geistige ist hier die höhere Aufgabe. Für den ersten Satz dieser Sonate (à la Mondschein) sollte man an die Gruppe aus den Deckengemälden der sixtinischen Capelle denken, welche durch den Ausdruck festen, unheimlichen Vorsichhinstarrens unser Auge dämonisch fesselt, oder, weil man die Entstehung des Satzes der Trauer über einen verstorbenen Freund Beethoven's zuschreibt, an „Il pensiero", auch an Erythräa des Michel Angelo. Homer, Michel Angelo, Shakespeare, Beethoven, Wagner; diese Gesellschaft wird nicht durch Zeit und Raum getrennt. Deren Empfindungsgehalt bleibt stets derselbe, er nimmt nur andere Formen an.

Oeffnet der Virtuose also auch das Auge, dieses wichtige Eingangsthor zur Empfindung, lernt er eben hören und sehen, vertieft er sich dadurch in den Empfindungsgehalt der Klassiker, so wird er nicht, wie meist gegenwärtig, zur Verflachung des Publikums beitragen, sondern in seiner Kunst wie im Leben veredelnd wirken. Plutarch's Worte sollten jedem Künstler eine Mahnung bleiben:

Wer sich mit Eifer derjenigen Art von Musik widmet, welche eine den Geist bildende und erziehende Kraft hat und in der Jugend die nöthige Anleitung dazu erhält, der wird das Schöne loben und bewundern, das Gegentheil verwerfen, in der Musik wie in anderen Dingen.

Zur Zukunft der deutschen Oper.

„Theilung der Arbeit" ist auch in der Kunst die richtige Parole. Unsere deutsche Oper hier ist bereits eine Wagner-Oper geworden, dieses scheint Parole! Doch auch Anderer Bedürfniß gehört sein Theil. Die kleine Gemeinde, die bis zum Genusse einer Wagner-Oper hinaufgestiegen, sich hier unter dem Dache des Metropolitan Opern-

hauses meist versammelt, würde kaum im Stande sein, die deutsche Oper allein zu erhalten. Die Besitzer vieler Logen aber werden nur noch unter dem Zwange der Mode durch die Wagner-Oper gelangweilt. Ein aufrichtiges Interesse für Wagner ist da nicht erkennbar. Dies beweist die laute, wenn auch frei gelieferte Conversation bei offener Scene, zugleich die andächtige Stille bei der oberflächlichsten Musik in deren Kirchen. Ja, die Evangelisten der Kirchenmusik: „Palestrina, Lasso, Bach, Händel" sind da verbannt; sie sind aber = Wagner, Dieser = Herz und Verstand, Mode = Sinnenleben, Sinnenleben = italienische Oper.

Soll nun die Kunst eine erzieherische Kraft ausüben und verhindern, daß zur Sinnlichkeit sich nicht die Rohheit geselle, so wähle man Werke, deren Inhalt nur einen Grad über die Modekreise stehen. Den sinnlichen Reiz der Melodie, das zuerst Faßbare in der Musik, bietet ja die italienische Oper in vollendeter Weise. Auch den Feinfühlenden ist sie ein vorübergehender Nervenreiz, wenn dabei auch z. B. das Vergiften stets nach einer Polka- oder Galopp-Melodie vor sich geht. Dieses wirkt freilich noch komischer, in den hiesigen Kirchen, wo die italienischen Tanzmelodieen zu frommen Worten gesungen werden, — oft freilich noch Schlimmeres.

Die musikalische Bibel mit den alt-orientalischen Melodieen des mosaischen Glaubens, den katholischen Werken des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und den daraus sich entwickelnden protestantischen rhythmischen Choral ist verbannt. Moody und Sankey und andere Song-Kings versorgen die Kirche besser. Der stete Verfall ruht nicht mal am Sonntage!

Es wird schon schwerer, wenn die Mode sich mit der französischen Oper abfinden soll, deren scenisches Arrangement die Sinne wieder auffrischt, nachdem sie durch charaktervoll sich stellende Musik (die mit der Lüge des Erfolges buhlt) doch nicht an die bezaubernde Melodieenfülle der Italiener heranreicht.

Kömmt aber der charaktervolle deutsche Michel mit dem großen Herzen, welches das Gefühl für die ganze Welt produciren kann, der es aber nicht versteht, seine Producte geschmackvoll nach der Mode zu verpacken, so langweilen sich Solche, denen die Verpackung die Hauptsache ist.

Mit der Mode wird aber die deutsche Oper auch fallen. Werden die Deutschen hier ihr Kleinod selbst erhalten können? Freilich gehört New York zu den größten und reichsten deutschen Städten, in welcher aber z. B. die deutschen Gesang-Clubs nicht mal die gewaltigen Chorwerke der deutschen Klassiker zur Aufführung bringen. Daß sich New York, Brooklyn, Boston und Philadelphia verbinden, um eine italienische, französische und deutsche Operngesellschaft, dazu auch eine specielle Wagner-Oper, zu halten, die abwechselnd von November bis Mai da Vorstellungen geben, wäre für die Oper eine gesicherte Zukunft.

Bei dieser Theilung der Arbeit kämen auch die natürlichen Anlagen der Künstler zu besserer Geltung. Entweder ist bei wirklichen Künstlern das Empfinden bis zur Höhe einer Mozart'schen oder Wagner-Oper entwickelt und es fehlt ihnen dann die Begeisterung für die nur sinnliche Oberfläche der Italiener, oder sie vermögen andererseits die Charakteristik in der deutschen Musik nicht zu erkennen. Begeisterung und Erkennen sollen den Künstler aber leiten.

Sollte eine solche Zukunft nicht erstrebt werden können und nur ein Theil von der italienischen Oper übernommen werden, so sollte der Deutsche auch Diese unterstützen, ja, wir werden auch manches finden, was der deutschen Kunst nur selten eigen ist. Meister, die Herz und Verstand mit sinnlicher Schönheit verbinden, sollen noch geboren werden. Dem Meister, der dieses Ideal mehrfach erreichte, sollte die Gegenwart kleinere Tempel bauen, in welchen seine Tonpoesien nicht unempfunden verhallen müssen. Die Werke eines Mozart's müßten erst wieder ausgegraben, glückliches Empfinden und tüchtige Künstler dafür aber erzogen werden. Die thränenreiche G moll-Symphonie oder der Figaro, von großem Orchester, in großen Räumen aufgeführt, ist eben ein Insult gegen Mozart. Wir behalten also durch den Besuch der italienischen Oper auch den Bestand der deutschen Oper, denn die Geldaristokratie wird die Mode für die deutsche Oper nicht so schnell fallen lassen, sobald sich dazu die ihnen verständliche italienische Oper gesellt. Die Geistesaristokratie, welche allein nur Kunst und Wissenschaft dauernd erhalten kann, ist hier noch zu machtlos. Wir sehen ja den steten Verfall und die geringe Wirksamkeit der nur durch Millionen unterstützten Institute für Kunst und Wissenschaft. Universitäten werden gegründet, deren Paläste (Chicago) in Tenementhäuser verwandelt werden. Weltberühmte Teleskope finden, nachdem die Mode dafür vorüber, kaum ein Unterkommen mehr. In den am reichsten dotirten Bibliotheken sind die furchtsamsten Leser, wenige darunter aber des Studiums

halber. Hospitäler werden auf theueren Boden dahin gebaut, wo sie nur den Reichen erreichbar, der Arme auf dem Transport dahin aber sterben kann. Conservatorien sind gebaut, deren Lehrer wie Schüler selten der Kunst oder ja der Wissenschaft bekannt werden. In Museen bewundert man, wie neben den kostbarsten Bildern die geringfügigsten Copien aufgehängt werden, das Ganze da mehr das Erstaunen und Bedauern, nicht aber das Kunstverständniß entwickelt. Selbst da, wo anscheinend ein Bedürfniß, z. B. auch für gute Musik, vorhanden sein sollte, in Kirche und Schule, wird die feste Grundlage für die Oberfläche gelegt. Die großartigen Anstrengungen eines Thomas, Dr. Damrosch, Seidel haben für populäre Symphonie-Concerte kein Bedürfniß geschaffen, und wie traurig sieht es erst mit oratorischen Aufführungen hier aus. Solche Bedürfnisse sind aber das geistige Barometer einer Stadt. Also die Angst, einen Judas Maccabäus, einen Symphoniesatz, die Empfindungen der feinfühlenden Gräfin im Figaro vergessen zu können, diese Angst beschleicht uns nicht, nur eine Angst verfolgt das Leben hier, die Angst nach Geld, dafür werden Leben und Gesundheit, Ehre und Familienleben stetig geopfert.

New York.

Und wie wäre gerade die Kunst die beste Medicin gegen die Geldkrankheit!

Diese Medicin muß aber noch in den verschiedensten Formen verabreicht und schmackhaft für solche gemacht werden, die vorläufig noch die Macht, hier also das Geld, in der Hand haben. Wir Deutschen sollten aber den Wechselfällen der Mode und der Angst nach Geld durch ruhiges, systemvolles Arbeiten auch in der Kunst entgegentreten. Unsere Gesangvereine sollten sich würdigere Aufgaben stellen, ja wir sollten im entscheidenden Momente sagen können: „Wir Deutschen, reich wie arm, wollen unserem deutschen Kleinode, unserer Oper, hier eine bleibende Heimstätte gründen.“ Den gebildeten Amerikaner, dem unsere Kunst auch Bedürfniß geworden, werden wir gewiß dafür gewinnen. Einer solchen Geistesaristokratie, diese ja im besten Sinne, kann es dann gleich sein, ob die Mode: Sonnenblumen oder Angelus, Musikfeste oder Skating Rinks, italienische Oper, Wettrennen oder eine deutsche Oper etablirt. Wir wollen dann ruhig weiter bauen bis sich die besseren Kerne an unserem Vorbilde erzogen und wir bei der Entwickelung eines nationalen Styls auch unseren Theil daran gehabt haben.

Julius Fuchs.

Für unsere Sache.

Von **Konrad Nies.**

„Schafft du, so siegst du;
Will's nicht gelingen
Und unterliegst du:
Der beste Sieg ist das Ringen.“
(——?)

Noch ist der II. Jahrgang dieser Zeitschrift nicht zu Ende und noch ist eigentlich die Zeit der „Rückblicke“ nicht gekommen. Wenn ich es trotzdem für angebracht, ja für nöthig halte, hier eine kurze Darlegung der gegenwärtigen Lage der „D.-A. D.“ und des mit derselben eng verknüpften „Vereins für deutsche Literatur und Kunst in Amerika“ zu geben, so geschieht dies einestheils, weil mir in den letzten Wochen aus den Reihen der Leser und Freunde dieses Blattes zahlreiche briefliche Anfragen betreffs des unregelmäßigen Erscheinens der „D.-A. D.“ sowie auch des neuen Vereines zugegangen sind, die auf dem Wege direkter Correspondenz zu beantworten mir leider nicht möglich ist; anderestheils aber möchte ich auch hier nochmals die Ziele und Zwecke des genannten Vereines und unseres Blattes betonen.

Welchen Umständen diese Monatsschrift ihr Dasein verdankt und wie dieselbe anfänglich von einer kleinen Schaar Gleichgesinnter mit nicht gerade geringem Opfermuthe aus einem höchst engen Kreise allmählig auf ein weiteres Gebiet verpflanzt wurde, habe ich schon in der letzten Nummer des vorigen Jahrganges berichtet. Mit der Erwählung zum Organ des neugegründeten „Literatur Vereins“ hat nun das Blatt eine neue Gebietsverschiebung aus dem Engeren ins Weitere erfahren und seine Geschichte beginnt nunmehr mit der Geschichte dieses Vereines identisch zu werden. So mag es mir denn auch verstattet sein, mich hier zuerst diesem letzteren zuzuwenden.

Es war im Juli verflossenen Jahres, als sich, auf Anregung der Herren Rosenthal, Juraschek, Dr. Zervas, Freiburger und anderer New Yorker Literaten, eine Gesell-

schaft von Freunden der deutsch-amerikanischen Literatur zusammenfand und die Gründung des „Deutsch-Amerikanischen Literaturvereins" veranlaßte, dessen Statuten in No. 5 dieses Blattes bekannt gegeben worden sind. Außer der Förderung anderer solider literarischer Unternehmen, sollte es auch eine Hauptaufgabe des neuen Vereins sein, das Fortbestehen der ohne eingreifende Beihilfe ewig um ihre Existenz kämpfenden „D.-A. D." zu sichern. Das Blatt selbst aber sollte, durch diese Unterstützung von geschäftlichen Sorgen befreit, „zu einem Organ im Geiste der besseren belletristischen Monatsschriften weiterentwickelt werden." Daß sich dem jungen Vereine Anfangs manigfache Hemmnisse und Niederhaltungen entgegenstellten, ist, in Anbetracht seines nicht gerade Jedermann zusagenden Charakters und seiner über die ausgetretenen Geleise gewöhnlicher Vereinsmeierei hinausgehenden Ziele, nur natürlich. Zu beklagen aber war es, daß der jungen Genossenschaft auch gleich zu Anfang die inneren Kämpfe nicht erspart blieben und sich in derselben eine Empfindlichkeit geltend machte, die nur allzuleicht dem ganzen Unternehmen zur verderblichen Klippe hätte werden können. Dank einigen umsichtigen Mitgliedern wurde dieses Riff der Zerwürfniß jedoch glücklich umschifft und schon in wenigen Wochen war der zuerst im Wirbel der Ungewißheit treibende Kahn in die ruhigeren Fluthen soliden Gedeihens gesteuert, auf denen er nun gefahrlos der Zukunft entgegen gleiten konnte.

Aus dem Gesagten erklärt sich auch die Verzögerung und Unregelmäßigkeit im Erscheinen der „D.-A. D." Und obgleich auch jetzt noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, so sind doch die Haupthindernisse aus dem Wege geräumt, indem der so lange vernachläßigte geschäftliche Theil des Blattes vor Kurzem endlich kundigen Händen übertragen worden ist, so daß wir unseren Lesern heute mit ziemlicher Gewißheit für die Zukunft sowohl pünktlichere Erledigung der Geschäfte, als auch regelmäßigeres Erscheinen des Blattes zusichern können. Möge das nachsichtsvolle Vertrauen, welches der „D.-A. D." in richtiger Würdigung ihrer Lage, trotz ihrer Wanderungen und Wandlungen seither entgegengebracht wurde, derselben auch ferner erhalten bleiben und auch auf den jungen Verein, dem das Blatt seine endliche Sicherstellung verdankt, übertragen werden.

Daß man in einem Lande, in dem die unter den Deutschen eingerissene Vereingründungssucht zur förmlichen Manie ausgeartet ist, so daß kein Tag mehr vergeht an dem nicht neue Vereine wie Pilze aus der Erde emporschießen, jeder neuen Genossenschaft mit Mißtrauen entgegen kommt und auch den Literatur-Verein mit diesem Mißtrauen nicht verschonen würde, war vorauszusehen. Hatte ich doch selber, der ich nicht in New York wohne, sondern bald nach dem Entstehen des Vereins den Schauplatz von dessen Thätigkeit wieder verlassen habe und seitdem aus der Ferne, von einem mehr objectiven Standpunkte aus, die Entwicklung desselben beobachten konnte, falls ich die Wahrheit hier gestehen soll, nur mäßiges Vertrauen zu der Sache, da ich kaum glauben konnte, daß sich das Unternehmen aus seinen anfänglichen Wirren zu einer gesunden Lebensfähigkeit empor retten könnte. Man müßte eben weniger mit den deutsch-amerikanischen Literaten- und deren Unbeständigkeit und Unzusammengehörigkeitsgefühl vertraut geworden sein, als ich es bin, um solcher Verbindung von vornherein noch sonderlich hochflammende Glaubensbegeisterung entgegen bringen zu können. Glücklicherweise hatte ich diesmal zu schwarz gesehen. Es war eben doch Boden, das heißt Bedürfniß, für eine derartige Verbindung vorhanden, und in der freundlichen Sonnenhelle des Erfolges wuchsen die schwanken Anfänge innerhalb weniger Monate zu einer mitgliederreichen, begeisterungsstarken Genossenschaft empor, die, wie sie sich heute repräsentirt, auch dem kühlsten Zweifler Achtung und Vertrauen einflößen muß.

Da sich der anfänglich nur zum Zweck der Unterstützung literarischer Unternehmen gegründeten Verbindung bald auch künstlerische Elemente zugesellten, schien es wünschenswerth, die ursprünglichen Grenzen der Bestrebungen zu erweitern, indem man mit der Ausdehnung dieser auf das Gebiet der deutschen Kunst dieses Landes eine neue, sehr zeitgemäße und gewiß von allen deutsch-amerikanischen Künstlern mit Freuden begrüßte Nummer in das Vereinsprogramm einfügte. So hat sich denn im klareren Erkennen seiner Bestimmung der „Deutsch-Amerikanische Literaturverein" in den „Verein für deutsche Literatur und Kunst in Amerika" verwandelt, als welcher er sich heute den Lesern dieses Blattes vorstellt. Wer je einen Blick auf das verwilderte Gebiet deutsch-amerikanischer Kunst geworfen, der wird mit mir in der Ansicht übereinstimmen, daß sich dem neuen Vereine, falls er seinen Zielen treu bleibt, ein weites Wirkungsfeld öffnet, auf dem er eine höchst fruchtbare Thätigkeit

entwickeln kann, deren Segen nicht nur den deutschen Künstlern, sondern auch dem weiteren Deutschthum dieses Landes fühlbar werden dürfte. Um ein solches nutzenbringendes Wirken entfalten zu können, bedarf es allerdings noch der Verstärkung und thätigen Mithülfe von maßgebenden, das heißt, echt künstlerischen und kunstdurchdrungenen Seiten und namentlich auch der regen Antheilnahme der auch außerhalb New Yorks wohnenden deutschen Künstler und Literaten dieses Landes. Wie die neue Mitgliederliste zeigt, die schon einen höchst achtungsgebietenden Umfang angenommen, haben sich bereits jetzt schon verschiedene Künstler von bedeutendem Rufe dem Vereine angeschlossen, und darf man wohl annehmen, daß, sobald erst weitere Kreise Kenntniß von den Bestrebungen der Genossenschaft erlangt haben werden, dieser der wünschenswerthe Zuwachs an nicht nur kunstfreundlichen, sondern auch wirklich künstlerischen und literarischen Kräften nicht ausbleiben wird. Wie manches Anregende und Ersprießliche kann durch ein solches geistiges Zusammenschließen der über das ganze Land zerstreuten Gleichgesinnten nicht geschaffen werden?! Wie wenig kennt der im wirren Drange nach Verenglischung ästhetisch verwildernde Deutsch-Amerikaner noch seine hiesigen Künstler und deren Werke! Wie wenig kennen sich diese Künstler noch selbst unter einander! Habe ich doch selber in New York die Erfahrung gemacht, daß angesehene dortige Maler ihre Collegen in Milwaukee nicht einmal dem Namen nach kannten, obgleich aus denselben, neben anderen tüchtigen Malern, auch ein Karl Marr und ein Robert Köhler hervorgegangen sind, dessen Gemälde die höchste Anerkennung der europäischen Kritik gefunden haben. Und wer unter den hiesigen deutschen Künstlern weiß etwas davon, daß im fernen Texas in Elisabeth Ney eine deutsche Bildhauerin lebt, die einst zweier Welten Ruhm genossen? — Wie unter den hiesigen deutschen Literaten, so herrschte auch unter den hiesigen deutschen Künstlern ein zersplittertes, zerfahrenes Einzelstreben und ein kleinlicher, scheelsüchtiger Absonderungshochmuth, welche keinen gesunden kameradschaftlichen Geist aufkommen lassen. Freilich hat hieran auch der Umstand schuld, daß sich in diesem Lande, wie in allen anderen Berufszweigen, so auch unter den Literaten und Künstlern gar manche zweifelhaften Existenzen von höchst dunkler Herkunft und noch dunklerer Thätigkeit einschleichen, die den ehrlich Arbeitenden, falls er von bitteren Enttäuschungen bewahrt bleiben will, zur vorsichtigsten Zurückhaltung nöthigen. Aber das sollte doch nicht ausschließen, daß man allem collegialischen Anschluß aus dem Wege geht und die Sache, der man doch in erster Linie dient, durch solche Selbstgenügsamkeitsschwäche vernachläßigt, ja geradezu schädigt.

Wo die Leistung des Einzelnen nicht hinreicht, tiefgehendere Wirkung zu erringen, kann leicht durch das Vorführen von Gesammtleistungen durchgreifender Erfolg erzielt werden. Auch nach dieser Richtung muß man die Sache ins Auge fassen. Gerade jetzt, wo das hiesige Deutschthum so manigfachen feindlichen Angriffen ausgesetzt ist, thut demselben eine Stärkung und Festigung seines Selbstbewußtseins doppelt noth! Könnten nicht zu einem solchen zunächst die mit Feder, Pinsel, Taktstock, Meißel und Winkelmaß thätigen Deutsch-Amerikaner sehr viel, wenn nicht am meisten, beitragen? — Darf ich hier noch rasch einige Schritte weiter gehen und einer schimmernden Hoffnung hier flüchtig Stimme geben? — —: Warum nicht mit dem amerikanischen Unternehmungsgeist gleichen Takt halten und auch Neues schaffen: — Wandernde Ausstellungen von Gemälden und Sculpturen aus den Ateliers deutsch-amerikanischer Künstler; — gute, billige, der Masse zugängliche Schriften und deren englische Uebersetzungen aus der Feder hervorragender deutsch-amerikanischer Autoren; — eine wandernde deutsche Musterbühne, die Stücke aus dem deutsch-amerikanischen Leben zur Aufführung bringt und namentlich auch solche Städte besucht, die kein deutsches Theater besitzen; — mustergiltige Concerte. — Wie viele Mittel und Wege ließen sich nicht finden, die idealen Bestrebungen einer weitverzweigten und in unentwegter Gesinnungstüchtigkeit gemeinschaftlich nach einem bestimmten Ziele hinarbeitenden Genossenschaft ins Praktische zu übertragen! — Freilich, die Gesinnungstüchtigkeit! — Das ist eben die fehlende Brücke vom Gegebenen ins Zuschaffende, die sich wohl sobald noch nicht schlagen lassen wird. Und so muß vorerst noch die breite Kluft zwischen Vorschlag und Ausführung mit etwas nebeligen, optimistischen Hoffnungen ausgefüllt bleiben. Aber „Hoffnungen sind die Brücken zu Thaten."

Trotz alledem hege ich den Glauben, daß diese Hoffnungen sich doch noch einmal aus ihrer jetzigen Wolkenhaftigkeit zur festeren Form umsetzen und sich zu erfreulichen Thatsachen krystallisieren werden. Noch ist alles jung, neu, werdend, unfertig. Die Blicke müssen sich erst noch klären, die Sehweite sich

schärfen. Es sind große Ziele, die da vor uns liegen, und „es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.“ Auch wir bedürfen des Wachsens. Auch wir müssen suchen: größer, selbstloser, thatenmuthiger, opferfreudiger zu werden. Ehrlich gegen uns selbst und ehrlich gegen die Sache. Das ist die erste und heiligste Bedingung zum Erfolg. Wir dürfen uns nicht verschweigen, daß gerade einem Vereine wie dem unserigen, die Gefahr nahe liegt, durch das Geltendmachen persönlicher Interesse einzelner Mitglieder vom eigentlichen Ziele abzuirren und im Sumpfe philisterhafter Vereinsmeierei zu verkommen.

Wer eben nicht mehr Feuer genug im Leibe hat, um sich für eine ideale Sache begeistern und dieser sein Ich nur als Mittel zum Zweck zur Verfügung stellen zu können, der sollte uns lieber fern bleiben, statt uns mit spülwasserlauem Kleinkrämergeist die reine Luft zur freien Entfaltung zu verdumpfen.

Welchen inneren und äußeren Aenderungen und Umgestaltungen der Verein sich auch künftig noch unterziehen mag, möge er nie vergessen, daß es *ideale* Ziele waren, die ihn in's Leben gerufen; daß es ideale Bestrebungen sind, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht und daß in ihm stets das Prinzipielle über dem Pecuniären, das Sachdienliche über dem Persönlichen und selbst über dem nur Praktischen noch das Aesthetische stehen muß, falls er seine Lebensberechtigung bewahren und eine seinem Charakter angemessene Sonderstellung unter dem zahllosen Heere der in Kunst und Literatur dilettantirenden deutschen Vereine dieses Landes auf die Dauer behaupten will! Und wie bitter schwer es uns, die wir uns Mitglieder des „Vereins für deutsche Literatur und Kunst in Amerika“ nennen und doch fast alle zum größten Theile in mehr oder minder erfolgreicher Weise öffentlich thätig sind, auch manchmal werden mag, unsere persönlichen Interessen dem Allgemeinvortheile zu opfern und die tausend leisen und lauten drängenden Stimmen der Eitelkeit in uns mit dem brausenden Begeisterungsruf: „Für die Sache!“ zu ersticken; wir müssen den Sieg über uns gewinnen. Unser Egoismus darf nur in so weit zu seinem Recht kommen, als dies in dem Goethe'schen Worte ausgedrückt ist: „Wer nichts für andre thut, thut nichts für sich.“ Diese Selbstverleugnungsgröße muß erlangt werden; denn in ihr allein liegt die sichere Bürgschaft des künftigen Gedeihens, des schließlichen Erfolges!

Und so schließe ich denn heute in der frohen Hoffnung, mit dem hier Gesagten in manchem Gesinnungsverwandten Verständniß und Theilnahme für unsere Sache geweckt und auch manchen uns seither Fernstehenden zum Nachdenken angeregt zu haben.

Jenen Begeisterungsunfähigen und Nützlichkeitsjägern aber, die da vermeinen, dem in unserer im Geldzählen und Klopffechten aufgehenden Zeit noch auf ideale Ziele Hinarbeitenden ein mitleidiges Lächeln weihen zu dürfen, möchte ich noch zum Schluß ein Wort von Johannes Scherr zur geneigten Verdauung vorlegen: „Die menschliche Gesellschaft lebt denn doch nicht allein von mathematischen Formeln, von Dampf- und Gasbereitungen, von Eisenbahnen und Telegraphen. Die Bestimmung des Menschen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und seinen Kult aus dem Leben weg und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweinestall.“—

Statuten

des

Vereins für Deutsche Literatur und Kunst in Amerika.

§ 1

Der Name des Vereins lautet: „Verein für Deutsche Literatur und Kunst in Amerika."

§ 2.

Zweck des Vereins ist:

Die moralische und materielle Unterstützung solcher Unternehmungen und Bestrebungen, welche die Erhaltung und das Gedeihen der deutschen Literatur und Kunst in Amerika zu fördern geeignet sind

§ 3.

Dieser Zweck soll erreicht werden

a) durch Unterhaltung eines Central-Organs, in welchem namentlich die moderne deutsch-amerikanische Dichtung, die kurze Novelle, der Essay, die ehrliche Kritik Pflege finden und eine Revue der deutsch-literarischen Vereins- und Einzelthätigkeit in diesem Lande gegeben werden soll.

b) Durch Herausgabe einer Anthologie deutsch-amerikanischer Dichter und Schriftsteller, sowie belletristischer Einzelwerke solcher deutsch-amerikanischer Autoren, welche sich um die in § 2 angeführten Endzwecke des Vereins verdient gemacht haben.

§ 4.

Es ist die Pflicht aller Mitglieder, die Interessen des Vereins nach besten Kräften zu fördern.

Der Verein besteht aus ordentlichen, immerwährenden und Ehrenmitgliedern.

Ordentliche Mitglieder können solche Personen — ohne Unterschied des Geschlechts — werden, welche

a) in Amerika in einem vornehmen Sinne literarisch oder künstlerisch thätig sind;

b) als Literatur- oder Kunstfreunde von mindestens drei Vereins-Mitgliedern zur Aufnahme empfohlen werden.

Als immerwährende Mitglieder sollen solche Personen geführt werden, welche dem Verein Schenkungen, Legate oder anderweitige Zuwendungen im Werthe von mindestens $100 in ungetheilter Summe gemacht haben.

Die Ehrenmitgliedschaft darf nur solchen Personen zuerkannt werden, die sich entweder auf dem Gebiete der Literatur oder Kunst ausgezeichnet, oder sich um den Verein besonders verdient gemacht haben

§ 5.

Ueber die Aufnahme neuer Mitglieder wird durch Abstimmung entschieden. Die Annahme erfolgt mit Zweidrittel-Majorität der abgegebenen Stimmen.

Beanstandungen der Candidaten sind dem Vorstande einzureichen und werden durch diesen erledigt.

Die Namen der Candidaten werden den Mitgliedern vom Vorstande allmonatlich durch Circular so zeitig bekannt gegeben, daß die Mitglieder in der Lage sind, schriftlich zu stimmen. Die Abstimmung findet in der nächsten Vereinssitzung statt.

§ 6.

Der Verein hat seinen Sitz in New York. Der Vorstand besteht aus:

dem Präsidenten,
zwei Vice-Präsidenten,
dem Schatzmeister,
dem protokollirenden und correspondirenden Secretär,
dem Finanz-Secretär,
drei Beisitzern

und den jeweiligen Redacteuren des Vereinsorgans, welche letztere, so lange sie als solche fungiren, anderweitiges passives Wahlrecht nicht genießen.

Der Präsident hat die Versammlungen des Vereins zu leiten und alle Pflichten seines Amtes laut "Cushing's Manual" zu erfüllen.

Die Vice-Präsidenten haben allen Committees ex officio zu präsidiren.

Der Schatzmeister ist gehalten, die nöthigen Bücher über Einnahmen und Ausgaben zu führen und für alle Ausgaben Beläge zu haben. Derselbe hat den Beisitzern die Bücher und Beläge auf Verlangen zur Revision zu unterbreiten, sowie jede geforderte Auskunft zu ertheilen. Auch hat derselbe für eine vom Vorstande festzusetzende Summe Bürgschaft zu leisten, die von den Beisitzern zu prüfen und zu genehmigen ist.

Der protokollirende und correspondirende Secretär hat die Correspondenz des Vereins nach Weisung des Vorstandes zu besorgen, die Protokolle bei den Versammlungen zu führen und alle Pflichten seines Amtes laut "Cushing's Manual" zu erfüllen.

Der Finanz-Secretär hat für die Einziehung der Beiträge und aller sonstigen Außenstände zu sorgen, alle Rechnungen in Empfang zu nehmen, zu revidiren, sie dem Vorstande zur Genehmigung vorzulegen und wenn gutgeheißen, dem Schatzmeister zur Zahlung zu überweisen. Für alle Eingänge sind von ihm Quittungen zu ertheilen, und alle eingegangenen Gelder von ihm an den Schatzmeister vor der nächsten Sitzung gegen Quittung abzuführen.

Die Beisitzer sind gehalten, die Beamten in Behinderungsfällen zu vertreten, sowie als Kassenrevisoren zu fungiren.

Der Vorstand leitet die Angelegenheiten des Vereins, vertritt denselben nach außen hin und verwaltet das Vereinsvermögen. Derselbe hat jeden Monat mindestens einmal zu einer Geschäftssitzung zusammenzutreten.

§ 7.

Der Vorstand wird auf je ein Jahr am ersten Sonntage im November jedes Jahres gewählt. Die Wahl findet derartig statt, daß die New Yorker Mitglieder zu diesem Zwecke zusammenkommen und die schriftlich einlaufenden Voten auswärtiger Mitglieder den ihrigen zuzählen. Die Vorstandswahl erfolgt mit einfacher Majorität. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Loos. Das Wahlresultat wird in der nächsten Nummer des Vereinsorgans veröffentlicht.

§ 8.

Auch Abstimmungen und Mitgliederwahl sollen vorläufig in der obengenannten Weise erfolgen. Es wird jedoch neben der Gewinnung von Correspondenten des Vereins in allen größeren Städten der Union namentlich auch die Gründung von Zweigvereinen beabsichtigt und soll solchen, sobald sie einen Personalbestand von mindestens 7 zahlenden Mitgliedern erreicht haben, das Recht eingeräumt werden, weitere Mitglieder selbstständig zu cooptiren resp. zu vollen Rechten aufzunehmen.

§ 9.

Ein beschlußfähiges Quorum bei den Geschäftssitzungen des Vereins wird durch persönliche Anwesenheit von mindestens 11 ordentlichen Mitgliedern gebildet.

§ 10.

Alle Mitglieder erhalten das Vereinsorgan gratis zugesandt.

§ 11.

Wegen ehrloser, unwürdiger, sowie gegen die Standesehre verstoßender Handlungen — namentlich auch wegen Verübung von Plagiaten — kann mit einfacher Majorität auf Censur, zeitweilige Suspension und durch $\frac{3}{4}$ Majorität auf Ausschließung von der Mitgliedschaft des Vereins erkannt werden.

Es soll hierbei ausdrücklich verstanden sein, daß unter Plagiaten im Sinne dieses Paragraphen nur die Veröffentlichungen nachweislich fremder schöngeistiger Werke unter eigenem Namen, nicht aber der durch die Landesgesetze erlaubte Nachdruck anderwärts erschienener anonymer oder gezeichneter Artikel unter dem Namen des wirklichen Autors verstanden sein soll.

§ 12.

Anklagen gegen Mitglieder müssen schriftlich erhoben und außer vom Antragsteller von mindestens drei weiteren Mitgliedern unterstützt werden. Die Klageschrift ist dem Angeklagten durch den Vorstand per Post zuzustellen und innerhalb vierzehn Tagen zu beantworten. Unterbleibt eine solche Beantwortung, so wird angenommen, daß der Angeklagte eine Vertheidigung nicht beabsichtigt, und es hat alsdann der Vorstand auf Ausschließung zu erkennen und in nächster Mitgliederversammlung zu berichten. Wird die Vertheidigung angetreten, so sind Kläger und Beklagte vor die nächste Vereinssitzung zu laden, deren Plenum alsdann über die Frage der Censur, Suspension oder Ausschließung nach Antrag des Vorstandes zu erkennen hat.

Eclatante Fälle literarischer Freibeuterei sollen auch dann vor das Ehrengericht des Vereins gebracht werden, wenn sie von Nichtmitgliedern begangen sind und kann alsdann solchen Uebertretern die Fähigkeit zur Erwerbung der Mitgliedschaft des Vereins aberkannt werden.

§ 13.

Wer länger als drei Monate ohne genügende Entschuldigung mit den Beiträgen im Rückstande ist, soll vom Sekretär mittelst registrirten Briefes aufgefordert werden, bis zur nächsten Vereinssitzung seine Rückstände zu entrichten. Geschieht dies nicht, so soll der Verein über die Frage abstimmen, ob das betreffende Mitglied zu streichen ist.

§ 14.

Statutenänderungen können nur in der jährlichen oder in einer außerordentlichen Generalversammlung mit ¾ Majorität aller abgegebenen Stimmen beschlossen werden.

Außerordentliche Mitglieder sind berechtigt, sich durch anwesende Mitglieder vertreten zu lassen und haben letztere hierzu schriftlich zu ermächtigen.

§ 15.

Der Präsident ist verpflichtet auf Grund einer von mindestens sieben Mitgliedern unterschriebenen Aufforderung eine außerordentliche Generalversammlung zu berufen.

§ 16.

Eine Auflösung des Vereins kann nur dann stattfinden, wenn die Anzahl der Mitglieder unter elf herabsinkt. Ueber Verwendung des dann etwa vorhandenen Vereinsvermögens soll durch Beschluß des Vereins bestimmt werden.

Nebengesetze.

§ 1.

Der Verein hält in jedem Monat eine Vereinssitzung und in den Wintermonaten überdies je eine öffentliche Unterhaltung ab. Vereinssitzungen finden an jedem ersten, öffentliche Unterhaltungen an jedem dritten Mittwoch statt, wenn hierüber nicht besondere Bekanntmachungen erfolgen (vergl. § 4).

§ 2.

Die Vereinssitzungen sollen nach kurzer Erledigung der laufenden Geschäfte Vorträgen und Debatten über literarische und künstlerische Themata gewidmet sein. Die öffentlichen Sitzungen sollen durch möglichst interessante Unterhaltungsprogramme anziehend gemacht werden.

§ 3.

Zur Veranstaltung der öffentlichen Unterhaltungen wird ein Vergnügungs-Committee von fünf Mitgliedern für die Dauer des Geschäftsjahres ernannt. Dieses Committee ist berechtigt, für jede öffentliche Unterhaltung Ausgaben bis zur Höhe von $15.00 zu machen.

§ 4.

Auf Beschluß des Vorstandes kann für die öffentlichen Unterhaltungen ein Eintrittsgeld erhoben werden, dessen Höhe mit dem Vergnügungs-Committee zu vereinbaren und alsdann in einer besonderen Einladung bekannt zu machen ist.

§ 5.

Die Beiträge zur Vereinskasse betragen für ordentliche Mitglieder $3.00 Aufnahmegebühr und $0.50 per Monat.

§ 6.

Alle Documente des Vereins sind vom Präsidenten in Verwahrung zu nehmen.

§ 7.

Die Aufnahme von Ehrenmitgliedern muß einstimmig erfolgen.

§ 8.

Die Aufnahme von immerwährenden Mitgliedern bleibt dem Vorstande überlassen.

Mitglieder-Verzeichniß

des

Vereins für Deutsche Literatur und Kunst in Amerika.

Immerwährendes Mitglied: Herr Jacob H. Schiff, New York.

Ordentliche Mitglieder:

Herr Herm. Alexander, New York
„ Hugo Andriessen, Beaver
„ Dr. Emanuel Baruch, New York
„ Herm. Bartsch, New York
„ Erik Brünler, „
„ A. G. Beyer, „
„ Herm. Behr, Brooklyn
„ A. F. Campen, Peoria
„ Dr. Paul Carus, Chicago
„ C. Denekas, Washington
„ Ad. de Lemos, New York
„ Herm. Determann, Columbus, Ohio
„ Carl Dörr, New York
„ William Danmar, Brooklyn, N. Y.
„ F. Edgar, „
„ C. Edelheim, Philadelphia
„ G. J. Edelheim, New York
„ Julius Fuchs, „
„ E. Freyburger, „
„ Dr. John Friederich, New York
„ Dr. W. Freudenthal, „
„ Victor Friedländer, „
„ Sam. Franko, „
„ C. de Grimm, „
„ Dr. Herm. Goldenberg, „
„ Herm. Goldberger, Peoria, Ill.
Frau Goldzieher, New York
Herr Carl Hauser, „
„ S. Hirschbach, „
„ Dr. Hübner, „
„ Wm. Heeren, Pittsburg
„ Dr. Huber, New York
„ L. Hartmann, New York
„ Moritz Isidor, Newark, N. J.
„ P. Ilgen, Monticello, Ills.
„ Georg Juraschek, New York
„ Konrad Junker, „
„ Rafael Joseffy, „
„ S. Kleinmann, „
Frln. Johonna Koerber, „
Herr Ernst Kaufmann, „
„ Dr. Kneuber, „
„ C. R. Neuter Kerger, San Francisco
Frau Anna Lait, New York
Frln. Clara Lipmann, Chicago
Herr Alex. Lambert, New York
„ C. Leibinger, „
„ Dr. Albert Lipmann, New York
„ Julius Lipmann, „
Frau P. Loeb, Brooklyn
Herr F. Michel, New York
„ Hy. J. Magnus, New York
„ Wm. von Meyerinck, „
„ H. Mischke, „
„ Dr. Wm. Moor, „
„ Aug. Marschall, „
Frau H. Meyers, „
Frln. Sara Michel, „
Herr Ed. Merkle, Chicago, Ills.
„ Konrad Nies, Newark, Ohio
„ Louis Neumann, New York
„ Anton von Palitschek, New York
„ Franz Pauly, Cincinnati
„ K. F. Preuse, Kenton, O.
„ Herm. Rosenthal, Newark, N. J.
„ Dr. Max Rosenthal, New York
„ F. A. Rockar, „
„ Arthur Reichow „
Frau Maria Raible, Alton, Ills.
Herr Hugo Scheller, Brooklyn
„ Abraham Speich, New York
„ Jean Stern, „
„ P. Saupe „
„ Wm. Strauß „
„ Wm. Salzmann, „
„ L. H. Schneider, „
„ Alf. Samuel, „
„ Max Spicker, „
„ E. Steinle, Seattle, Wash.
„ G. Thomann, New York
„ Robert Thiem, Brooklyn
„ Felix Triest, New York
„ F. van der Stucken, New York
„ E. M. Wahl, Brooklyn
„ Dr. H. W. Weber, New York
„ Oscar Wollheim „
„ L. Ph. Wolff, Peoria, Ills.
„ M. Wiener, New York
„ T. C. Zimmermann, Reading, Pa.

Der Vorstand des Vereins besteht aus den Herren:

Georg Juraschek, Präsident.
Julius Fuchs, } Vice-Präsidenten.
Dr. Emanuel Baruch, }
Paul Saupe, Schatzmeister.
Fred. Michel, Corr. Secretär, 604 Broadway, New York.
Geo. J. Edelheim, Finanz-Secretär, P. O. Box 1366, New York.
Dr. John Friederich, }
Wm. Strauß, } Beisitzer.
A. G. Beyer, }
Konrad Nies, Newark, Ohio, } Redacteure.
Herm. Rosenthal, No. 16 Rowland Str., Newark, N. J. }

Alle Vereinsbeiträge und Abonnementsgelder sind an Herrn Edelheim zu senden, Beiträge zur „D.-A. Dichtung" an die Redacteure zu richten und zwar Poesie an Herrn Nies und Prosa an Herrn Rosenthal.

Besprechungen.

Hélène Bonderoff, a novel by Miss *Martha Morton*; Lovell & Co., N. Y.

Die Frau nimmt mit der amerikanischen und englischen Literatur eine stets bedeutendere Stellung ein; und nicht mit Unrecht. Auch in diesem neuesten amerikanischen Romane zeigt sich uns ein kräftiges Talent, das für die Zukunft Ungewöhnliches verspricht und nur Ziel und Klärung braucht, um Bedeutendes zu schaffen.— Helene Bonderoff behandelt die Geschichte eines Weibes, das sich von der Mutter ihres Verlobten verschmäht sieht und einem ungeliebten Manne die Hand reicht. Das Buch zeigt eine seltene Beherrschung der Sprache und der Handlung und eine ganz vortreffliche Charakteristik. Es dürfte einer weiten Verbreitung sicher sein.

* *

Post.

Eingegangen: H. F., Brooklyn, 3 Gedichte.— K. S., Peoria, 1 Gedicht.— A. B., Elmhurst, Ill., 1 Gedicht.— J. L., Baltimore, 1 Gedicht.— A. W., New York, 1 Gedicht.— C. P., Kenton, 1 Gedicht und 1 Uebersetzung.— C. U., La Crosse, 1 Gedicht und 1 Uebersetzung.— M. R., Alton, 1 Gedicht.— H. Z., Raymond, 1 Gedicht. — F. H., Kansas City, 5 Gedichte.— E. G. Z., Bernville, 7 Gedichte.— F. P., Holyoke, 2 Gedichte.— A. J. M., Chicago, 5 Gedichte.— F. P., Cincinnati, 3 Gedichte.— J. U. B., Newark, 2 Gedichte.— P. J., Monticello, 1 Gedicht.— P. A., Lincoln, 6 Gedichte.— K. N. K., San Francisco, 4 Gedichte.— C. L., New York, 1 Gedicht.— F. E., New York, 1 Gedicht.— F. C. Th. K., New York, 1 Gedicht.— H. H., New York, 3 Gedichte.

Angenommen: „Columbia II" und Wiegenlied" von H. F.— „Alpenheimath" von A. W. — „Lied" und „Gedenkst du noch?" von F. P.— „Columbus" von F. E.— „Frage und Antwort" von E. G. Z.— „Sonett" von C. P.

Preisausschreiben.— Da die Versendung der eingegangenen Manuscripte an unsere überseeischen Preisrichter nicht so rasch vor sich gehen konnte, wie wir anfänglich gehofft, ist es uns leider unmöglich, das Resultat der Preisbewerbung vor Ende dieses Jahrganges kund zu geben. Dasselbe wird in No. 12 der „D.-A. D." mitgetheilt werden.

X. L., Oma a.— Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß das dritte der in der vorigen Nummer veröffentlichten sechs Sonette an einen „literarischen Gegner" in D. gerichtet sei. Und da es dem Verfasser äußerst peinlich wäre, wenn Ihre, allerdings etwas merkwürdige Annahme auch von Andern getheilt werden würde, so mag hier mitgetheilt sein, daß jenes Sonett sein Entstehen Verhältnissen von höchst privater Natur verdankt, die sich hier natürlich der Erörterung entziehen.

H. Z., Raymond, Minn.— Ihr Gedicht: „Ein Winter auf der Prairie," hebt also an:

„Drohend erhebt sich im Norden
Mit steigendem Winde ein Ball,
Ihr Leute schließt Thür und Pforte,
Versorgt euer Vieh in dem Stall.
Schon nähert sich seines Gestöber,
Bekleidet von eisiger Luft,
Immer stärker wird das Manöver"——

C. P., Kenton, O.— „Weihnachten auf dem Meere" ist hübsch, kam jedoch für uns zu spät. Die Uebersetzung werden wir vielleicht verwenden.

Th. K., New York.— „Leider nur ein Traum" enthält einzelne hübsche Stellen, ist aber viel zu lang und ohne rechte Pointe.

A. J. M., Chicago.— Hier eine Strophe Ihres Gedichtes „Warum":

„Sag an, Natur, was hab' ich denn verschuldet
Bevor ich noch geboren war,
Daß du mich nicht mit besserer Larv geschaffen,
Den doch ein schönes Weib gebar?
Auch der gezeugt mich, war ein hübscher Junge,
Eh' noch die Zeit sein Haar gebleicht;—
— — — — — — — — —
Den Keim des Wachsens, deine eigne Seele,
Hast grausam du erstickt in mir;
Gabst boshaft unverwüstliche Gesundheit;
Ich weiß dir keinen Dank dafür! ——"

Das ist in der That höchst undankbar von Ihnen. Sie scheinen offenbar nicht allein im Wachsthum ein wenig zurückgeblieben, sondern auch noch sehr jung zu sein, sonst würden Sie wohl kaum ein so seltenes Göttergeschenk, wie „unverwüstliche Gesundheit," um das Sie gar Mancher beneiden dürfte, so schnöde zurückweisen.— Ihre Poesien sind äußerst unfertig. Trotzdem aber will es uns däuchen, als ob aus dem noch ungenießbaren Gemisch von ingrimmiger Weltschmerzelei ein Ton aufklänge, der etwas wie Poesie an sich hätte.— Vielleicht später?! —

C. U., La Crosse.— Die Uebersetzung in der Form zu nachlässig; das Gedicht inhaltlich zu unbedeutend; hat nicht Goethe auch einmal so etwas Aehnliches und ein wenig besser geschrieben? —

C. L., New York.— Nicht ohne poetisches Gefühl. Umarbeitung anzurathen. In dem ersten und zweiten Vers der dritten Strophe gebrauchen Sie dicht nebeneinander drei sinnverwandte Adjective: „wonnevoll," „himmlich," „selig"—. Auch die beiden letzten Strophen sollten klarer sein. Was ist z. B.: „weltenvergessener Lust?"

A. W., New York.— Obgleich in der Form mangelhaft (ungeregelte männliche und weibliche Reime), werden wir doch „Alpenheimath" aufnehmen, da das Gedicht poetisch empfunden ist.

F. E., New York.— Zwar haben wir schon zwei Gedichte ähnlichen Inhalts gebracht, aber auch Ihren „Columbus" wollen wir aufnehmen, da derselbe in interessantem Gewand erscheint.

Cincinnati.— Daß die dortige Kritik über einen „Bubenstreich," dessen sich die an dem dortigen deutschen Theater thätigen Herren Schmid und Witt bei einer Aufführung zur Feier von Schillers Geburtstag zu schulden kommen ließen, in einen Schrei der Entrüstung ausbrach, scheint uns sehr natürlich und können wir uns nicht versagen, diese beispiellose — Taktlosigkeit der beiden genannten Herren auch hier fest zu nageln. Wir entnehmen das Folgende dem „Volksfreund":

„Der Bubenstreich — wir können auch heute kein anderes Wort dafür finden — bestand in Folgendem:

Herr Witt trat vor und kündigte feierlichst an: Das Lied von der Glocke, von Schiller. Dann griff er in die rückwärtige Rocktasche, holte ein kleines Glöckchen hervor und damit klingelnd drückte er sich seitwärts in die Büsche.

Dann erschien er mit Herrn Schmidt abermals auf der Bühne; die beiden „Künstler" stellten sich, Rücken an Rücken gelehnt, an einander und begannen sich zu reiben, wozu Hr. Witt die Interpretation gab: „Die Reiber (Räuber), von Schiller."

So geschehen zu Cincinnati, Sonntag, den 10. November 1889, im deutschen Theater, **zur Feier von Schiller's Geburtstag.**"

Nun, es muß eben auch solche Käuze geben!"

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 1. April der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Karl Maria Heidt—„Zwei Seelen." Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge.

August Berens—„Frühlingsboten." Gedichte. Verlag der Evangelischen Synode von Nord-Amerika. St. Charles, Mo. N. Wohus, P. 1889.

L. Rafael—„Gedichte." Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig 1888. Breitkopf & Härtel.

Victor Friedlander—„Von Hüben und Drüben." Gedichte. New York. International News Comp. 1890.

Freidenkeralmanach 1890—Freidenker Publ. Comp. Milwaukee, Wis.

Amerikanischer Turner-Kalender 1890—Freidenker Pub. Comp. Milwaukee, Wis.

Deutsche Presse—Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes. Berlin. No. 1 u. 2 1890.

Literarische Blätter—Herausgeg. von Franz Evers und Alb. Kohl. No. 7 1890. Goslar a. H.

Gustav Freytag—„Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone." New York. Germania Publ. Comp. 1889.

Georg Heben—„Ein literarischer Reklameheld. (Conrad Alberti)." Breslau. Maximilian Schlesinger. 1890.

H. Nehrling—Die Nord-Amerikanische Vogelwelt. Heft 6. Milwaukee. Bramdes Verlag. 1890.

Paul Caurus—Fundamental Problems. The Method of Philosophy as a Systematic Arrangement of Knowledge. Chicago. The Open Court Publ. Co. 1889.

Literarische Notizen.

Dr. W. Wyl (Wilhelm Ritter von Wymetal), der geistreiche und kunstsinnige Feuilletonist, welcher unstreitig zu den hervorragendsten deutsch-amerikanischen Journalisten gezählt werden muß, hat seine seitherige Stellung als politischer Redakteur des "Herold" in Milwaukee niedergelegt, um in die Redaktion des „Berliner Tagblattes" einzutreten.

In San Francisco starb im verflossenen Monat Rudolf Thomann, der seit längeren Jahren an dem dortigen „California Demokrat" mitwirkte. In Thomann, der früher sowohl auf dem Gebiete ernster als auch humoristischer Poesie höchst erfolgreich thätig war, in den letzten Jahren jedoch sein großes Talent immer mehr vernachlässigte, haben wir einen der begabtesten deutsch-amerikanischen Dichter verloren.

Berichtigung: In dem Liede „Wenn Stürme wild," soll es auf Seite 4 oben heißen „find'st Du" statt findest.

Anzeigen.

George Gemünder jr.,

Reparaturen in artistischer Weise ausgeführt.

Violin-Studio für den Verkauf meiner berühmten Instrumente.

27 Union Square, New York.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwester-Sprachen. Herausgegeben von Hermann Wilker. 426 Seiten Octav. Geb. in eleg. Ganzleinwandbd. Preis **$2.20**

Am Wege gepflückt. Gedichte ernsten, launigen und satyrischen Inhaltes von Wilhelm Müller, s. Z. Redakteur des „Puck", Verfasser der „Schabiade". 222 Seiten Klassikerformat, eleg. in Leinwand geb. mit Rücken- und Deckelvergoldung und Goldschnitt **$1.20.** Broschirt **75** Cents.

Aus der Alten und Neuen Welt. Gedichte von Eduard Dorsch. Fein gebunden mit Goldschnitt und Deckenvergoldung **$1.25.** Gebunden ohne Goldschnitt **$1.00.** Broschirt **75** Cents. Inhalts-Verzeichniß: Aus der Alten und Neuen Welt: Zueignung. Alte Welt: Müßige Stunden eines Münchener Studenten. 1844. — Vermischtes. 1841—1849. Exodus. 1849. — Neue Welt im Urwald. — Vermischtes. 1852—1860. — In sonnigen Tagen. 1860—1870. — Herbstblätter. 1870—1882. — Epische.

Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Zeitungshändler.

The International News Company,
New York.

J. STERN & CO.

22 BEAVER STR. NEW YORK.

Einzige Fabrik in Amerika
von echtem

Russischen u. Türkischen Tabak und Cigaretten.

Importiren den Tabak in großen

Partieen direkt

und sind im Stande, guten Tabak von $2.00 per Pfund an und feine Cigaretten von $1.00 per 100 an zu liefern. Bestellungen aus dem Innern werden prompt ausgeführt. Preislisten stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Unsere Fabrikate verkaufen alle bedeutenderen Cigarrenhandlungen in New York, Chicago, Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, Baltimore, Milwaukee u. s. w.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 1. August 1890. **10.** Heft.

Glück auf!

Ein Gruß zur Konvention des „National-Verband deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller", abgehalten am 7. und 8. August 1890 in Milwaukee, Wis.

Ein Rauschen geht durch Deutsch-Athen,
Wie von nordischen Eichen und Tannen;
Die schwarz-weiß-rothe Banner wehn,
Umschaart von kampflichen Mannen.

Sie kamen gefahren von Nord und Süd
Feuchtfröhlichen Muths zum Gefechte,
Um deutschem Geist und deutschem Gemüth
Zu wahren die alten Rechte. —

Glück auf! zum kühnen Gedankenstreit
In frohsinndurchloderter Runde,
Ihr Ritter der Feder, ihr Wächter der Zeit,
Glück auf zum einenden Bunde!

Ihr tragt den Schild, ihr tragt die Wehr
Gen deutscher Art Vernichtung.
Euch grüßt in gleichem Wunsch und Begehr
Amerikas deutsche Dichtung:

Was ihr errungen, und was ihr schafft,
Mög es gedeihen in Ehren!
Germanischer Muth und germanische Kraft,
Mögen sie wachsen und währen!

Zum Ziel durch Regen und Sonnenschein!
Glück auf! — Die Gläser erhoben!
Wir wollen beim perlenden Wein vom Rhein
Treueinigen Bund uns geloben!

Nach Osten tön' es und Westen fort,
Und es klinge nach Norden und Süden:
Das deutsche Herz und das deutsche Wort,
Wir wollen in Treue sie hüten!

New York.

Konrad Nies.

Die Gans.

Skizze von **Franz Wendlandt.** *)

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du geschwunden!"

so seufzte der „alte Bursche", Oberlehrer Gottlieb Weigelt; und der Assessor, Amadeus Mühler, der seinen, freilich an Semestern etwas jüngeren Studiengenossen zu besuchen, aus der nahen Residenz auf ein paar Tage herübergekommen war, stimmte in den Seufzer mit ein: „Ja, ja! Nie kehrst Du wieder goldne Zeit, so frei und ungebunden! Apropos, Du nicht mehr ungebundener Freund Gottlieb: willst Du mir nicht erst Dein junges Weib vorstellen, das das große Kunststück fertig gebracht, den Tollsten der Tollen endlich zu zähmen?"

„Stille!" winkte Gottlieb, „sie kommt."

Und sie kam: eine reizende Blondine mit rosenfrischen Wangen, kirschrothen Lippen und schelmischheiter blickenden, blauen Augen. Ein sauberes Latzenschürzchen hatte sie über das einfache Hauskleid gebunden und die Taillenärmel bis an die Ellenbogen aufgestreift, wohl ohne zu wissen, daß die klassisch schönen Arme sich dreist sehen lassen konnten; Frau Elschen kam direkt aus der Küche.

Auf einem Präsentierbrett brachte sie eine Flasche und zwei Gläser: „Verzeih, Gottlieb, daß ich selbst und gar im Morgenkleid euch bediene; die Anna habe ich ausgeschickt — ah, Dein Freund, unser Besuch . . ."

Sie erröhtete ein wenig und lächelte, daß die Grübchen in den Backen und die weißen Zähne sichtbar waren.

Gottlieb legte seinen Arm um ihre Taille: „Ich stelle Dir meinen alten Freund und Zechbruder, Assessor Amadeus Mühler vor. Sein Unrecht, daß er, im Staatsexamen schwitzend, der jungen Braut nicht an ihrem Hochzeitstage seine Aufwartung machen konnte, will er nun der jungen Frau gegenüber wieder gut zu machen suchen."

Amadeus verbeugte sich.

Sie reichte ihm zutraulich die zierliche Hand: „Seien Sie auch mir herzlich willkommen, Herr Assessor! Und" . . . sie nahm eines der Gläser und lud ihn durch eine graziöse Neigung des Köpfchens zum Ergreifen des zweiten ein . . . „auf gute Kameradschaft!"

„An mir soll's nicht fehlen," entgegnete der Assessor beim Zusammenklingen der Gläser und leerte das seine mit einem Zuge.

„Ein Prachtweib, nicht wahr?" sagte Gottlieb und zog sie auf seinen Schooß nieder.

Erröhtend gab sie ihm einen leichten Schlag auf den Mund: „Du böser Mann! Du vergißt, daß wir nicht allein sind."

Ein paar Tropfen Wein spritzten auf ihre Schürze.

„Siehst Du!" sagte sie, und ihr Gesicht sollte böse aussehen; „das kommt davon, wenn man so stürmisch ist."

Sie setzte das Glas auf den Tisch und sprang auf: „Entschuldigen Sie mich, bitte, Herr Assessor; die Pflicht ruft! Und Du bessere Dich, alter — lieber, guter Mann!"

Sie nahm ihres Gatten Kopf zwischen beide Hände, küßte seine Stirn: und husch! war sie aus dem Zimmer.

Amadeus stand starr wie eine Bildsäule da: „Donner und Doria! Mensch! Welch ein kapitales Weib! Ich könnte Dich beneiden! Wie in aller Welt bist Du Mädchenjäger und Allerweltsanbeter zu dieser Perle gekommen?"

Gottlieb lehnte sich in seinem Sessel hintenüber und lächelte im Bewußtsein seines unantastbaren Besitzthums und Reichthums: „Ja, sie ist eine Perle. Komm' setz' Dich: ich will Dir die Vorgeschichte unserer Ehe kurz erzählen! Uns . . . und nun lache nicht . . . hat eine Gans zusammengeführt."

„Eine Gans!" fragte der Assessor erstaunt, „eine wirkliche Gans?"

„Ja, eine wirkliche Gans," wiederholte Gottlieb, „aber — Dein Glas ist ja leer —

---

*) Wir können diese Skizze, die uns vor einiger Zeit zugestellt wurde, nicht veröffentlichen, ohne auch an dieser Stelle des tragischen Schicksals des Verfassers zu gedenken, das die wirren Zustände des deutschen Literatenthums in diesem Lande wieder einmal in eine unheimlich grelle Beleuchtung rückt, so daß das hier Geschaute jeden rechtlich denkenden Menschen mit wahrhaftem Grauen erfüllen muß.

Franz Wendlandt, ein hochgebildeter und bedeutend veranlagter junger Mann, kam vor über einem Jahre mit Frau und Kind aus Deutschland hier an, um sich diesseits des Oceans eine Existenz zu schaffen. Da er keine seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle finden konnte, suchte er sich durch Schriftstellern zu ernähren. Seine literarischen Erzeugnisse, aus denen ein unverkennbares Talent von großer dichterischer Kraft spricht, fanden auch Aufnahme in einer der größten deutschen Zeitungen der Union. Trotz angestrengten Arbeitens gelingt es jedoch dem jungen Schriftsteller nicht, sich so viel Honorar zu erwerben, um sich damit ein Auskommen zu schaffen und die Noth von sich und den Seinen abzuwehren. Eine Schuld von $75, die er an eine immer heftiger zur Zahlung drängende Hauswirthin abzutragen hat und für deren rechtzeitige Tilgung keine Möglichkeit vorhanden ist, lastet so schwer und drückend auf dem schon seit Wochen umsonst nach einem festen Verdienste suchenden jungen Gatten und dessen Frau, daß das tiefentmuthigte unglückliche Ehepaar endlich beschließt, mit seinem Kinde zusammen in den Tod zu gehen.—

Am 2. Juli d. J. fand man im North River die drei Leichen.—

Die Feder sträubt sich ordentlich, diese Notiz niederzuschreiben, die uns in ihrer Kürze eine Geschichte von geradezu herzzerreißender Tragik erzählt. Und kein Leser der obigen Skizze, durch die der Hauch eines burschenherrlichen Humors weht, wie ihn Franz Wendlandt wohl selber noch vor wenigen Jahren empfunden haben mochte, wird sich beim Lesen derselben eines tiefen Ergriffenseins enthalten können, wenn er des Unterganges des Verfassers gedenkt, dem wir über sein frisches Grab diese wenigen Zeilen nachsenden, als ein Zeichen aufrichtiger Anerkennung seines dichterischen Könnens und tiefempfundener Trauer über das düstere Verhängniß, dem er mit Weib und Kind zum Opfer fiel.

so! — nun laß uns erst noch einmal ordentlich nach alter Weise anstoßen auf die Burschenherrlichkeit, die blühende, goldne Zeit!"

„Auf Dein Weib!" verbesserte Amadeus.

„Meinetwegen! Ich danke Dir!" sagte Gottlieb, indem die Gläser aneinander klangen; „hier ist eine neue Havanna, und nun höre zu! Also: eine Gans führte uns auf einem etwas ungewöhnlichen Wege zusammen und zwar folgendermaßen! — Du besinnst Dich doch noch auf jenen herrlich schönen Augustabend, den letzten, den Du, ehe Du in's graue Philisterthum übertratest, mit uns jüngeren Kommilitonen „an der Saale hellem Strande" verlebtest! Du leertest unterm Lindenbaum „am Brunnen vor dem Thore" eine stattliche Anzahl schäumender Abschiedsschoppen —"

„Hast Du sie gezählt?" fragte Amadeus ihn unterbrechend.

Gottlieb lachte: „Die so wenig wie die gluthvollen Küsse, mit denen Du von der nicht grade spröden Lindenwirthin rührenden Abschied nahmst! Nur weiß ich noch, daß Du, als wir sehr spät oder, wenn Du willst, sehr früh nach Hause gingen, „ganz selig" warst. Ob aber die Schoppen oder die Küsse berauschender auf Dich gewirkt hatten, war nicht zu entscheiden. Und Tags darauf begleitete ich Dich auf der stumpfsinnigen Eisenbahn-Heimreise; freilich nur einige Stationen bis Kösen, denn größere Extravaganzen erlaubte mir meine ewig schwindsüchtige Kasse nicht."

„Ja, ja, die schwindsüchtige Kasse!" wiederholte Amadeus seufzend. „Weißt Du noch, Gottlieb, wie wir uns in dem gemeinsam fabrizierten Gedicht, das wir an jenem Abschiedsabend zum Besten gaben, gegenseitig verspotteten! Du behandeltest meine Sing- und Trinkwuth —"

„Und Du," entgegnete der andre, „meine Süßholzraspelei in kecken Reimen; ich kann sie heute noch auswendig:

Er hielt sich stets zum weiblichen Geschlechte,
Wo er bei Jung und Alt in Ansehn stand.
Wie manche Nacht, die ich fidel durchzechte,
Hat er, in gelblichem Glacé die Hand,
In Lackschuhn (immer drückte ihn der rechte),
In Frack und chapeau claque, ein loses Band
Geknüpft mit mancher durch sein Süßholzraspeln,
Doch ohne — Gott sei Dank! — sich festzuhaspeln."

„Meinst Du," sagte Amadeus lachend, „Du hättest mich weniger arg mitgenommen? Auch Deine Verse sind mir im Gedächtniß:

Wie manchen Abend in dem tollsten Chor
Mit lustigen Gesell'n bei vollem Fasse,
Besang sein Lied in schmetterndem Tenor,
Akkompagniert von kellertiefem Basse,
(Ein Labsal war's für ein geschultes Ohr!)
Die drei: Gesang, Weib, Wein. Doch weil die Kasse
Ihm meistens aufwies statt des plus ein minus,
Gewährte ihm das Dritte — Gott Gambrinus.

An Schändlichkeit lassen diese doch nicht grade viel zu wünschen übrig."

„Ich muß es zugeben," sagte Gottlieb, „aber Du hattest an jenem Abend wenigstens eine Genugthuung. Was meine Finanzen anbetraf, so ging es mir damals genau so wie Dir: dem Nullpunkt war ich sehr nahe. Doch so bitter ich es in jenen Stunden empfand, so dankbar bin ich heute dem Geschick dafür, daß ich damals einen leeren Geldbeutel hatte Denn sonst . . . hier komme ich auf meine Geschichte zurück . . . wäre ich wohl mit Dir weiter als bis Kösen gefahren, und ich hätte mein Elschen vielleicht niemals zu Gesicht bekommen."

Er that ein paar Züge aus seiner Cigarre, dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „In Kösen steige ich also aus, um mit dem nächsten Bummelzuge zur alma mater zurückzukehren Ich schlenderte, weil es mir im Wartesaal zu langweilig wurde, langsam durch die Gassen der Stadt: erst suchte ich hübsche Mädel, fand aber keine; dann suchte ich eine Kneipe —"

„Fandest aber keine," warf Amadeus dazwischen.

„O doch," verbessert Gottlieb. „Da lagerte ein „goldener Löwe" über einer Wirthshausthür. Ich stand still und besah mir einen Augenblick das plastische Kunstwerk, und — eine Hand legte sich schwer auf meine Schulter: „Herr Bruder Lustig, kommen Sie herein und kegeln Sie mit uns! Für 25 Reichspfennige können Sie eine ganze Gans gewinnen!" Ich guckte ihn groß an; der Titel gefiel mir nicht, und das Anerbieten kam mir etwas komisch vor. Aber der Alte machte mit seiner feisten Figur und gutmütigen Physiognomie einen so soliden und ehrbaren Eindruck auf mich, daß ich, schnell entschlossen, mit ihm in den „goldenen Löwen" ging. Lustige alte Herrn empfingen mich in ihrem Kegelklub mit Jubel, und nach allseitigem Vorstellen und Willkommentrinken begann das Spiel. Eine Kugel nach der andern rollte die Bahn entlang; aber meist folgten ihnen Flüche nach, daß sie nicht ihre Schuldigkeit gethan. Am besten war das gemüthliche ‚alte Haus', das mich hereingeholt: acht Kegel hatte er zu Fall gebracht. Da warf ich —"

„Alle Neune!" ergänzte Amadeus und netzte seine Kehle, die trocken geworden war, wohl vom — Zuhören.

Auch Gottlieb stärkte sich. „Ja, alle Neune! Der Alte tobte, weil ihm der Ruhm des besten Keglers — alle Kegler sind grenzenlos ehrgeizig — und zugleich auch die Gans entrissen war. Aber die andern, vielleicht aus Freude, daß der, der sich bis-

her immer für den besten Kegelschützen gehalten, nun endlich seinen Meister gefunden hatte: konnten im Beglückwünschen kein Ende finden. In choro ging es zum Gänsestall, das feisteste Thier wurde herausgesucht: und, nachdem ich mich allseitig bedankt und empfohlen hatte, zog ich triumphierend, den Kaufpreis unterm Arm, von dannen."

Der Assessor klopfte die Asche von der Cigarre. „So! Die Gans hätten wir glücklich; nun fehlt blos noch das Weib!"

„Das kommt auch noch," sagte Gottlieb und zündete sich seine Cigarre wieder an, die während der Erzählung ausgegangen war, „wart' es nur ab!

Mein Gänslein bald am Flügel fassend
Bald durch die Straßen watscheln lassend:

so eilte ich, von Straßenjungen begleitet, dem Bahnhofe zu. Aber wie nun weiter? Das Thier in den Waggon hineinzunehmen, ging doch nicht; Hundekoupé führte der Zug nicht —"

„Aber Damenkoupés," fuhr der stets schändliche Assessor dazwischen, „auf eine Gans mehr oder weniger kam es da doch nicht an."

Gottlieb ließ sich nicht stören. „Ei was, dachte ich, wirst Dir noch viele Umstände machen! Und die Gans zwischen Rock und weißer Weste, den Schnabel mit den Händen zusammenhaltend, stieg ich — immer nobel! — in ein Coupé zweiter Klasse. Zwei Damen saßen schon da. Frau Mama, die in eine Ecke sich lehnte, betrachtete durch das Fenster die Schienenstränge und merkte nichts von der neuen Reisebegleitung oder achtete wenigstens nicht auf sie."

„Schwiegermama!" bemerkte Amadeus. „Prosit, Gottlieb! Deine Schwiegermutter soll leben, oder soll sie lieber — sterben!"

Der Schwiegersohn sprach sich nicht darüber aus, was er seiner Schwiegermutter wünschte. Er sagte nur „Prosit!" als die Gläser zusammenklangen, und fuhr dann in seiner Erzählung fort: „Fräulein Tochter bemerkte mich und wahrscheinlich auch die Gans; denn sie —"

„Die Gans?" fragte der Assessor.

„Unsinn!" sagte Gottlieb, „die Tochter lächelte schelmisch. Schon wollte ich beginnen meine Augen mit den ihren „Begegnen" spielen zu lassen; da erschien der Schaffner und stopfte noch einen alten Herrn ins Coupé; dann brauste der Zug davon. Allmählich wurde mir die Situation ungemüthlich. Ich benutzte den Augenblick, wo die beiden Alten durch je ein Fenster blickten, um den Vogel aus seinem Versteck entschlüpfen zu lassen. Dieser, froh über die wiedererlangte Freiheit, flatterte wie toll umher; ja er ging in seiner Ausgelassenheit so weit, mit den unteren Extremen der Frau Mama —"

„Ich hätte mich in seiner Stelle an die Tochter gewagt," warf Amadeus ein.

„— Nähere Bekanntschaft zu machen." Gottlieb ließ sich in seiner Satzkonstruktion nicht stören. „Ein lauter Schrei: und die Tochter hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Der Alte rührte sich nicht, desto mehr ich; und die Ungeschicklichkeit, die mich bei den Bemühungen um die Mutter öfters dem Körper der Tochter zu nahe kommen ließ, war vielleicht nicht ganz unbeabsichtigt. Allmählich erwachte die Ohnmächtige wieder und erging sich nun in Schimpfreden, indem sie auf den stumpfsinnigen Alten in der vierten Ecke die spitzigen Pfeile ihrer Zunge abschoß."

„Du schimpftest mit?" fragte der Assessor.

„Natürlich!" antwortete Gottlieb. „Denn mir sollte und durfte sie doch die Unverschämtheit, eine Gans ins Coupee gebracht zu haben, nicht zutrauen Im Gegentheil: sie konnte nicht Worte genug finden, um mir für meine gütige Hilfe zu danken, und reichte mir huldvoll die Hand; die Tochter that, gern oder ungern, dasselbe. Da hielt der Zug. „Halle aussteigen!" Sollte ich die Mama in ihrem Wahn und die Gans im Stich lassen? Thorheit! Schnell ergriff ich das Thier am Flügel und retirierte unter Verbeugungen aus dem Waggon. Da hättest Du ein Gesicht sehen können: ein richtiges — sag's nicht weiter! — Schwiegermuttergesicht. Wären die Blicke Dolche gewesen, ich wäre gewiß mausetodt. Aber aus diesen Blicken machte ich mir nichts; zwei blaue Aeuglein sprühten nichts weniger als Wuth. Und der Zug fuhr weiter, Leipzig entgegen. — So, Freund Amadeus, war die erste Begegnung mit meinem jetzigen Weibe."

„Aber," fragte der Assessor, „wie nun weiter bis zum ersten Kuß? Doch bitte, fasse Dich kurz: mir knurrt, mit Verlaub, der Magen, der seit heute Morgen außer Thätigkeit ist; und Dein Prachtweib wird — Du verzeihst meine Offenheit — uns hoffentlich bald zum Diner abrufen."

Gottlieb sprang auf: „Gleich sollst Du —"

Amadeus hielt ihn am Arme zurück: „Die Erzählung zu Ende hören; solange geduldet sich mein Magen noch. Hat er doch früher auchz ufrieden sein müssen, wenn wir einmal, zur grausamer Sparsamkeit verdammt, das Mittagbrot durch „stramme Haltung" ersetzten."

Gottlieb goß ihm ein: „Nun, dann trink' wenigstens, und — höre weiter! In Halle

war Kasinoball. Ich war natürlich da und —"

„Und sie auch," ergänzte Amadeus.

„Ja, ganz zufällig," fuhr Gottlieb fort; „sie besaß und besitzt einen viel zu gesunden Erbonkel in Halle, der Mitglied der Kasinogesellschaft war und Elschen und ihre Eltern eingeladen hatte. Kurz: sie war da, prangend in weißem Kleide, am Busen und auf dem Köpfchen verschämte Gänseblümchen. Ich tanzte einen, tanzte mehrere, tanzte fast alle Tänze mit ihr: wir hatten uns ja so viel zu sagen, und der Abend war kurz. Als ich sie u. a. fragte, wohin sie denn an jenem Tage mit ihrer Mutter gereist wäre, erzählte sie mir, daß sie, als der Vater nach Tische in seinen Kegelklub gegangen, beide nach Leipzig gefahren seien, um Lohengrin zu sehen und zu hören. Ich erging mich in langen Tiraden über die herrliche Oper und nannte besonders jene Stelle „reizend", wo Lohengrin zur Else durch eine Gans, ach nein durch deren Stiefbruder, den Schwan, gezogen werde. „Auch ich heiße Else," antwortete sie da leise und verschämt. Diese Worte und diesen Ton werde ich nie vergessen; und ich necke mein Weib oft damit, daß sie nicht hinzugesetzt hatte: „sei Du mein Lohengrin." Genug! als die Karte abgetanzt war, wollte Else mich ihren Eltern zuführen. Schon von Ferne sah ich das würdige Paar, doch wie erschrak ich: neben der ehrsamen Matrone aus dem Eisenbahnkoupee saß — wunderbarer Zufall! — der alte Herr, dem ich einst die Gans vor der Nase weggeschnappt und den ich dadurch tödtlich beleidigt hatte. Ich verzichtete natürlich auf eine Vorstellung."

„Aber Du vergißt den Kuß!" mahnte der Assessor.

„Soll gleich kommen," sagte Gottlieb. „Ich eile nach dem „Kehraus" in die Garderobe, werfe mir den Mantel um und stelle mich dann hinter die Hausthür. Eine Familie nach der andern geht an mir vorüber, aber sie suche ich in den vorbeiwandelnden Kapuzen vergebens. Endlich erscheint mit dem bewußten Erbonkel das würdige Elternpaar, hinterher trippelnden Ganges das Töchterlein. Schnell springe ich, als Vater und Mutter eben die Thürschwelle überschritten haben, aus meinem Versteck hervor und presse auf die Lippen der überraschten Else den ersten Kuß. So, Amadeus, da hast Du ihn —"

„Nein, Deine Frau hatte ihn," korrigierte der andere.

„Auch eine Lesart!" Gottlieb erhob sich. „Nun soll Dein Hunger —"

„Halt!" rief der Assessor," noch eine Frage! Was ist aus der Gans geworden?"

„Die ist längst verspeist," antwortete der Oberlehrer, „und dieses Gänsebratenessen bildet der Schluß meiner Heirathsgeschichte: auch den sollst Du noch hören, wenn Dein Magen noch solange Geduld hat! — Ich weiß noch, es war an einem Sonntagmorgen. Ich saß in meiner Junggesellenbude, trübsinnig den schweren Kopf auf den Arm gestützt; denn zu dem physischen hatte sich ein moralischer Katzenjammer gesellt. Meines ganzen bisherigen Lebens mußte ich gedenken: all' der Kollegia, die ich versäumt, all' der Stunden, die ich verträumt, all' des Bieres, das vor mir im Glase geschäumt, all' der Mädel, die ich —"

„Geleimt!" setzte Amadeus ein. „Hast Du nun bald genug gereimt?"

„Einen Reim habe ich noch vergessen," fuhr Gottlieb fort, „aufgekeimt"! Denn in des Herzens Grunde, dem sonst nur allerlei frühwelkes Unkraut entsproß, war nun das perennierende Pflänzchen der echten Liebe aufgekeimt. Aber als ehrlicher Kerl — Du weißt, ehrlich war ich immer —"

„Nur nicht den Frauen gegenüber," meinte Amadeus.

Gottlieb konnte es nicht bestreiten. „Gewiß, da ich das Wort ‚Frau' bis dahin nur im Plural kannte. Aber hier handelte es sich um den Singular; da mußte ich ehrlich sein. Und wenn ich das war, durfte ich dann, ohne zu lügen, sagen, daß dieses Pflänzchen Liebe nicht auch nur Unkraut sei, das da frühe blühet und bald welk wird? Ich hatte den Glauben an mich selbst und an meine Beständigkeit verloren; darum der moralische Katzenjammer. Eben wollte ich mir alle meine Haare einzeln ausraufen; da klopfte es. Der Postbote brachte —"

„Einen Geldbrief", meinte der Assessor, „und Dein nun voller Säckel hieß Dich Dein volles Herz schleunigst im schäumenden Lethe ertränken!"

Gottlieb schüttelte den Kopf: „Fehlgeschossen, Bruder Schlaukopf! Es war ein Brief von Else. Anfang und Schluß desselben handelten natürlich von Küssen. Zwischen beiden stand die Bitte, doch die Gans zu senden, die hoffentlich noch immer mit Hafer ihr Leben friste. Die Mutter wäre durch ihr, Elses, Weinen, Reden, Drohen und Beschwören endlich gewonnen, doch der Vater wolle noch immer nichts von mir wissen, da ich ihn um Kegelerruhm und Gans schnöde betrogen hätte. Aber letztere wenigstens solle er wieder haben, und den Raub des ersteren möchte ich ihm persönlich abbitten: dann würde auch er seinen ‚Segen'

geben. Da konnte denn auch ich — ehrlich oder nicht — mit meinem eigenen Segen nicht zurückhalten. Ich packte die Gans, die mich manchen Hafer gekostet, ein und schickte sie ab; am Sonntag darauf reiste ich selber. Du kannst Dir denken, wie wüthend mich der Alte anguckte, als ich, meinen Chapeau drehend, vor ihm stand und seine Tochter zum Weibe begehrte. Er musterte mich von oben bis unten: sein Schmunzeln sagte mir, daß ich ihm im Ganzen gefiel. Aber nicht im Besonderen. „Unmöglich!" so ungefähr fuhr mich der komische Alte an, „mein Schwiegersohn können Sie niemals werden, niemals! Besäßen Sie rücksichtsvolle Bescheidenheit und die Ihren jungen Jahren geziemende Ehrfurcht vor dem ehrwürdigen Alter, dann würden Sie es damals nicht fertig gebracht haben, mich abzutrumpfen und dem Spott meiner schadenfrohen Mitbürger preiszugeben. So aber gaben Sie mir eine Probe Ihres mangelhaften Charakters, und darum: gebe ich Ihnen meine Tochter niemals. Die Gans trennt uns für immer!" Dann machte er eine Bewegung, als ob ich mir die Thür von außen ansehn solle. Aber den Gefallen that ich ihm denn doch nicht. ‚Verzeihen Sie, verehrter Herr', sagte ich gelassen, ‚daß ich noch einen Augenblick um Gehör bitte! Wenn Ihnen an der Gans so viel liegt: Ihr Fräulein Tochter ist in der Lage, Ihnen selbige zu übermitteln. Ich habe die Gans herausgefuttert, um sie Ihnen, zugleich mit der Abbitte meines rücksichtslosen Betragens Ihnen gegenüber, zum Präsent zu machen. Die Abbitte leiste ich Ihnen hiermit, über die Gans habe ich nicht mehr zu verfügen.' Er rief Else: „Hast Du eine Gans in Verwahrung?" ‚Ja, Vater: dort sieh' hin!' antwortete sie keck und machte die Thür zum Nebenzimmer weit auf. Da stand auf reichbesetzter, für vier Personen gedeckter Tafel eine mächtige Bratenschüssel mit lieblich duftender, braun gebratener Gans. Mit den Worten „na, meinetwegen habt euch!" sank er ermattet auf den Polsterstuhl und Else in meine Arme. Die Gans war's, die uns zusammenbrachte."

Amadeus lachte: „Eine putzige Heirathsvermittlerin! Aber nun" — seine Nasenflügel dehnten sich — „weißt Du, es duftet so appetitlich: sollte Deine Frau das diner —"

In diesem Augenblicke erschien Frau Else, nunmehr in großer Toilette, ein paar Gänseblümchen am Busen. „Darf ich die Herren bitten?"

Gottlieb küßte sie; „Und welches Thier hat heute für unser lukullisches Mahl sein Leben lassen müssen?"

Sie schmiegte ihr Köpfchen an seine Brust: „Kannst Du rathen?"

„Ich weiß es," sagte Amadeus, „darf ich's aussprechen?"

Sie blickte ihn schelmisch an: „Bitte!"

„Eine — Gans!" behauptete Amadeus.

„Richtig gerochen!" bestätigte Frau Else. „Nun dürfen Sie mich auch zu Tische führen!"

Mein Heim.

In einer Wildniß fing ich an zu pflügen
Und pflanzte Blumen, Sträucher, Mais und Reben.
Zerfelst und rauh, verwuchert und uneben
War das Gefild. Ließ ich mir nicht genügen

Am kargen Lohne und an leeren Krügen,
Galt es ein nimmermüdes Weiterstreben,
Und sollt' der Schönheit Strahl mein Heim umweben,
Mußt ich Natur und Kunst zusammenfügen.

Vom frühen Tag bis in die späte Nacht
War ich auf meinem Roß in stetem Trabe. —
Nun hat der Frühling Blumen mir gebracht,

Als meines Mühens erste Dankesgabe.
Doch wenn ich alles recht und ganz vollbracht,
Dann bleibt das Grab mir wohl als einz'ge Habe . . .

Washington. **Claas Denekas.**

Aus der Ferne.

Wie mancher ward von dir betrogen,
Mein vielgeliebtes Vaterland,
Von dem du treulos dich gewandt,
Bis daß er grollend fortgezogen.

Dem Nest der Heimath kühn entflogen,
Fand Rast er bald an fremdem Strand;
Dem treuen Fleiße seiner Hand
War dieser Himmel gern gewogen.

Kenton, O.

— Amerika, in deinem Schooß
Hast du der Freiheit Glut entfacht,
Gewachsen bist du fesselos.

O, send' in Deutschlands alte Nacht,
Auf daß auch es so frei als groß,
Den Mahnruf nun: Erwacht, erwacht!

K. F. Preuß.

Ein Albumblatt.

Vier Zeilen blos! — doch sie enthalten
Des Freundes einziges Vermächtniß.
Die Welt, die sie mir neu entfalten —
Das Bild, der guten Zeit, der alten —
War längst entflohen dem Gedächtniß.
Ist's nicht, als kehr' vor meinem Blick
Die gold'ne Zeit mir neu zurück,
Mit all' dem Sonnenschein und Glück? —
Allein, sie lassen sich nicht halten,
Die theuren, lieblichen Gestalten —
Und schon nach einem Augenblick,
Ist jäh das Traumgesicht verschwunden
Der einst so schön verlebten Stunden. . .

Newark, N. J.

Hermann Rosenthal.

Die Woge.*)

O trüge die Leidenschaftswoge der Lust
Dich fort mit wildem Geschäume
Und würfe dich jauchzend an meine Brust,
Voll kühner Brandungsträume:
Ich würd' mit wildem Jubelschrei
Dich, süßes Weib, empfangen, —
Wie strickten meine Arme sich
Um dich mit Glutverlangen!

Ich würde deinen spröden Sinn,
Du Stolze, schon besiegen —
Du solltest, holde Schwimmerin,
Dem Sänger unterliegen.
Ich sänge der leuchtenden Woge der Lust,
Der Leidenschaft stürmischem Schäumen,
Ein jauchzendes Lied aus voller Brust
Von trunkenen Liebesträumen.

Milwaukee, Wis.

All deine Schönheit gäbe ich kund,
Die Schneepracht schwellender Glieder, —
Und küßte dich auf den rothen Mund
Bis daß du küßtest mich wieder,
Bis daß du wagtest mit mir den Sprung
Zur Wonnetiefe hernieder,
Wo Schweigen herrscht und Dämmerung,
Wo süß ersterben die Lieder.

Entzückt, beglückt wohl kehrten wir
Herauf vom schweigenden Grunde,
Du küßtest Sangesperlen mir
Vom bebenden Liedermunde. —
Wir lauschten still auf den Wogenbraus
Um des Glückes Inselgestade —
Du ruhtest an meinem Herzen aus
Vom seligen Liebesbade.

Otto Soubron.

*) Auf ein gleichnamiges Bild eines französischen Malers. Dasselbe stellt ein von einer schäumenden Woge getragenes nacktes Weib dar.

Liebe und Mathematik.

Von Dr. **P. Carus**, Chicago.

Einem Schreiben des Autors an die Redaktion der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung" entnehmen wir Folgendes:

„Indem ich Ihnen beifolgenden Distichenkranz übersende, bin ich mir wohl bewußt, daß diese Art Poesie nicht populär sein kann. Ist sie doch von vorn herein beschränkt auf den Kreis Derer, die in die Fundamente der Trigonometrie eingeweiht sind, wodurch leider der größte Theil des wichtigsten Publikums eines jeden Dichters, die meisten Damen, ausgeschlossen werden.

Die Distichen „Liebe und Mathematik" erschienen zuerst in englischer Sprache in "The Open Court" Vol. II No. 59 und erweckten immerhin mehr Interesse, als erwartet werden konnte. Von den Ansichten, die mir brieflich darüber eingingen, will ich eine mittheilen, die von einem Fachmanne, einem Professor der Literatur an einer hervorragenden amerikanischen Universität, herrührt:

As to the mathematical distichs I read them with a good deal of interest when they first appeared. They strike me as technically good .. and with respect to the sentiment, that also appears to me admirable, though it might possibly be a question whether it gains anything as sentiment from being wedded to mathematical concepts and illustrated by diagrams. At any rate the idea is too new for the poetry, as such, to sink at once into the deep places of one's being. Still one sees rich possibilities in the system.

Have you ever noticed Novalis' sayings about the poetry of mathematics? He has a whole string of oracles beginning at Vol. 2 p. 145 suggested apparently by the old doctrine that god is a geometrician (ὁ θεὸς γεωμετρίζει).

For example:

„Aller Genuß ist musikalisch, mithin mathematisch."
„Das höchste Leben ist Mathematik."
„Der ächte Mathematiker ist Enthusiast per se, Ohne Enthusiasmus keine Mathematik."
„Das Leben der Götter ist Mathematik."
„Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein."
„Reine Mathematik ist Religion."

and much more."

Das Distichon.

Das Distichon betrachtet man mit Recht als die Vollendung der griechisch-klassischen Metrik. Es hat sich bald nach Homer's Zeiten aus dem dactylischen Versmaß entwickelt. Die erste Zeile des Distichon's ist ein heroischer Hexameter, der willkürlich, etwa in seiner Mitte, durch eine Caesur getheilt wird. In der zweiten Zeile wird zwei mal die erste Hälfte des Hexameter's bis zur Caesur nach dem fünften Halbfuß

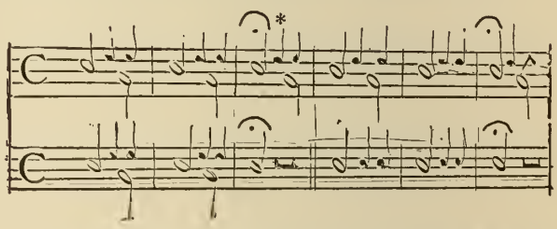
[— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —]

wiederholt. Statt ausführlicher Regeln diene folgendes Schema als Erklärung:

— — — — —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— —
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ‖ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —

Die zweite Zeile nannte man Pentameter oder Fünfmaß, weil sie aus zwei mal fünf halben Maßen besteht. Thatsächlich aber hat der Pentameter gerade so viel Takte wie der Hexameter, da am Schluß einer jeden Hälfte eine Pause von einem halbem Takt Länge eintritt; wie denn auch der letzte Fuß des Hexameters mit einer Vierteltakt-Pause schließt.

In musikalischen Zeichen läßt sich das Distichon folgendermaßen ausdrücken:



Diese Versart nannte der Grieche elegische Dichtung und benutzte sie zu längeren und kürzeren Betrachtungen aller Art.

Das Distichon ist in vielen Beziehungen dem Sonett vergleichbar. Wie das Distichon die klassische Form von Alt-Hellas, so ist das Sonett die klassische Form der Renaissance in Italien.

Das Distichon ist ebensowenig singbar wie das Sonett, vielleicht gerade weil es so viel musikalischen Klang in sich selbst besitzt, so daß Musik nichts mehr hinzufügen kann um seinen Werth zu erhöhen. Während aber das Sonett, ebenso wie das Lied, die beiden Parallel-Glieder voranstellt und sich dann in einem dritten Gliede zu einem einheitlichen Ganzen aufbaut, löst sich umgekehrt das Distichon, nachdem der dactylische Hexameter vorangegangen, in zwei Parallel-Gebilde auf.

---

*) Diese Firmate, welche die Caesur im Hexameter repräsentirt, ist beweglich.

Während das Sonett synthetisch ist, erscheint das Distichon analytisch. Während sich deshalb das Sonett zur Reflexion empfiehlt, eignet sich das Distichon in seiner elegant abgerundeten Form zum Sinngedicht, zur Sentenz und zum Epigramm.

Wissenschaft und Dichtung.

Nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht sind Poesie und Wissenschaft zwei getrennte Gebiete, die nichts mit einander gemein haben. Das ist aber ein Vorurtheil, welches ganz unbegründet ist.

Wie die Wissenschaft Alles in's Bereich ihrer Untersuchung ziehen kann, so vermag auch die Poesie sich an Allem zu begeistern, was ein Menschenherz erregt oder bewegt.

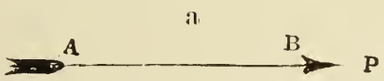
Wie der Psycholog selbst die geheimsten Empfindungen des Dichters analysirt, so kann auch umgekehrt der Dichter die Poesie der Wissenschaft empfinden.

Obgleich Wissenschaft selbst keine Poesie ist, so steckt doch in der Wissenschaft überall Poesie. Und keine Wissenschaft ist der Poesie näher verwandt als die Mathematik mit allen ihren Anwendungen. Während der Psycholog die Mechanik und Statik des Gemüthslebens mathematisch bestimmt, bringt der Dichter dieselbe zu einem hörbaren und meßbaren Ausdruck in dem Rhythmus seiner Poesie.

* * *

Mathematik ist die Metrik des Universums; sie erklärt die Regeln der harmonischen Rhythmik des großen Welt-Gedichtes und kann uns auch über die Gesetze der Pulsschläge des Menschenherzens belehren.

Wenn wir hier Mathematik in's Bereich der Dichtkunst ziehen, können wir keine bessere Form dafür finden als den schönsten metrischen Bau des griechischen Alterthum's, den elegischen Vers.

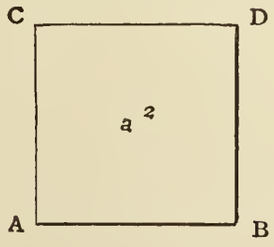


A B der Weg des Punktes P.

$$AB = a$$

Die Linie.

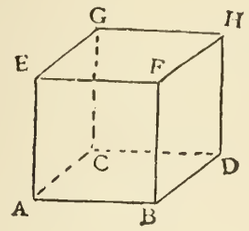
Leben ist eine Funktion. Es ist gleich der unendlichen Linie.
Suchend strebt es dahin, wie ein beweglicher Punkt.



$$AB \cdot AB = a^2$$

Das Quadrat.

Liebe ist Leben in zweiter Potenz. Sie erweitert die Herzen.
Liebe als ‚Leben Quadrat' schafft erst dem Wirken ein Feld.



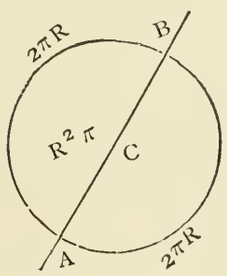
$$AB \cdot AB \cdot AB = a^3$$

Der Cubus.

Eh'liches Leben ist dritte Potenz; es wächst an Bedeutung.
Nur auf der Liebe Quadrat baut sich der Cubus des Glück's.

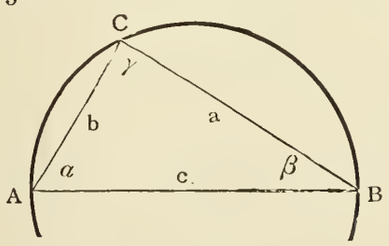
Ein Baustein.

Menschliches Leben im Cubus begründet die häusliche Heimath.
Neue Geschlechter ersteh'n in der Familie Kreis.
Ist dann der Cubus vollendet, so dient er dem Tempel der Menschheit;
Und der lebendige Stein fördert den herrlichen Bau.



Der Kreis.

Du bist, Geliebte, das Centrum von all meinem Dichten und Denken.
Wär' ich entsprechend für Dein Leben die Peripherie:
Wie so harmonisch dann würde der magische Cirkel sich schließen;
Uns're Geschicke, wie schön! schlössen den fertigen Kreis.
Nenn es dann, wie Dir's beliebt: Beseligung, Eintracht und Liebe,
Bündniß, Erfüllung und Pflicht; — Keiner der Namen genügt.
Willst Du dann aber den innersten Grund des Problems erkunden,
Wisse, es ist das Gesetz, welches die Welten regiert.

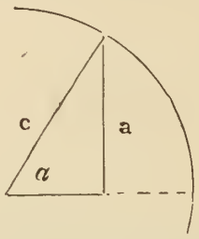


$$\angle \gamma = 90°$$

c die Hypotenuse.
a und b die Katheten.

Das rechtwinklige Dreieck.

Im rechtwinkligen Dreieck sind wir zwei die beiden Katheten.
Recht heißt der Winkel mit Recht, ganz wie die Neigung bei uns.
Aber wir nennen die Basis des Dreiecks die Hypotenuse,
Die die Katheten umspannt, wie uns die Liebe vereint.



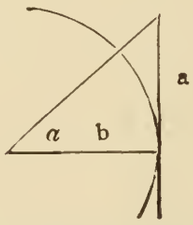
Sinus ist die gegenüberliegende Kathete durch die Hypotenuse

$$\sin a = \frac{a}{c}$$

wobei c der Radius des Kreises und Hypotenuse des Dreiecks.

Sinus.

Sinus, mein Lieb, ist Dein Busen, Dein Herz, Deine Seele, Dein Leben,
Wie es in unserem Kreis sich zu dem Radius stellt.
Aber der Radius ist im Dreieck die Hypotenuse,
Unserer Liebe Symbol, welche den Kreis erst erschuf.

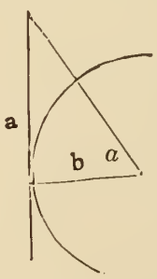


Tangens ist die gegenüberliegende Kathete durch die anliegende.

$$\text{tang } a = \frac{a}{b}$$

Tangens.

Tangens! so sagt man, Du Traute, weil sich die Katheten berühren.
Und in dem Tangens der zwei Eins im Andern sich mißt.



$$\text{Tang } a \,.\, \text{Cotang } a = \frac{a}{b} \cdot \frac{b}{a} = 1$$

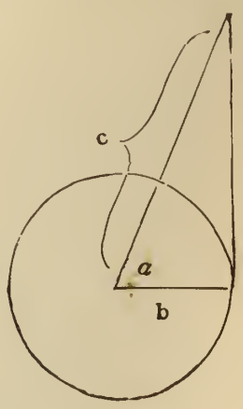
Tangens und Cotangens.

Tangens und Cotangens, Herz, ergänzen sich stets zu einander.
Wenn Du sie multiplicirst, findest Du stets sie sind Eins.

Secans ist die Hypotenuse durch die anliegende Kathete

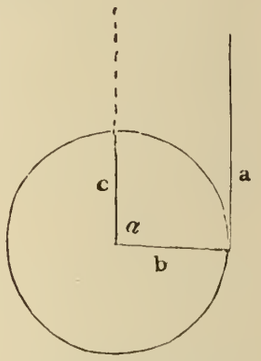
$$\text{Sec } a = \frac{c}{b}$$

wobei
c die Hypotenuse im rechtwinkligen Dreieck und
b der Radius des Kreises



Secans.

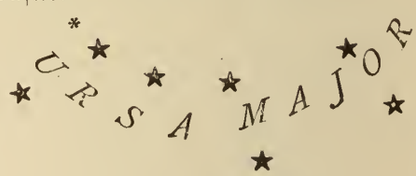
Secans durchschneidet den Cirkel der eng egoistischen Sphäre:
Aber zum Radius des Ich's führt sein Verhältniß zurück.
So auch die Liebe! Sie leitet mein Herz aus den Schranken der Ichheit,
Theure, veredelt von Dir, wirkt sie zurück auf mich selbst.



$$\text{Cosec } 90° = \infty$$

Cosecans von neunzig Grad.

Cosecans Neunzig bezeichnet symbolisch die Dauer der Liebe,
Denn die Unendlichkeit ist einzig der Ausdruck dafür.



Gesetzmäßigkeit.

Alle Planeten und Sonnen bewegen sich streng nach Gesetzen,
Welche die Mathematik sorgsam erforscht und beweist.
Aber nicht minder geregelt, mein Lieb, ist der Pulsschlag der Seele.
Auch in des Herzens Bereich waltet die Mathematik.

Reimsprüche.

An einen Künstler.

Ei, freilich bist du ein Künstler!
Wer könnte es leugnen? 's ist klar:
Du trägst ja schlottrige Hosen
Und ungekämmt das Haar.

New York.

Ein seltener Fall.

Du hast keinen einzigen Feind?
Fürwahr, ein reicher Segen!
Doch sage mir, lieber Freund,
Hast du denn keine Collegen? —

Em. Baruch.

Ein Herzblutstropfen.

Ein rother Stein in einem goldnen Ring —
Aus wundem Herzen quoll ein Tropfen Blut . . . .
Ein Funke stob aus früh verlöschter Glut,
Den unsichtbare Hand im Steine fing . . . .

Todt ist der Traum, der durch das Herz uns ging —
Er starb, wie alles stirbt, was schön und gut,
Verschlungen von des Lebens wirrer Flut —
Was glühst du noch, du rother Stein im Ring? . . .

Ein altes Märchen durch den Sinn mir webt
Vom Ritter, dem, weil er den Freund schlug todt,
Ein blut'ger Tropfen stets am Finger klebt. —

Heiß brennt der glühe Stein am Finger mir —
Es ist die ew'ge Thräne, blutigroth,
Um eine Liebe, die erschlagen wir . . . . .

New York.

Kurt Norden.

Ein Blumengruß.

Ein Blumengruß als Osterspende —
Treibhausgewächs! — Natur verleiht
Dem Anbeginn der Jahreswende
Nicht schon des Sommers Blüthenkleid.

Zwar weht der Wind von Südens Grenze
Verlockend schon so manchen Tag,
Doch, wie bei jedem jungen Lenze,
Folgt Sturm dem Sonnenscheine nach.

Ist's anders denn im Menschenleben?
Heut jubelt froh beglückt dein Herz,
Um sich schon morgen hinzugeben
Der Trauer, dem Entsagungsschmerz.

Wirst morgen du die Blumen fragen,
Wo blieb das kaum erblühte Glück?
So werden welkend sie dir klagen:
„Gestorben mit dem Augenblick!" —

New York.

M. Isidor.

Lied.

Ein blutigrothes Blümlein blüht'
Mir im Gemüth,
Ein todesmüdes Lied mir schlief
Im Herzen tief.
Das Blümlein roth verbleicht und bricht
Im Sonnenlicht,

Das Lied aus seines Traumes Nacht,
Das ist erwacht,
Die Blume weinend es beklagt
So lang es tagt,
Bis sie auf's neue blutigroth
Erblüht im Tod.

Cincinnati.

F. Pauly.

Das Mädchen und das Echo.

Felsenkind! Dich ruf' ich an
In dem Leid, das mich betroffen,
Soll ich meinem schönen Wahn
Schon entsagen, oder hoffen?

Echo: Hoffen.

Ach, ich wag' es kaum und nun
Ist mein Aug' verweint und trübe,
Echo! sprich', was soll ich thun,
Wenn Er dennoch hold mir bliebe?

Echo: Liebe!

Aber Er ist fern von mir;
Ist es denn des Schicksals Wille,
Daß es grausam spielend, mir
Nie mein endlos Sehnen stille?

Echo: Stille!

Chicago, Ill.

Edmund Maerklin.

Aegyptische Keller-Wirthschaft.

(Fata Morgana poëtica.)

Im Nilschlamm zu Pelusium,
Vor just dreitausend Jahren
War riesig groß ein Gaudium
In's ganze Volk gefahren.

Zythopoi's*) Anthropomenes,
Hof-Fax der Ramsiniten,
Thät über etwas Wichtiges
Im Brauerfache brüten.

Ein Eishaus und ein Kellerloch
War nirgends hier zu sehen,
In die man ein beim Zechen kroch,
Der Hitze zu entgehen.

Man sann,— die Weisen fanden nichts,
Sich und das Bier zu kühlen,
Im Schweiße seines Angesichts
Mußt' man's hinunterspülen.

Drum sprach jetzt Anthropromenes :
„O schicke mir, Osiris,
'Nen Einfall, ganz was Treffliches,
Das gut für Mensch und Bier „is".

Mein Sklave „Hersch", der meldet mir,
(Er reist für mich im Norden),
Da oben wär' pelusisch Bier
Durch Kühlung besser worden.

Es wär' ein kühles Bier jetznnd
In diesen heißen Zonen,
Das Beste, das man leisten kunnt
Im Land des Pharaonen. —

Nach langem Marsch durch Wüstensand,
Im Samum halb gebraten,
Könnt' aus der Sklavin schöner Hand
Ein kühler Trunk nichts schaden.

Der gute Anthropomenes
Leis' für sich hin so sprach er,
Vielleicht noch mehr Ersprießliches,
Dann warf er sich auf's Lager.

Bald d'rauf im Traume führte ihn
Osiris' Gattin, Isis
Zur Cheops-Pyramide hin
Und sprach : — „Hier siehst du „diesis ?"

Schau's recht dir an und merk dir's wohl;—
Wird's bald im Kopf dir heller ?
Dies Dreieck ist im Innern hohl,
Ein Delta-Felsenkeller. —

Es ist gebaut im alten Styl ;
Hier „sattle" deine Fässer,
Dann wird dein Bier, bald klar und kühl,
Dem Volke munden besser.—

Aus war der Traum, der gar nicht dumm,
Verschwunden die Frau Isis ; —
Doch gab's bald in Pelusium
Im Biergeschäft 'ne Krisis.

Am Eingang bald des Dreieck's hing
Ein Bierschild, — Pyramiden,
Verschlungen ; — Jeder kennt das Ding
Im Norden heut und Süden.

Und vor dem Steinkoloß bald saß
Man kühl im Palmenschatten,
So daß man nach gar manchem Maaß
Behaglich konnt ersatten.—

Wer in des Brauers Palmenhain
Konnt jetzt die Völker zählen,
Die kehrten ein und ritten ein
Auf Nilpferd' und Kameelen ? —

Das ganze Volk im Delta zog
Zur Cheops-Pyramide,
Wo lächelnd sich zum Gaste bog
Die leichte Bier-Sylphide.

Und wer den Dio Cassius
Recht mit Verstand gelesen,
Giebt zu, daß dort der „Raphanus" **)
Schon Bier-Speis' war gewesen.

Ihn trug's aegyptisch' „Nadi-Weib",
Wie Strabo uns betheuert,
Schon da herum, und zwar am Leib
Total noch unverschleiert ;

Denn „freien Lunch" gab's da noch nicht,
Er war noch nicht erfunden,
Und streng „Berappen" war noch Pflicht
Der aller ält'sten Kunden.

Die spätere „Beledernng",
Das „Auf das Kerbholz schreiben",
War dafür schon auch da im Schwung
In allen Zythos †)-Kneipen.

Einst war's am Nil, wie heut' am Rhein :
Man saß nicht gerne trocken
Und bis zum frühen Morgenschein,
Blieb' man beim Zythos „hocken".

*) Zythopoios: griechisch = Bierbrauer. **) Raphanus = Rettich. †) Zythos: griechisch = Bier.

Zythopoi's ward ein reicher Herr,
Denn aus des Dreieck's Stollen.
Ließ alle viertel Stunde er
Ein frisches Fäßlein rollen.—

Doch „nächtlings", nach dem Zapfenstreich
Im Bauch der Pyramide,
Erhob aus seinem Sarg sich gleich
Ein alter Ramsinite.

Chicago, Ill.

Dann rollt' er aus der Leinwand sich,
Macht' frei sich Kehl' und Arme,
Es dürstet' ihn ganz fürchterlich
Dadrin, daß Gott erbarme!

Als Mumie schlich er umher,
Bis er ein Faß gefunden,
Und war an Bier das noch nicht leer,
Dann trank er aus dem Spunden.

Emil Dietzsch.

Rudolf Thomann. †

Am 9. Januar d. J. verschied im deutschen Hospital in San Francisko der im ganzen Lande und besonders in Californien rühmlichst bekannte Journalist und Schriftsteller Rudolf Thomann.

Der Verstorbene war geboren am 11. Dezember 1847 in Lüneburg, Hannover. Nachdem er das dortige Gymnasium absolvirt hatte, studirte er in Halle und Göttingen Philosophie und Geschichte. Anfangs des Jahres 1870 folgte er seinem Vater, welcher in San Francisko eine Färbei errichtet hatte, nach Amerika. Er hoffte, hier einen seinen Fähigkeiten und seiner allem Zwange feindlichen Natur entsprechenden Wirkungskreis zu finden. Californien wurde ihm auch bald eine zweite Heimath. Nachdem er sich einige Jahre in verschiedenen Theilen des Staates aufgehalten hatte, ließ er sich in San Francisko nieder, um sich ganz der Journalistik zu widmen, zu der ihn besonderes Talent hinwies. Zuerst am „California Demokrat" und „Humorist" beschäftigt, übernahm er später die Redaktion des „Sonntagsgast", welches Blatt unter seiner Leitung einen bedeutenden Aufschwung nahm. Hierauf war er eine Reihe von Jahren als Chef-Redakteur der „S. F. Abendpost" thätig und redigirte gleichzeitig auch noch verschiedene humoristisch-satyrische Wochenblätter. Später reiste er nach dem Osten, wo er sich auf kürzere oder längere Zeit abwechselnd in St. Louis, Mo., Belleville, Ill., Milwaukee, New York und anderen Städten aufhielt, ohne jedoch irgendwo festen Fuß fassen zu können. Wie seine deutsch-californischen Collegen, Theodor Kirchhoff und F. C. Castelhun, hatte er eben sein Californien zu lieb gewonnen, um sich östlich von den Nevada Bergen auf die Dauer recht wohl fühlen zu können. Schon nach wenigen Jahren kehrte er wieder nach San Francisko zurück, wo er bis zu seinem Tode als Mitarbeiter des „Sonntagblattes des Cal. Demokrat" und des „Cal. Volksfreundes", sowie als Correspondent für verschiedene östlichen Zeitungen thätig blieb.

San Francisko.

In Rudolf Thomann verlor die deutsch-amerikanische Journalistik einen ihrer talentvollsten Vertreter. Ausgestattet mit funkelndem Geiste, tiefem Humor, trefflichem Witze und schlagender Satyre, denen sich ein reiches und ausgedehntes Wissen zugesellte, wußte er eine schneidige Feder zu führen, die ihn ebenso beliebt und interessant als gefürchtet machte. Sein Name wurde zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch das komische Epos: „Hannes Schaute", welches zuerst im „Humorist" veröffentlicht wurde und später auch in Buchform erschien. Außer diesem, seinem größten Werke, schrieb er eine Anzahl von kleinen humoristisch-satyrischen Gedichten, Novellen, Novelletten und historischen Skizzen, von denen die meisten die Runde durch die leitenden deutschen Zeitungen dieses Landes machten. Unter seinen ernsten Poesien zeichnet sich das Gedicht: „Gutedel", das seinen Weg in verschiedene Anthologien fand, als eine poetische Perle von seltenem Werthe aus. — Thomann hätte entschieden noch viel mehr und noch viel Besseres leisten können, denn er hatte das Zeug hierzu in sich, wie selten Einer. Der Diamant blieb jedoch ungeschliffen, und alle Versuche seiner Freunde, ihm seine Rauhheit zu nehmen, blieben erfolglos. Unglückliche Familienverhältnisse trugen wohl am meisten daran schuld, daß Thomann sein eigentliches Talent immer mehr vernachlässigte und zuletzt nur noch zur Feder griff, wenn ihn materielle Noth dazu zwang. Er schenkte der deutsch-amerikanischen Dichtung nicht viel, aber aus dem, was er ihr hinterläßt, blitzt es auf wie Diamantenglanz. Der Stein war nie völlig abgeschliffen, aber er war echt!

K. A. Kerger.

Besprechungen.

Die Nord-Amerikanische Vogelwelt von H. Nehrling, Milwaukee. Verlag von Geo. Brumder.

Von diesem Prachtwerke, welches dem Deutschthum Amerikas zur Ehre gereicht und welches deshalb in keiner gebildeten deutschen Familie fehlen sollte, ist soeben das 8. Heft erschienen. Dasselbe reiht sich, was Vorzüglichkeit des Inhalts und künstlerische Ausstattung betrifft, den vorhergehenden Heften vollkommen an und führt uns diesmal in das Leben, Treiben und Singen unserer alten gefiederten Bekannten, der Finken und Sperlinge, ein.

Wenn man die hochpoetischen, fesselnden Schilderungen der Nord-Amerikanischen Vogelwelt liest, muß man den Verfasser nicht nur zu den Naturforschern, sondern auch zu unseren besten Dichtern zählen. R.

Zwei Seelen, Gedichte von Karl Maria Heidt. — Großenhein und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge.

Karl Maria Heidt zählt zu den „Modernen", jedoch zu den gemäßigten, die sich dem engeren Kreise der im Zolaischen Geiste in Naturalismus und Materialismus arbeitenden „Jüngsten" noch nicht angeschlossen, weil noch zu viel Romantik in ihnen steckt, die sie ihren eigenen Weg gehen heißt. — Trotzdem er in dem sehr gelungenen Gedicht: „An mich selbst" auffordert:

„Im Treiben der Weltstadt, im Menschengewühl,
Laß deine Gedanken erstarken,"

und gleich den Schluß zieht:

„Da sehnst du dich nicht nach waldblumigem Pfühl,
Du stehst an der Menschheit Marken."

scheint doch gerade die Liebe für das „waldblumige Pfühl" einen wesentlichen Bestandtheil seiner dichterischen Stimmung auszumachen. Neben der hie und da noch etwas schwankenden Neigung zum Modernen, spricht ein kräftiges Naturgefühl aus den Gedichten, das mit Sicherheit den passenden Ausdruck zu finden weiß und den Dichter immer wieder aus den Armen „Sündiger Liebe" und von den „tollen Zoten kneipseliger Freunde" in die Einsamkeit der Berge und der Halde zurück treibt, um ihn dort über die großen Fragen des Menschenseins und das nimmer zu lösende Räthsel der Liebe denken und dichten zu lassen. Nicht mit Unrecht hat Heidt seinem Buch, an die bekannte Stelle aus Goethe anknüpfend, den Titel „Zwei Seelen" gegeben. Das Festhalten in „derber Liebeslust" und Streben aus dem „Duft, zu den Gefilden hoher Ahnen" bildet den wechselnden Inhalt dieser Poesien. Manche der kürzeren Naturbilder („Im Traume liegt"; „Nun sind sie all' entglommen"; „Abend"; „Die Nacht"; „Herbsttage"; „Herbstabend"; „Das Waldgrab" u. a.) erinnern an die sprachlich und gedanklich fein abgeklärten und anmuthig ausciſilirten Zweistropher von Martin Greif, der sich wiederum an Goethe herangebildet. Hier eins derselben:

„Der Hochwald rauscht."

„Der Hochwald rauscht, Gewitterschein
Durchloht den wogenden Eichenhain,
Doch tief das friedlich grüne Thal
Kennt nicht den tödtenden Wetterstrahl.

So weiß ein friedlich ruhiges Herz
Nichts von der hohen Seelen Schmerz
Und ahnt in seinem milden Licht
Des Himmels verzehrende Gluthen nicht."

Durch die meisten Gedichte klingt ein epischer Ton, und selbst in den Liebespoesien, die den Schluß des Buches bilden, ist nichts oder doch nur äußerst wenig von jenem süßlichen, überminneseligen lyrischen Gewinsel wahrzunehmen, wie es sich in den letzten Jahren so oft in der deutschen Liebeslyrik vernehmbar gemacht. Die Form ist mit Geschmack und großem Geschick behandelt. Weshalb jedoch die veralteten Formen der Verben: „fleucht", „geuß", „umfleußt" mit Vorliebe gebraucht werden, auch da, wo sie nicht des Reimes wegen erforderlich sind, ist mir nicht recht erklärlich. — Die Sprache ist kräftig und männlich und dabei voll Gluth und Schwung. Mancher der hier zum Ausdruck gelangten Gedanken wurde schon von älteren Poeten in ähnlicher Weise dichterisch behandelt und könnte fast den Verdacht einer bewußten Entlehnung in uns aufkommen lassen. So z. B. der Sechszeiler:

„Freunde."

„Wer trinkt mit mir den funkelnden Wein? ! —
Es lud sich mein ganzes Haus gleich ein. —

Wer kämpft mit mir gegen Noth und Gram? ! —
Wohl mancher aus dem Städtchen kam. —

Wer preist mit mir sonder Neid mein Glück? ! —
Da gab mir die Welt keine Antwort zurück." —

Paul Heise sagt schon einmal früher das Gleiche, nur noch kürzer:

„Freunde in der Noth, will nicht viel heißen,
Hilfreich möcht' sich wohl mancher erweisen;
Aber die neidlos Dein Glück Dir gönnen,
Darfst Du wahrlich Freunde nennen.

Nun, die Aehnlichkeit dieser beiden Gedichtchen mag vielleicht ihren Grund in einer „unbewußten Reminiscenz" haben, die viel häufiger ihren unangenehmen Einfluß beim Niederschreiben von Poesien ausübt, als wir selber wissen, so wenig dies auch einige allzuverfolgungswüthige Plagiatenjäger gelten lassen wollen. Jedenfalls besitzt Karl Maria Heidt eigene Gedanken und Empfindungen genug, um der Entlehnung solcher von anderen entrathen zu können. Wer ein Gedicht, wie das folgende — um von den besten der Gedichte eines der kürzesten hier wieder zu geben — geschrieben hat, der ist ein echter Poet, von dem sich noch Bedeutendes erwarten läßt:

„Der Mensch."

„„Mein ist die Welt!" so sagt's sein Flammenblick,
Sein Geist fleucht schwingenkräftig sonnenwärts,
Im hellsten Glanze schaut er sein Geschick,
Und hoffnungsfreudig pocht sein junges Herz. —

Es treibt sein Schiff auf wogenwilder See, —
Als Leiche wirft ihn erst die Fluth an's Land,
Den bleichen Mund umzuckt noch herbes Weh:
„Mein ist dies Fleckchen Moos am öden Strand!" —

Die Jahre flieh'n; wo einst der Todte lag,
Bricht heut' die Brandung brüllend sich die Bahn,
Und aus der Fluthen wildem Wellenschlag
Heult's schrecklich lachend auf: — „Mein ist der Wahn!""

N.

Xenia Repuina. A Story of Russia of to-day by *B. MacGahan.*

In der russischen Literatur hat der Name Mrs. MacGahon schon längst einen guten Klang. Ihre hochinteressanten Skizzen und Schilderungen aus dem amerikanischen Leben, welche in den vornehmen Tagesblättern und Monatsheften St. Petersburgs und Moskaus erscheinen, werden mit ebenso großem und warmem Interesse gelesen, als ihre Aufsätze in den amerikanischen Zeitschriften,

in denen sie das hiesige Publikum mit dem Leben Rußlands bekannt macht.

Vorliegende Novelle ist, so viel wir wissen, ihr erster Versuch in englischer Sprache auf novellistischem Gebiete, dieselbe wird sicher warme Aufnahme finden. In fesselnden Bildern führt uns die Verfasserin die intelligentere russische Gesellschaft vor und macht uns namentlich auch mit den revolutionären Neigungen und Bestrebungen der höheren Kreisen bekannt. Das Buch zeichnet sich vor allem durch die darin verwerthete scharfe Beobachtungsgabe aus, und wir müssen die Meisterschaft bewundern, mit der die Verfasserin in einem so guten Englich Erlebtes und Beobachtetes zu erzählen weiß. R.

The Reformed Primer and First Reader by *Louis Heilprin*, New York, Babyhood Publ. Co., 5 Beekman St., 1890.

Die Reform besteht hauptsächlich darin, daß dem Schüler von den ersten Unterrichtsstufen an aus solchen Werken konstruirte Leseaufgaben geboten werden, deren Aussprache mit den Namen der zusammengesetzten Buchstaben korrespondirt. Das Kind ist so nicht gezwungen, von vornherein über das Unharmonische zwischen einem Buchstaben und dessen Laut zu stolpern, und diese Methode Heilprin's scheint uns von allen phonetischen Methoden die zweckmäßigste zu sein.

Der Verfasser ist in der amerikanischen Literatur schon durch sein "Historical Reference Book" rühmlichst bekannt. Wir können seinen "Primer" allen Elementarschulen aufs wärmste empfehlen. R.

Post.

Eingegangen: K. F. G., St. Paul, 3 Gedichte. — F. H., Kansas City, 1 Gedicht. — G. K., Detroit, 2 Gedichte. — H. R., Baltimore, 1 Gedicht. — F. A. Davenport, 5 Gedichte. — K. Sch., Chicago, 2 Sonette. — M. K., St. Louis, 1 Uebersetzung. — H. Sch., Cincinnati, 2 Gedichte. — F. B., Chicago, 2 Gedichte. — G. H., Detroit, 2 Gedichte. — J., in M., 1 Skizze. — G. B., Nashville, Tenn., 1 Gedicht. — G. H., New York, 3 Gedichte. — F. L., N. Y., 1 Gedicht.

G. H., Detroit. — Vielen Dank für Ihr freundl. Schreiben. Werden brieflich Antwort senden.

K. G. B., Nashville, Tenn. — Für Ihr Frühlingsgedicht ist es unterdessen zu spät geworden; aber auch früher hätten wir wohl keine Verwendung für dasselbe gehabt.

F. B., Chicago. — Hier die zwei ersten Strophen von Ihrem Gedicht: „Mein Röslein":

Im Thal, im Karolinenthal
Da wachsen Blumen ohne Zahl;
Sie wachsen wild, sie wachsen schön,
Gar manche hab' ich schon geseh'n.

Dort einst auf meiner Wanderung
Erblickt ich eine Knospe jung;
So zart, so angenehm und schön,
Mit Nichten konnt' ich satt mich sehn" —

Gewiß recht gut gemeint, aber doch nicht ganz geeignet für uns. — Auch Ihr Sonett hört sich etwas seltsam an, namentlich die drei ersten Zeilen der Schlußterzinen:

„Es birgt mein Herz der Liebe tausend Keime,
Schon kocht's darin und die Gefühle sieden —
Zu eng' zu eng sind meines Herzens Räume!"

Die armen Gefühle! Warum mußten sie gerade sieden? — Nun, vielleicht gelingt Ihnen später einmal etwas besser; allzugroßes dichterisches Talent scheinen Sie allerdings nicht zu besitzen.

K. F. G., in St. Paul. — Sie werden uns höchstwahrscheinlich sehr böse sein, wenn wir Ihnen die Wahrheit sagen, aber da Sie dieselbe von uns „auf alle Fälle" hören wollen, dürfen wir mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß in den gesandten Gedichten auch nicht ein Funke von Talent zu entdecken ist.

H. F. H., Cincinnati. — Verbindlichsten Dank für Ihr freundl. Anerbieten, von dem wir später vielleicht einmal Gebrauch machen können. Die Besprechung eignet sich nicht recht für unser Blatt, da sie einen Gegenstand behandelt, der die meisten Leser der „D.-A. D." nicht interessiren dürfte.

K. Sch., Chicago. — Leider nicht geeignet. Wie jedes Ding, so hat auch das Sonett seine zwei Seiten. Es läßt sich Vieles für und auch Manches gegen dasselbe sagen. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, eine Abhandlung über diese Dichtungsart zu geben. Ein gutes Sonett wird jedoch immer seinen Werth behalten, und jene fanatischen Eiferer, die das Sonett ganz und gar verwerfen möchten, sind wohl nur deshalb so große Feinde dieser Dichtungsform, weil es ihnen selber nie gelingt, dieselbe beherrschen zu lernen.

L. H., Chicago. — Zu diesem Zwecke steht Ihnen der „Offene Sprechsaal" unseres Blattes zur Verfügung, dessen häufigere Benutzung wir unsern Lesern und Mitarbeitern sehr empfehlen möchten.

Literarische Notizen.

Ein internationales literarisches Bureau

ist in Milwaukee von den Herren W. Otto Sonbron und Maximilian Großmann, welch letzterer als Geschäftsleiter fungirt, gegründet worden, mit Zweigbureaux in Europa und Südamerika.

Das Institut hat folgende Abtheilungen:

A. Abtheilung für internationales Verlagsrecht. — Dient der Vermittlung internationalen Schutzes literarischer Arbeiten, soweit die gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen Länder solchen ermöglichen. Besorgung autorisirter Uebersetzungen von Werken aller Art in alle modernen Sprachen.

B. Abtheilung für literarischen Austausch. — Literarische Weltbörse, mit der Aufgabe, einen Austausch schriftstellerischer Production in allen gebildeten Ländern zu ermöglichen, mit anderen Worten, einerseits dem Bedürfnisse von Verlegern und Herausgebern entgegenzukommen, welche zu irgend welchem Zwecke Originalarbeiten, Correspondenzen oder Uebersetzungen nöthig haben, andererseits auch, um schriftstellerischen Kräften Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten ohne zu viele Umstände und individuelle Mühe an solche Stellen gelangen zu lassen, wo man eventuell Verwendung dafür hat.

C. Abtheilung für Handel und Industrie. — Abfassung und Uebersetzung aller Arten Anzeigen, Bulletins, Pamphlete, Circulare und dgl. für geschäftliche und industrielle Zwecke, in allen modernen Sprachen und den Bedürfnissen der verschiedenen Länder, in denen sie circuliren sollen, angepaßt.

D. Juristische Abtheilung. — Abfässung und Uebersetzung juristisch-giltiger Doenmente in allen modernen Sprachen.

E. Abtheilung für Illustration. — Lieferung und Vermittlung von Originalillustrationen namhafter Künstler für alle Arten literarischer Werke, Anzeigen und dgl.

F. Bibliographische Abtheilung. — Dieselbe besorgt Literaturzusammenstellungen zu Quellenstudien auer Art. Sie empfiehlt Bücher (neue und antiquarische) über irgend einen Gegenstand mit Angabe des Preises und der Bezugsquellen, liefert dieselben auch, wenn dies gewünscht wird. (Ebenfalls Besorgung von Zeitungsnummern und -Ausschnitten.)

Man wende sich an "The International Literary Bureau", 450 East Water Street, (Market Square) Milwaukee, Wis.

In dem Verlag von Baumert und Ronge, Großenhain und Leipzig, wird demnächst eine Sammlung von Poesien des Herausgebers der „D.-A. D." unter dem Titel: „Funken, Gedichte von Konrad Ries", erscheinen.

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 1. August der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Louis Heilprin—The Reformed Primer and First Reader. New York, Babyhood Publ, Co.

B. MacG han—Xenia Repnina. A Story of Russia of to day.

Wilhelm Jensen—„Stimmen des Lebens." Gedichte. Dresden, L. Ehlermann.

Karl L. Leimbach—„Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart." Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 4. Band. Kassel 1890 Verlag von Theodor Kay.

Theodor von Sosnosky—„Sprachsünden." Eine Blüthenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Literatur Breslau, Eduard Trewendt, 1890.

Otto Brahm—„Freie Bühne für modernes Leben" S. Fischer, Berlin.

Theobold Nöthig—„Licht und Schatten." Gedichte. 4. Auflage. 1890, Breslau.

Berichtigungen: In dem „Nanschlied" (Seite 128 des vorigen Heftes) 3. Strophe, 3. Zeile: „lustflammender" statt „lustflammenden". —4. Strophe, 5. Zeile: „geb'" statt „gäb'".

Anzeigen.

George Gemünder jr.,

Violin-Studio für den Verkauf meiner berühmten Instrumente.

Reparaturen in artistischer Weise ausgeführt.

27 Union Square, New York.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwester-Sprachen. Herausgegeben von Hermann Wilker. 426 Seiten Octav. Geb. in eleg. Ganzleinwandbd. Preis **$2.20**

Am Wege gepflückt. Gedichte ernsten, launigen und satyrischen Inhaltes von Wilhelm Müller, s. Z. Redakteur des „Puck", Verfasser der „Schabiade". 222 Seiten Klassikerformat, eleg. in Leinwand geb. mit Rücken- und Deckelvergoldung und Goldschnitt **$1.20.** Broschirt **75** Cents.

Aus der Alten und Neuen Welt. Gedichte von Eduard Dorsch. Fein gebunden mit Goldschnitt und Deckenvergoldung **$1.25.** Gebunden ohne Goldschnitt **$1.00.** Broschirt **75** Cents. Inhalts-Verzeichniß: Aus der Alten und Neuen Welt: Zueignung. Alte Welt: Müßige Stunden eines Münchener Studenten. 1844. — Vermischtes. 1841—1849. Exodus. 1849. — Neue Welt im Urwald. — Vermischtes. 1852—1860. — In sonnigen Tagen. 1860—1870. — Herbstblätter. 1870—1882. — Episches.

Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Zeitungshändler.

The International News Company, New York.

J. STERN & CO.

22 BEAVER STR. NEW YORK.

Einzige Fabrik in Amerika von echtem

Russischen u. Türkischen Tabak und Cigaretten.

Importiren den Tabak in großen Partieen direkt

und sind im Stande, guten Tabak von $2.00 per Pfund an und feine Cigaretten von $1.00 per 100 an zu liefern. Bestellungen aus dem Innern werden prompt ausgeführt. Preislisten stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Unsere Fabrikate verkaufen alle bedeutenderen Cigarrenhandlungen in New York, Chicago, Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, Baltimore, Milwaukee u. s. w.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Offizielles Organ { des „Verein für Deutsche Literatur und Kunst in Amerika" und des „National-Verband deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller".

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 1. November 1890. **11.** Heft.

Leb' wohl!

Leb' wohl — wie wandelt im Augenblick
Dies Wort zum Leide der Liebe Glück!
Leb' wohl — wie klingt es des Trostes voll,
Daß Alles zum Guten sich wenden soll!

Wie bangend das Wort auf der Lippe schwebt,
Die seelig im glühenden Kuß noch bebt,
Wie wehe das Wort dem Herzen thut,
Das wonnetrunken am Herzen ruht!

Und doch — es brennt so heiß kein Kuß,
Wie Der ihn küßt, der scheiden muß,
Und doch — nur fester eint das Herz
Dem Herzen sich im Trennungsschmerz!

Der Seele tiefste Tiefen erschaut
Das Auge, darin die Thräne thaut,
Und ihre ganze Welt erschließt
Das Wort, das scheidend die Liebe grüßt.

Leb' wohl — den Segen, den Liebe spricht,
Zerstören des Unheils Mächte nicht!
Leb' wohl, laß frohen Muths uns gehn —
Leb' wohl, leb' wohl — auf Wiedersehn!

Cincinnati.

F. Pauly.

Besuch in der alten Heimath.*)

(V. Gesang der noch ungedruckten episch-lyrischen Dichtung „Hermann".)

Von **Theodor Kirchhoff.**

(Fortsetzung.)

Hermanns Vater war seit Jahren
Heimisch schon im schönen Kiel,
Strebend noch mit Silberhaaren
Nach des Lebens höh'rem Ziel.
Aus dem kleinen, ruh'gen Städtchen,
wo der Kinder Wiege stand,
Rief ihn fort zu Amt und Ehren
liebevoll das Vaterland.

In dem Kreis von Professoren
Und Beamten, hochgestellt,
Dünkte Hermann sich verloren
Wie in einer fremden Welt.
Aber schnell gewann er wieder
Selbstvertraun; er ward gewahr,
Daß gar Vieles jenen fremd sei,
was ihm Altbekanntes war.

Von dem Krieg der Sklavenhalter
Giebt er Kunde, vielbegehrt,
Und manch ordensreicher alter
Hausfreund ihn mit Fragen ehrt.
Von den heil'gen Menschenrechten
redet er, von Freiheit auch,
Deren Herrscher das Gesetz ist,
von der Bürger Thun und Brauch.

Mancher Hörer denkt im stillen,
Ob, wie dort, umströmt von Blut,
Die Geschicke sich erfüllen,
Nicht dereinst zu Flammengluth
Sich ein Funke wird entzünden,
schlummernd in der alten Welt;
Ob im Siegeskampf der Freiheit
nicht der Zukunft Würfel fällt.

In dem offnen Haus des Alten
Warten die Verwandten schon,
Strenge Musterung zu halten
Ueber den verlor'nen Sohn.
Von dem Antipoden raunet
man sich zu gar mancherlei:
Ob er wohl ein Weib genommen?
wohl ein Sklavenhändler sei?

Wenn er mit den Herrn vom Adel
Redet wie auf Du und Du,
Hört man mit verhalt'nem Tadel
Seinen schroffen Worten zu.
Ehrfurcht scheint er nicht zu kennen;
aber dennoch, intressant
Sind die Schlachten, Abenteuer,
und die Mär vom fremden Land.

Hermann machten die Verwandten
Wenig Sorge; heitern Blick's
Gab er Vettern, Basen, Tanten
Grauf'ge Scenen des Geschick's
Flott zum besten, das in Texas
ihn beinahe noch ereilt,
Hätt' er einen Monat länger
bei dem wilden Volk verweilt.

Mit der Schwester, die im Hause
Schaltete, verkehrt' er gern,
Schloß mit ihr in stiller Klause
Oft sich ein, vom Aufruhr fern.

Manches wußte sie zu melden,
was ihm neu war, was gescheh'n,
Seit der Vater aus dem Städtchen
fortzog, wo die Linden stehn.

Auch der Bruder war erschienen
Mit den Kindern, Hermanns Lust;
Helle Freude strahlte ihnen
Aus den Augen, unbewußt.
In den sonst so ernsten Räumen
scholl, wie niemals noch zuvor,
Lachen, Jauchzen, Kinderjubel
laut an der Erwachs'nen Ohr.

Mozart, ewig jung geblieben,
Sprach in Tönen, glockenrein,
Schuberts Lied von sel'gem Lieben
Mit der Engel Melodein.
Poesie, die glanzbeschwingte,
schwebte wie ein Jugendtraum
Mit der Meister Zauberklängen
durch den sonnenhellen Raum.

Alle miteinander gehen
Nun zum hohen grünen Wald,
Wo die hellen Buchen stehen,
Und der Spechte Hämmern schallt.
Lärmend jagen sich die Knaben
über den bemoosten Grund,
Und die kleine Schwester jauchzet
hinterdrein mit frohem Mund.

Blumen pflückt die Schaar der Damen,
Manchen blau-weiß-rothen Strauß,
Daß des Vaters Fensterrahmen
Prange wie sein Gartenhaus.
Neben bunten Hyazinthen
glänzen Purpurrosen dort,
Schimmern mit den Azaleen
schwesterlich am sonn'gen Ort.

Mit dem Vater streift alleine
Hermann oft durch Wald und Flur,
In dem goldnen Sonnenscheine
Durch die blühende Natur.
Rüstig, wie ein Jüngling, schreitet
noch der siebzigjähr'ge Greis,
Dessen schönes Haupt von Locken
dicht umrahmt ist, silberweiß.

In den alten Ulmengängen
Wandeln sie auf schatt'gem Pfad;
Blaue Meereswogen drängen
Plätschernd sich an dem Gestad.
Väterchen ist froh und heiter,
frägt nach fremden Sitten viel;
Ob nicht bald im blut'gen Ringen
nah des Friedens goldnes Ziel?

Auf die höchsten Hügel steigen
Sie im Abendsonnenglanz.
Hermann blickt mit ernstem Schweigen
Fernhin auf der Wellen Tanz.
Wie die Wogen ruhlos wandern
ist sein Leben, viel bewegt,
Bald vor Freude überrauschend,
bald vom Sturmwind aufgeregt!

*) Durch ein Versehen blieb in den beiden vorhergegangenen Fortsetzungen dieser Dichtung der Titel des vierten Gesanges auch über dem fünften stehen. Schon auf Seite 82 sollte es nicht mehr „Bürgerkrieg", sondern „Besuch in der alten Heimath" heißen.

Botanische Studien und Wanderungen in und um New York.

Von **J. U. Blum**, E. N.

IV.

Juni.

Sommer will uns wiederbringen
Grünen Wald und Vogelsingen,
Anger trägt sein Blumenkleid;
Berg und Thal in allen Landen
Sind erlöst aus Winters Banden,
Rothe Rosen trägt die Haid,
Alle Welt jauchzt im Vereine.
Ulrich von Winterstetten.

Der Juni hat begonnen mit seinen herrlichen Morgen, den schönsten des Jahres. Da ist ein Glanz und eine Fülle des Lichtes auf allen Blättern, welche im sanftrauschenden Morgenwinde sich bewegen, ein Singen und Klingen von Vögelschaaren, welche Hain und Wiese mit neuen Stimmen erfüllen, ein Blühen und Duften der Blumen, welche in farbenreichen Gewändern erscheinen, ein Summen und Brummen der geschäftigen Insektenwelt, welche theilweise im Grase sich versteckt, theilweise in den Lüften sich tummelt, theilweise die Gewässer belebt und bewegt, daß es den Menschen mit wonnigen Gefühlen erfüllt und zu eifriger Thätigkeit erweckt und sich nichts mit ihnen vergleichen läßt.

Die Rosen machen eben ihre Erscheinung. Sie strahlen ihre Anmuth aus den Gebüschen, welchen sie, sich selbst und der Natur, zum schönsten Schmucke dienen. Der Frühling erreicht mit ihnen seinen Höhenpunkt im Schönen, Duftigen und Angenehmen. Es ist die Zeit der Poesie, der Trauung der Erde mit dem Himmel. Kein Baum mehr, selbst ein Spätling nicht, der noch zurück wäre in der Entwickelung der Blätter und Blüthen, kein Strauch der nicht schon duftete; selbst das Haargezweige der Tamariske ist mit zarten Blüthenrispen bekränzt. Alle sind laubgeschmückt, grün und silberweiß, jedes in seiner eigenen Weise, bewegt vom wehenden Wind und belebt vom Sang und Gezwitscher der Vögel.

Hier und da erhebt sich in Parks oder Wäldern der prächtige Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), eine Zierde der Erde wie alle Magnolienbäume, zu deren Ordnung er gehört. Ein Kastanienbaum ist auch schön, aber ein Tulpenbaum ist ein hängender Garten. Um ein religiöses Bild zu gebrauchen, könnte man einen solchen Baum in seinem vollen Blüthenschmucke einen Psalm, einen Hymnus der Natur nennen.

Schon gruppiren sich die kleinen Blüthen des Weißdorns (Crataegus Oxyacantha), zu einer halbkugelförmigen Fläche, keine die andere des Lichtes beraubend und, obwohl eng aneinander gedrängt, jede doch ihr ganzes Antlitz zeigend und ihre Staubfäden emporstreckend, so gleichsam nur eine einzige, reizende Blume bildend.

Siehe, auch die Tradescantia virginica, Deutsche hier nennen sie Königsblume, hat sich entwickelt mit einer Menge von Knospen, die sie, um lange zu blühen, nur allmälig dem Licht entfaltet. Blau, oder auch weiß ist die Farbe dieser einfachen aber schönen dreitheiligen Gräserblume. Die Knospen ruhen, gleich jungen Vögelchen im Nest, in den Achseln zweier langen Blätter. Jeder geschlossene Kelch verlängert, bevor er sich öffnet, sein Stielchen, senkt es bis die Blume sich entfaltet, welche dann gleich einem Pflanzenauge der Sonne entgegen sieht. Abends schließt sich diese sensitive Blume.

Blaue Nuelien, zierliche Veronicas, riesiger Baldrian, bunte Petunien, rothe Nelken, süßduftende Lonicceren, scharlachrothe Mohnblumen, reiche Pens s, vom dunkelsten Sammt bis zum matten Weiß, milde, altbewährte Levkojen, Euphorbien mit silbergrauen, weidenartigen Blättern, Himalaya-Alpenrosen, an sandigen Wegen das schirmartige Blüthengebilde der Schafgarbe (Alchemilla mille folium) gelbe Akelei's aus Ostindien, Iris versicolor mit anmuthiger Färbung, Tausendschönchen (Bellis hortensis), blaue Lobelien, rothblühende Ixien, Schlüsselblumen mit sattgelber Farbe, waldschattenliebendes Geranium, liebliche Maiglöckchen und noch andere blühen zu dieser Jahreszeit. Die einen werden von Menschenhand liebend gepflegt, die andern wachsen wild auf Wiesen, Feldern und Anger.

Seht ihr jenen sonderbaren Baum in dem altmodischen grünen Nadelblätterschmuck? Es ist die Anden- oder Schuppentanne (Araucaria imbricata), wird in Chile 220—244 Fuß hoch. Sie trägt noch das Kleid der Vorwelt.

An künstlich hergestellten Felsenparthien prangen, mit rothen, gelben oder orangefarbigen Blumen, südliche Mesembryanthemen (Eispflanzen), Blumen, welche die Felsen von Capri so schön bekleiden, doch erst um elf Uhr Vormittags den Sonnenstrahlen sich öffnen.

Rhododendrons entfalten sich zu mächtigen

Gebüschen, mit prächtig rothen Blumen und langen karminrothen Staubfäden, gleich Fühlhörnern der Schmetterlinge in schönem Bogen sich aufwärts rollend. Die Blume schaut so rosig frisch in Büscheln zwischen gruppirten Zweigblättern heraus, daß sie uns als ein reizendes Bild der Anmuth noch lange im Gedächtniß haftet. Manche Arten prangen im warmen und reichen Drange. Vergeßt nicht die zahlreich cultivirten Geraniums und Pelargoniums, alte Lieblingsblumen, ausgezeichnet durch angenehmen Duft der Blüthen und Blätter, durch Farbenreflexe vom reinsten Scharlach oder lichtrosa bis zum dunkeln Purpur, allerwärts gepflegt, selbst auf dem Fenstergesims der ärmsten Familie. Aus weiter Ferne winken uns die eben erblühten mächtigen Pfingstrosen, Gichtrosen (Paeonia officinalis) so schön und voll, daß wir wähnen unter griechischem Himmel, auf arkadischen Fluren zu wandeln.

(Schluß folgt.)

Nacht am Stone Lake.

(Oberwisconsin.)

Kein Laut ertönt! Nicht helles Wasserrauschen
Schlägt freundlich an das wache Ohr;
Schwarz reckt der breite Riesenleib des Urwalds
Zum Himmel schauernd sich empor.

Kühl ragen seine altersgrauen Wipfel
Hinein in's nächt'ge Aethermeer,
Und ungezählte Königshäupter krönet
Der ew'gen Sterne schillernd Heer.

Hoch drüber aber, still und majestätisch,
Des Mondes volle Scheibe ruht,
Sie hat in eitel Silber umgegossen
Des See's unheimlich düst're Fluth.

Und rings vor dem gebannten Blick, gigantisch
Wächst auf die ruhende Natur;
Im Anblick ihrer hehren Größe schwindet
In Nichts des Menschen kleine Spur.

Und des Verlassenseins kleinmüth'ge Qualen
Umstricken lähmend seinen Sinn,
Ihn zieht's voll Sehnsucht zu der Abgewandten
Mit allen Herzensfibern hin.—

Da ringt ein Schrei sich aus gepreßter Seele:
„Geist der Natur, bist du mir nah?"
Und tröstend klingt zurück aus Urwaldshallen
Ein tausendstimmig Echo: „Ja!"

Milwaukee. **Julius Gugler.**

Der Brief.

(Schwäbisch.)

E See sei sei Herzle,
Mei Schatz schrieb an mi,
Und drinn schwimm' e Fischle,
Und 's Fischle sei i.

Mei Schatz hat mir g'schriebe,
Sei Herz sei e Baum,
Drauf sitz' i als Vögele
Ganze Nächt' lang im Traum.

Ganze Nächt' lang auf'm Bäumle,
Ganze Tag' lang im See;
Kein Wunder, daß die Liebe
Thut dem Herz oft so weh.

Detroit. **G. Herrmann.**

Glossen.

Von **F. Pauly**, Cincinnati.

Wie für alle Dichtung, so ist es auch für die Tondichtung das Beste, wenn ihre Schöpfungen Auszüge aus der großen Partitur des Lebens sind.—

Das erste Anzeichen, daß Einer musikalisch ist, besteht darin, daß er nicht musicirt, wenn er nicht musikalisch ist.—

Selbst die schönste, kunstvollste Melodie kann stummgeborene Worte nicht zum Liede machen; nur das unheimliche Scheinleben eines Automaten, einer Spieluhr, kann sie ihnen einflößen. In den Worten allein schon muß Sang und Klang liegen, wenn die Melodie sie zum Singen und Klingen bringen soll.—

Die Komposition soll nichts aussprechen, was der Dichter nicht sagt, aber sagen, was der Dichter nicht ausspricht.—

Die Komposition soll den Dichter nicht zu ihrem Fürsprecher machen, sie soll vielmehr für den Dichter sprechen, aber bei Leibe nicht statt des Dichters sprechen wollen.—

Kleine Musik, aber großes Orchester! Die vielen Töne sollen den Mangel des Tons, die vielen Stimmen den Mangel der Stimmung ersetzen oder verdecken. Vergebliches Bemühen! —

Die naive Unterscheidung von lustiger und trauriger Musik, die sich gern mit der von guter und schlechter Musik identificirt, hat doch etwas Richtiges. Gute Musik ist freilich nicht immer lustig, aber schlechte Musik ist immer traurig, am traurigsten, wenn sie lustig ist.—

Man hat den guten Offenbach einen Musiklumpen genannt. Solche Lumpenmusik aber, wie mancher seiner um nichts solideren Kollegen, hat er nie fertiggebracht.

Auch auf richtig gestimmten Saiten kann man falsch geigen. —

Der Dilettant ist ein zudringlicher Liebhaber der Muse, der ihr, so oft sie ihm auch einen Korb geben mag, doch immer wieder nachläuft und dabei so thut, als ob sie sich ihm verlobt hätte.—

Auf die Frage, wie er es angefangen habe, einen so schönen Stil zu schreiben, antwortete Göthe: „Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich einwirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht.“ In diesen Worten liegt die beste, klarste und vollständigste Stilistik, die jemals geschrieben wurde.—

Mancher hat eine ausgedehnte Sprachenkenntniß und gar keine Sprachkenntniß. Jene ist eben auch ausdauerndem Fleiß und gutem Gedächtniß zugänglich, diese ist nur dem Talent erreichbar. Sprachherrschaft ist ausschließlich Sache des Genies.—

Keine Macht der Welt ist so unerbittlich absolutisch, wie die der Sprache. Wer sich ihrer Herrschaft nicht unbedingt unterwirft, der wird sie auch niemals beherrschen. Liebe allein thut es hier nicht. Sie verlangt Dienst, im Sinne der Minnepoesie gebraucht. Auch von Dem, der sich unterworfen hat, wird sie sich zwar nie vergewaltigen, wohl aber zuweilen verführen lassen. Und keine Verführung bietet so süßen Genuß und bringt so süße Frucht, wie diese.—

Wer sich den Anfang zu leicht macht, dem wird das Ende zu schwer. —

Die Kunst hat kein Vaterland, der Künstler aber muß eines haben.—

Lasset dem Kinde seinen Märchenglauben, dem Jüngling den Glauben an sein Glück, dem Manne den Glauben an seine Kraft, Jedem auch den ehrlichen Glauben an seinen Gott, wie immer er ihn denke und nenne. Aber bekämpfet den Aberglauben, daß das Höchste erreicht sei und den Unglauben, der die Erreichbarkeit des Höheren leuguet.—

Wahrheit.

In der Tiefe des Meeres ruht die Perle, die Theure,
Von der Muschel umschlossen, nur dem Taucher erreichbar.
Also schwimmt auch die Wahrheit nicht auf spielenden Wogen.
Nein, in verborgener Tiefe harrt sie des Forschenden Blick;
Nur die suchende Hand, die der Wahrheit geweihte,
Hebt sie gewandt und sicher über die Wellen empor,
Bringt sie der Menschheit zu Nutz hin auf den Markt des Lebens,
Wo ihr unendlicher Werth Jünger der Wahrheit beglückt.

Highland, Ill.

P. Ilgen.

Columbia.

II.

Wie einst Moses schaute das heilige Land
Nach beschwerlicher Fahrt durch die Wüste,
So begrüßte Columbus den fremden Strand,
Die im Morgenroth flammende Küste.--
Kam von Osten das Licht, das die Nacht erhellt?
Bracht' es fröhliche Botschaft dem Lande? —
Ach, bevor es bestrahlte die neue Welt,
Stand schon über ihm drohend die Wolke. -

Ihm erschien wie ein Göttervogel das Schiff,
Doch es war nicht die friedliche Taube;
Wie ein Geier, die Fänge gebogen zum Griff,
Fuhr es gierig herüber zum Raube.
Wie ein Engel erschien ihm der weiße Mann,
Ihm ein ewiges Glück zu verbürgen,
Doch ein brüllender Löwe sprang er heran,
Die erschrockene Heerde zu würgen.

Die herniedergestiegen vom Himmelssitz,
Die in Eisen gehüllten Centaurn,
Sie geboten dem Donner, versandten Blitz
Und zerbrachen mit Hagel die Mauern.
Was vermochte die nackende Ueberzahl
Vor den übergewaltigen Waffen,
Vor den Rittern, gepanzert in lichtem Stahl,
Vor dem Eifer fanatischer Pfaffen.

Wo am Himmel steht strahlend der Liebe Symbol,
Ward zum Mörder gedungen der Krieger,
Wo verblich vor dem Kreuze der Sonne Idol,
Ward zum Räuber erniedrigt der Sieger.
Wo ein Cortez geschritten, verbleibet die Spur,
Wie in Marmor gegraben vom Meisel;
Wo Pizarro geplündert, verdorrt die Cultur,
Wie das Fleisch von dem Streiche der Geisel.—

Doch wo blieb nun ihr Gold, wo blieb ihre Macht,
Die mit Silber beladenen Schiffe? —
Es verschmolz in der Hand, sie fiel über Nacht,
Und die Flotte versank an dem Riffe.
Es lag auf den Schätzen der Fluch einer Welt,
Und die Nemesis wird ihn erfüllen,
Wenn Castiliens Krone zuletzt noch entfällt
Das befreite Juwel der Antillen.

Ihre Thaten schrieb Clio mit blutigem Stift
In die Blätter der Weltgeschichte,
In der Kronen Schuldbuch verlischt nicht die Schrift,
Bis es taget zum letzten Gerichte.
Wenn dich dann, du Stolze, Posaunenton ruft,
Dann umringen dich bleiche Skelette,
Und es steiget Columbus aus seiner Gruft
An den Händen die klirrende Kette.

Brooklyn, N. Y. **Henry Faust.**

Scheelsucht auf Gegenseitigkeit.

Ein Beitrag zur Charakteristik unserer deutschen Tagespresse.

Von **Georg Juraschek.**

Ein Sommer liegt hinter uns, den wir Männer von der deutschen Presse von New York, frei nach Shakespeare, einen „Sommer unseres Mißvergnügens" nennen könnten. Vier traurige Vorkommnisse in unserem engen Kreise haben nicht allein uns um unsere Gottähnlichkeit bange werden lassen, sondern auch dem weiteren Publikum gezeigt, daß Etwas faul sein muß in unserer literarischen Republik. Recapituliren wir zunächst diese Fälle:

Eine Tageszeitung geht ein; ihrem Chefredakteur gelingt es nicht, sein literarisches Talent anderweitig zu verwerthen. Wenige Monaten später verschwindet der Herr Doctor mit Hinterlassung falscher Checks. Ein im Dienst ergrauter deutscher Reporter hat zu diesen Schwindeleien Beihülfe geleistet und wird, in der Stille wenigstens, gesellschaftlich geächtet.

Einer der fähigsten und fleißigsten Journalisten unserer Stadt geht mit Tode ab. Er hat eine feste Stellung an einem aufblühenden Wochenblatte bekleidet; für reichsdeutsche und westliche Zeitungen regelmäßig correspondirt; unseren Sonntagsblättern wissenschaftliche und novellistische Arbeiten geliefert; in unserem deutschen Witzblatte mehrere ständige Figuren gedeckt. Und nach einem frugalen Leben, das, wenn es irgend köstlich war, nur Mühe und Arbeit gewesen ist.... haben seine Einnahmen nicht einmal seine mäßigen Ausgaben gedeckt.

Der Chefredakteur eines unter Ausschluß der amerikanischen Oeffentlichkeit erscheinenden Finanzblattes zur Erleuchtung deutscher Banken und Börsenzeitungen ist zur Erholung in Europa gewesen. Bei seiner Rückkehr findet er sich plötzlich seiner Stelle enthoben. Ohnehin nervös und durch früheres Mißgeschick schwarzgallig, verliert er vor diesem letzten Unglück ganz den Muth und unternimmt einen Selbstmord-Versuch, der, Gott sei Dank, mißglückt.

Noch erschütternder und zugleich weltbewegender wirkt ein vierter Fall. Ein deutscher Schriftsteller und Philologe kommt nach Amerika, um sich hier eine Existenz zu gründen. Er versucht es mit Unterrichtgeben, mit dem Orgelspiel und auch mit literarischen Arbeiten. Sein Name erscheint in mehreren Blättern. So wird auch er, für das Publikum, Einer der unseren. Aber mit allen seinen Arbeiten erwirbt er nicht genug. Bald gibt er den Kampf auf, und mit Weib und Kind sucht und findet er den Tod im Flusse.

Gerade dieser Fall ist von der westlichen, wie von der reichsdeutschen Presse stark gegen unsere New Yorker Zeitungsverleger ausgebeutet worden. Meines Erachtens ganz mit Unrecht. Was jener Unglückliche ausschließlich geleistet hat, das waren rein belletristische Arbeiten von ausgesprochen reichsdeutscher Mache. Seine novellistischen Arbeiten zeigten die Tugenden wie die Fehler der Berliner Jüngstdeutschen Schon was er gelegentlich an kritischen Arbeiten gab, war gymnasial-pedantischer, als es für unser Publikum paßt. Zur journalistischen Routinearbeit, wie zum Schreiben brauchbarer deutsch-amerikanischer Tages-Artikel fehlten ihm noch die Kenntniß der Stadt, des Landes, der hiesigen Sitten, ja, selbst unserer Umgangs-Sprache. Man kann Shakespeare kennen wie ein Delius oder Oechelhäuser, und Angelsächsisch verstehen wie die schöne Edith Schwanenhals, ohne darum im Stande zu sein, einem irischen Wardpolitiker zu folgen oder einen Leitartikel der „Evening-Post" für ein deutsches Blatt zu „adaptiren". Alles das hätte freilich auch dieser Gast unseres Landes lernen, er hätte mit der Zeit ein brauchbarer Zeitungsmann werden können. Vor der Hand aber war in unserer deutschen Presse kein wirklicher Bedarf vorhanden für das, was er ausschließlich leistete.

Belletristische Arbeiten „deutschländischer" Erfindung können unsere Blätter zunächst kostenfrei abdrucken. Verschmähen sie das und wollen sie der Concurrenz wenigstens um einen Posttag zuvorkommen, so liefern ihnen deutsche Syndikate, wie das bekannte Greiner'sche, Romane, Novellen, kürzere Erzählungen und Feuilletons aller namhaftesten Autoren noch billiger, als zu dem so vielfach bemängelten Satze von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Dollars die Spalte. Bezahlt ein hiesiger Verleger trotzdem so viel für Manuscripte eines Unberühmten, so thut er das thatsäch-

lich nur, um dem armen Teufel zu helfen. Er zahlt in einem solchen Falle relativ zu viel, aber auch positiv nicht schlechter, als ein deutscher Zeitungsherausgeber. Ich spreche nicht von Magazin-Verlegern, in deren Interesse es liegen mag, gewisse Talente und Specialitäten zu entdecken, zu züchten und ganz für sich zu gewinnen. Ich spreche von den Zeitungs-Verlegern von hüben und drüben, von Männern, die bei einem Massen-Consum belletristischer Waare vor Allem auch auf den Marktpreis sehen müssen. Und in diesem Sinne möchte ich den reichsdeutschen Verleger noch kennen lernen, der ungezwungen und ganz freiwillig soviel für deutsche Belletristik zahlt, wie die Herausgeber unserer deutschen Wochenblätter und wie namentlich Herr Oswald Ottendorfer von New York.

Gerade unserem letzten Unglücklichen sind hier helfende Hände genug geboten worden — mehr vielleicht, als im alten Vaterlande! und er hat sie auch ergriffen. Ist der müde Schwimmer dennoch gesunken, so zog ihn eben Schwereres nieder, als die bloße Ermattung und Hoffnungslosigkeit.—

Sein tragisches Ende unseren deutschen Verlegern vor die Thür zu legen, ist so ungerecht als nur möglich. Ueber Bemerkungen, wie sie namentlich Herr Ernst Otto Hopp in der „Deutschen Schriftstellerwelt" an den traurigen Fall knüpft, zucken wir hier die Achseln. Und das nicht ohne Bedauern. Ernst Otto Hopp ist einer der sehr wenigen „deutschen" Schriftsteller, dessen Urtheile über Amerika auch hier ernst genommen werden. Wo die Lindau und Bodenstedt nur im Fluge karrikirten, oder schiefe Momentbilder nahmen, hat Herr Hopp mit Geist, Fleiß und vielem Sitzfleisch porträtirt. Leider nicht auch mit Liebe. Aber daß uns ein ungeschmeicheltes Bild nicht in allen Zügen gefällt, sagt noch gar nichts gegen die Aehnlichkeit, und auch hier halten wir Herrn Hopp für einen verständigen und ehrlichen Schilderer unserer Zustände.

Was er indeß im vorliegenden Falle gegen unseren hervorragendsten Zeitungsverleger hervorgespritzt, ist so unzutreffend, als es unliebenswürdig war. Nicht einmal die hiesigen Neider des Verlegers haben den Erguß nachgedruckt. Herr Hopp macht den Herausgeber sehr persönlich für einen thörichten Artikel verantwortlich, den einer seiner Hülfsarbeiter in seiner Abwesenheit geleistet hat. Wäre aber der Verleger zur Zeit in Amerika gewesen, so hätte diese Thorheit gewiß keine größere Auflage gefunden, als die ersten zwei Bürstenabzüge!

Auch hier haben wir das vielbesprochene und sehr bekannt gewordene Leitartikelchen ungeschickt gefunden. Ungeschickt, nicht allein weil der Verfasser auf Grund des einen, gar nicht typischen Falles, gegen eine Zuwanderung des höchstgebildeten deutschen Elements ganz im Allgemeinen warnte. Ungeschickt namentlich, weil der Autor aus sogenanntem „Zeitungs-Takt" nicht klar ausgesprochen, sondern bis in's Mißverständliche umschrieben hat, was er eigentlich fühlte: „Ich warne jeden deutschen Idealisten, eine Anstellung in der New Yorker deutschen Presse zu suchen!"

Nur der sogenannte „Zeitungs-Takt"— welchen Einem Gott erst mit dem Amte giebt — kann ihm zugeflüstert haben: „So unverblümt dürfen gerade „wir" nicht eingestehen, daß unser Brotneid, unsere Scheelsucht, unser Streberthum, unsere Angst um ein bescheidenes Dasein, den Idealisten unter uns unmöglich machen; daß sie nur der beglaubigten Mittelmäßigkeit eine freudige Aufnahme in unseren Ring gewährleisten und in diesem eine Boß-Wirthschaft erhalten helfen, der sich ein Idealist nie beugen würde."

Hic enim haeret aqua. Auch der liebe Gott ist wahrscheinlich ein wohlwollender Mann, und nur seine Statthalter und Priester compromittiren ihn bisweilen.— Wenn gerade Chef-Redakteure den Gedanken perhorresciren, den Mitarbeitern auch hier Anstellungs-Contracte zu gewähren, wie sie über die ganze alte Welt üblich sind: — Angst um das Boßthum! Wenn die Gehälter aller Hülfsarbeiter unter die Lohnscala von Clerks und Handarbeitern sinken... jeder Policist besser bezahlt wird, als der gleich exponirte Polizei-Reporter; jeder Dictat-Stenograph besser als der denkende Theaterkritiker; jeder Privatwächter besser als ein Depeschenübersetzer, der Tag und Nacht zu schaffen hat: — Scheelsucht des Redactions-Chefs! Wenn der sich verkannt fühlende Routine-Arbeiter jeden „kleinen Spitz", mit dem der bevorzugte Special-Redakteur gelegentlich einmal verspätet an die Arbeit kommt, höheren und höchstens Orts rapportirt, wenn er klatscht wie ein Schulbube: — Brotneid! Wenn die Clique der Recensenten einen unabhängigen Mann, der ihnen zeitweilig als Hülfe gesetzt wird, auf Grund untergeschobener Documente bei einem wohldenkenden „Boß" verläumden läßt: — Angst um's Dasein. Wenn der also Gekränkte wieder ihnen in die Tasche nachzählt, welche Ehrengaben ihnen die gerechte Würdigung höchster Kunst einträgt: — nun, meinetwegen ebenfalls.... Scheelsucht.

Wenn der Obmann der Redaction auch für novellistische Arbeiten mit localem Hintergrunde das Honorar auf den Preis europäischer Syndicats-Artikel herunterschneidet, die Honorirung dichterischer Beiträge überhaupt "pooh-pooh"-t, und so schon die Keime einer deutsch-amerikanischen schönen Literatur erstickt: — Scheelsucht und Angst vor dem Emporkommen eines idealistischen Elements! — Brotneid ist es, wenn die große Tageszeitung nicht gestattet, daß die bedeutenden Wochenblätter in ihren Spalten citirt werden. Scheelsucht, wenn der Herr Chefredakteur einen „Outsider" „todtschweigen" heißt, nur weil der Verleger ihn gerne sieht und freundlich empfängt. Angst um's Dasein, wenn der Departementschef von zwei sich bewerbenden Hülfsgeistern ganz gewiß den geistig unbedeutenderen Geist aussucht. Scheelsucht, wenn....

Doch schließen wir das Sündenregister! Es soll nur gezeigt werden, daß nicht sowohl die Arbeitgeber, als vielmehr wir selber Schuld sind, wenn es trübe aussieht auf unserem deutschen Arbeitsmarkt. Mangel an Corpsgeist, an wahrer Collegialität, an gegenseitigem Wohlwollen; Demonstrationen der organisirten Mittelmäßigkeit gegen jede freiere Individualität; Mißgunst der Großen; Streberei und Brotneid der Kleinen; eine thörichte Angst um ein kärglichstes Dasein bei den "ins" — mit einem Wort: Scheelsucht auf Gegenseitigkeit zersplittert unsere Kräfte und hält unseren Stand darnieder, geistig, wie an gesellschaftlichem Range.

Sie allein züchtet den Schriftsetzer zum Schriftsteller um, setzt den Scheerenhelden in's aesthetische Fach, Herrn Karl Mießnick junior hinter ein Lexikon, den Kenner beider Sprachen auf die Straße und über den Fluß. Sie auch schmiedet den verkannten Genius in obsolete Ecken, wo auch er — nur aus Titanengrimm — Galle speit gegen die Anderen; aus purer Herzensverbitterung mitunter einen zu heftigen Artikel schreibt und.... die Katze aus dem Sack läßt! — Ich schüttele Dir dennoch die Hand, armer Prometheus aus der zweiten Ecke rechts, und hoffe, Zeus wird Dich losbinden, oder jener amerikanische Messias, auf den Einige von uns warten, Deine diamantenen Ketten zerbrechen und Dir einen bequemen, goldenen Sessel einräumen. Dann will ich Dich bitten, die landverscheuchten deutschen Idealogen wieder herbeizurufen. Denn Du bist ja dennoch selber einer. Und Beide wissen wir: Hier wie drüben würden auch die Verleger der Tageszeitungen die Talente um sich versammeln, in gewissen Richtungen entwickeln und lieber mit stolzen Getreuen arbeiten, als mit ängstlichen Sklaven. Aber dagegen stemmt sich die ganze vis inertiae der bei ihnen etablirten Mittelmäßigkeit. Und nur diese rudis indigestaque moles drückt den höheren Geist in die Ecke, den fähigeren Mann in die Schande herab, den freieren in tiefe Armuth nieder und preßt den empfindlicheren Naturen in das gequälte Gehirn. ....den Entschluß der Selbstvernichtung!

Was wir brauchen, ist eine starke Mehrheit von deutschen Ideologen in unserem Kreise; eine Mehrheit ganz einiger Männer von größter Geistes-, Welt- und Herzens-Bildung, die unserem Urtheil höhere Gesetze geben. Ohne den Schutz eines so geleiteten Bundes wird sich hier weder eine heimische deutsche Literatur entwickeln, noch auch nur eine achtungswerthe deutsche Tagespresse im Kampf um's Dasein auf die Dauer behaupten.

Dramatische Rundschau.

Wie ein bunter Faschingsschwank führte sich die neue Saison ein, mit Narrentappe und Schellengeklirr, mit Riesen und Zwergen, mit Faustkämpfern und Liliputanern, mit pariser Grisetten und Modellen, bis sie, endlich in einen ernsteren Ton übergehend, uns die erste bedeutsame Novität im deutschen Theater brachte.

Es war dies Jaffe's „Bild des Signorelli". Ueber das Stück ist viel geschrieben worden; viel Gutes. Man kam ihm daher mit großem Interesse und großen Erwartungen entgegen. Die letzteren sind kaum erfüllt worden.

Gleich zu Anfang wurde der Einwand erhoben, schon das Thema selbst bilde eine zu schwache Grundlage für den gewaltig aufstrebenden Bau der Tragödie, und vielleicht mit Recht.

Sie kennen dasselbe wohl!

Es ist die alte Geschichte von dem verhätschelten jungen Sohn, der Spielschulden macht, die ein armer alter Vater tilgen muß, der dabei zu Grunde geht. Der alte Vater ist in diesem Falle ein Prof. Waede, ein Mann, der sich als Kunstkenner einen weiten Namen, die Hochachtung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben hat. Der Sohn ist ein junger Offizier, der in einer Nacht 30,000 Mark in seinem Casino verspielt. Die Tilgung dieser Schuld fordert er von seinem Vater. Aber der alte Mann hat sein ganzes Vermögen dem Leichtsinne seines Sohnes schon geopfert, und da dem jungen Offiziere kein anderer Ausweg mehr bleibt, um seine „Ehre" zu retten, droht er, sich zu tödten."

Da erscheint ein Rettungsmittel in Gestalt des Kunsthändlers Pfeifer, der den Gelehrten dazu überredet, seinen falschen Signorelli für ächt zu erklären und dafür ein Bestechungsgeld von 30,000 Mark anzunehmen.

Mit diesem Gelde tilgt der Vater die Schuld seines Sohnes. Aber sein Gewissen erwacht, er verfällt in Wahnsinn, zerstört in einem Wuthanfalle das Bild und — stirbt.

Das Stück ist nicht ohne Wirkungen; aber diese Wirkungen sind mehr theatralisch als dramatisch, mehr bühnengerecht als wahr. Ganz besonders gilt dies z. B. von der Scene, in welcher der Professor, während er in der größten Verzweiflung seinen Sohn — gleichsam durch die geschlossene Thüre — beobachtet, den Kunsthändler Pfeifer empfängt, um ihm eine lange Auseinandersetzung über sein Bild zu halten.

Es ist eine sehr schöne Sache um die Höflichkeit, und Prof. Waede ist ein sehr höflicher Mann; aber es gibt denn doch einen Punkt, wo die höflichste Höflichkeit aufhört und dieser ist, denke ich, in diesem Augenblick, da es sich um das Leben seines Kindes handelt, erreicht. Aber derlei Bedenken würden uns um eine spannende Scene und den guten Professor um eine lange Auseinandersetzung über Signorelli bringen, in der er übrigens kein einziges Merkmal anführt, durch welches man Signorelli von beliebig vielen andern Malern unterscheiden könnte.

Der Haupt- und Grundfehler des Stückes besteht jedoch in dem Mangel fortschreitender Handlung; vom Ende des zweiten Aktes, d. h. der Annahme des Geldes und dem Erwachen der Gewissensqual, bis zum Schlusse des letzten herrscht völliger Stillstand. Keine einzige handelnde Person mehr! Nur müßige Dulder. Nicht ein einziger Charakter entwickelt sich von hier an weiter. Von einem Herausarbeiten Waede's von der Lüge zur Wahrheit, oder auch nur von einem tieferen Herabsinken von der Schwachheit zur Verworfenheit ist vollends keine Rede. — Er ist am Schluß des letzten Actes genau derselbe Schwächling, wie im zweiten; in seinem Character um nichts verändert. — Im Ganzen dürfte das Stück durch eine Zusammenziehung in 3 Acte wesentlich gewinnen.

Alles in Allem gestehe ich, daß mir die außerordentlich günstigen berliner Berichte ein Räthsel wären, wenn ich sie anders nicht als einen erfreulichen Beweis dafür nehmen möchte, daß es unter uns Literaten doch immer noch gute Freunde gibt.

Denn was an dem Stücke alt ist, der Kampf zwischen Herzens- und Gewissenspflicht, ist schon viel besser behandelt worden; in neuerster Zeit von Ibsen. Was an dem Stücke neu erscheint, das künstlerische Kolorit, ist Richard Voß — z. B. in seinem „San Sebastian" — ungleich besser gelungen.

Nichtsdestoweniger besitzt das Stück entschiedene Vorzüge. Der erste Act ist durchaus vortrefflich und führt sogar ein tragisches Motiv ein, welches eine moderne „Braut von Messina" erhoffen läßt, im weiteren Verlaufe jedoch ebenso unwahr, als poetisch ungerecht gelöst ist.

Der Dialog ist meist trefflich gearbeitet, die Technik des Verfassers eine bewunderungswürdige, und nicht der geringste Vorzug des Stückes schien Manchem, welcher der aufdringlichen Socialpredigten unserer modernen Dramatiker müde ist, der allgemein menschliche Vorwurf.

Jedenfalls ist das Stück nicht ohne Wirkung und Interesse und vielleicht findet es eben durch seine Wirkung seine Berechtigung.

Die Darstellung war eine mäßig gute. Das Programm zeigte an „ersten Débuts" keinen Mangel, aber die betreffenden Rollen gaben den Künstlern kaum Gelegenheit zur Entfaltung ihres Könnens. Aber immerhin zeigte Herr Stengel als der junge Offizier Temperament, und Herr Tauber erregte Hoffnungen, die er den nächsten als Pierre Clémenceau auch erfüllte. Was einem übrigens sofort als besonders störend auffiel, war das seltsame Gemisch von Dialekten, das von der Bühne herab ertönte, und es wäre unschwer, fast einem jeden der Herren trotz seiner Vermummung einen Heimathschein auszustellen. Am schlimmsten war dies bei Herrn Kierschner, der sich mit der Rolle des Professors viel Mühe gab, dem sie aber leider nicht in Allem glückte.

Die Ausstattung verrieth wenig Sorgfalt; aber es war wenigstens nichts das störte, und damit muß man wohl bei einem so häufigen Wechsel des Repertoires zufrieden sein.

Der weitere Verlauf der Saison hat uns im deutschen Theater bis jetzt nur Ausgrabungen halbvergessener Possen, wie „Ein Blitzmädel" und „3 Paar Schuhe", sowie mehr oder minder beliebter Operetten gebracht, und es ist eine traurige Thatsache, daß mit Ausnahme des "Maister of Woodbarrow" — ein Stück, das trotz seiner vielbesprochenen Mängel eine Fülle von Poesie birgt — kein Theater in ganz New York in der neuen Saison ein Stück zur Darstellung gebracht hat, welches einem feineren Geschmacke ensprechen könnte.

Dazu tritt für die englische Bühne ein wahrhaft schwerer Verlust in dem Tode Dion Boncicault's. Selbst an seinem offenen Grabe verstummen die Einwände nicht, aber dennoch war Boncicault zweifelsohne eines der bedeutendsten Talente, welche das engl. Theater hervorgebracht hat, und seine Stücke wie "London Assurance", "The Colleen Bawn" und "The Shangran" haben mit Recht einen bleibenden Einfluß auf die gesammte englische Bühnenliteratur ausgeübt. — In jedem anderen Lande wäre Boncicault ein Dichter geworden; in dem unseren sank er herab zum Techniker, der ein augenblickliches Bedürfniß befriedigt. Aber auch so hat er Unzähligen die Falten des Unmuthes und der Sorge von der Stirne gelächelt, auch so hat er Tausende gerührt und erhoben und ihre Herzen mit allen edelsten Regungen erfüllt; und er hinterläßt wenige seines Gleichen. Friede sei mit ihm!

New York.

Emanuel Baruch.

Unsere Todten.

Friedrich Albert Schmitt †.—Emil Dietzsch †.

Der Tod, der unter den hervorragenden deutschen Poeten und Literaten jenseits des Oceans in diesem Jahre so reiche Ernte gehalten, hat auch in dem deutsch-amerikanischen Schriftstellerthum während der letzten Monate einige recht fühlbare Lücken gerissen und uns verschiedener der besseren Vertreter der hiesigen deutschen Literatur beraubt. Kaum haben sich die frischen Gräber über Dr. Houthumb und Franz Wendtland in New York, Rudolf Thomann in San Francisco, Karl Weitershausen in Pittsburg und Friedrich Albert Schmitt in Cincinnati geschlossen, da bringt uns auch schon eine weitere Todesnachricht die Kunde von dem plötzlichen Ableben Emil Dietzsch's in Chicago. Da man uns von anderer Seite eine eingehende Skizze über Dr. Houthumb in Aussicht gestellt hat und Franz Wendtlandt's und Rudolf Thomann's schon in der vorigen Nummer dieses Blattes gedacht wurde, wollen wir uns heute hier nur mit Friedr. Alb. Schmitt und Emil Dietzsch,*) in denen diese Monatsschrift zwei höchst begabte Mitarbeiter verliert, beschäftigen, indem wir dem Wirken der beiden im blühenden Mannesalter von uns Geschiedenen eine wohlverdiente Würdigung werden lassen.

Friedrich Albert Schmitt wurde am 23. März 1852 in Hilgenbach in Westfalen geboren und kam im Jahre 1872 nach Amerika. Anfangs als Sprachlehrer und später als Buchhalter und Journalist thätig, lebte er abwechselnd in St. Louis, Louisville, Bloomington, Ill., Chicago und anderen Städten des Westens, bis er vor einigen Jahren nach Cincinnati übersiedelte, wo er sich mit einer Wittwe verheirathete, der ihr erster Mann eine Färberei hinterlassen hatte, welche Schmitt nun weiter betrieb. — Dichter und Färber! — Fürwahr, eine etwas ungewöhnliche Zusammenstellung! — Wie sich der Poet in seinem neuen Beruf zurecht fand, das hat er uns in einem in seiner Art recht originellen Gedicht: „Mein altes Färbefaß", welches wir in Nr. 4 dieses Jahrganges zum Abdruck brachten, dargethan. Daß er das Leben auch von der praktischen Seite so tapfer anzupacken verstand und sich in seinem erst nachträglich erlernten Färberhandwerk so stramm gehalten hat, zeigt von einer Energie, die uns bei einer so empfindsamen Natur, wie sie Schmitt eigen war, große Achtung abzwingt. So seltsam es einen auch anmuthen mag, sich den Färbertopf neben der Poetenfeder zu denken; wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, wie oft der herbe Kampf ums tägliche Brot dem nach Idealerem Ringenden das schwere und manchmal recht ungewohnte Werkzeug des Handwerkerthums in die Hand zwingt. Wohl dem, der es dann zu handhaben versteht und den Stolz der Arbeit besitzt, um nicht der hierzulande nur allzu häufig geübten verstohlenen Bettelei verkommener Vornehmheit anheim zu fallen!

Allerdings ist es für eine feinfühlige Natur, wie sie doch jeder echte Poet besitzen sollte, auch wieder ein heikles Ding, um des lieben Brotes wegen sich zu allem und jedem zu bequemen und mit der einen Hand ein Poem zu schreiben, während die andere im Färberfaß herumstochert. Kein Mensch kann zween Herren dienen; auch der Dichter nicht. Und je praktischer sich ein Poet in einem neben seinem Dichterberuf geübten Geschäft zeigt, das jeglicher Verwandtschaft mit Literatur und Kunst entbehrt, desto schwächer ist gewöhnlich auch das echte dichterische Element in ihm, das nun einmal die Alleinherrschaft für sich beansprucht. — Es giebt Ausnahmen. Gewiß! Hans Sachs war auch ein guter Poet und ein braver Schuhmacher dazu. Jean Reboul war Dichter und Bäcker. James Hogg fing an prächtige Balladen zu dichten, als er noch lange die Schafe hütete. Pieter Arentino, das liederliche Genie, war Buchbinder, eh' er es zu außerordentlichen Ehren als Dichter brachte. Burns, Beranger und Pötefi sangen der Welt unsterbliche Lieder, obgleich sie nichts weniger als einem Gelehrten-Berufe angehörten. Und selbst von Shakespeare, dem Größten der Großen, geht die Sage, daß er, bevor er Schauspieler wurde, eine Zeitlang sein Leben als Pferdebeaufsichtiger gefristet habe. Warum nicht? — Oeser in seinen vortrefflichen „Aesthetischen Briefen" predigt auch: „Das Studium und die Bewunderung der Schönheit soll uns nicht untüchtig machen zur Erfüllung der Pflichten, die das Alltagsleben von uns fordert."

Höchst wahrscheinlich aber ist es Friedrich Albert Schmitt nicht ganz leicht geworden, die Leiter herab, statt hinauf, zu steigen und vom Journalistenpult hinter's Färberfaß zu

*) Da der Artikel über F. A. Schmitt umfangreicher wurde, als er anfänglich beabsichtigt war, müssen wir eine Skizze über Emil Dietzsch für die nächste Nummer zurücklegen.

wandern. Eine gesicherte Existenz war allerdings bei dem Tausch herausgesprungen: —

„Du hilfst mir, daß um's liebe Brot
Ich nicht leiden brauche Noth. —"

Soll ich auch noch die Schlußstrophe des schon oben erwähnten Gedichts hier anführen? Ich überlasse es dem Leser, sie (auf Seite 59) nachzuschlagen. —

Wir besitzen von dem Dichter, dessen Arbeiten in den hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften dieses Landes veröffentlicht wurden, eine Sammlung von Poesien, die unter dem Titel „Atlantis" bei A. E. Wilde u. Co., Cincinnati (1880) in 4 Lieferungen erschienen ist, und über welche wir schon in Nr. 9 des ersten Jahrganges der „D. A D." eine Besprechung aus der Feder Max Hempel's zum Abdruck brachten.

Friedrich Albert Schmitt ist, wie Hempel richtig bemerkt, „ein Dichter von echtem Geblüt." Er singt in äußerst flüssigen Rhythmen von den Schönheiten der Natur, von Blumen und Vogelsang, von Wind und Wellen, von Frühling und Herbst, vom Scheiden und Meiden, von Lust und Leid der Liebe, von fröhlichem Wandern und von stillem Heimweh. Es sind alte Stoffe, aber man kann sie bei Schmitt gern noch einmal lesen. Er hat ein starkes Naturgefühl und empfindet frisch und warm, wenn auch nie allzutief. Ein Zug in's Große, Fernerliegende, wie er uns bei Dorsch, Zündt und Kirchhoff begegnet, fehlt Schmitt. Weit greifende Fragen aus seiner Zeit heraus berührt er nur selten und stets nur flüchtig. Auch seinem Liebesleben, das ihn zu manchem sonst recht gelungenen Lied bewegt, weiß er keine neue Seite abzugewinnen; wie er denn überhaupt keine bedeutende Dichterphysiognomie trägt, und ihm eine bestimmte Eigenart abgeht, so groß und wirklich bewundernswerth auch sein Verstalent ist, das ihn Reim und Rhythmus mit spielender Leichtigkeit handhaben läßt. Diese Anmuth in der Form, verbunden mit einer gewissen harmonischen Tonhaltung, ist es auch, was uns den Dichter sympathisch macht. Viele seiner Lieder sind förmlich „gesungen", und alle tragen etwas Sangliches, Wiegendes, Melodisches an sich. Ueber den Zugeständnissen, die dem Versklang gemacht werden, wird freilich manchmal der gedankliche Inhalt vernachlässigt. Auch auf einige triviale Stellen stoßen wir, doch nur selten Seine Verskunst zeigt sich besonders in dem Gasel und den Glossen, zu denen ihm eine Reihe deutscher Dichter der neueren Zeit, aus welchen er auch sonst manches seinen Dichtungen beigemischte Tröpflein geschöpft, die Motive abgegeben. Glücklich ist er auch in seinen Naturschilderungen, die zwar ebenfalls fast ausnahmslos berühmten Mustern nachgemalt sind, denen er aber doch eine Sonderstimmung einzuhauchen weiß. Es mögen hier einige besonders gelungene Strophen angeführt werden:

Aus: „Die Prairie. — Im Frühling."

Die Frühlingsstürme brausen durch das Land,
Aus grauen Wolken strömt ein kalter Regen;
Schwarz liegt die Eb'ne vor dir ausgespannt,
Bedeckt mit trüben Lachen allerwegen.
Nichts Lebendes erschaut dein späh'nder Blick,
Und nur der Geier Schrei'n, die ferne kreisen,
Und nur des Regens plätschernde Musik
Sind dieser Wildniß schauerliche Weisen. — —

— — — — — — — — — — — —

Aus: „Indianersommer."

Der Sonnenball, der dort im Westen flammt,
Beschließt des Tages Hohepriesteramt,
Als Opferwolke glüht die Abendröthe;
Wie segnend breitet über das Gefild
Ein goldner Schein die Hände ernst und mild.
Noch einmal wirft das rothe Sonnenherz
Den Liebeskuß zur Erde niederwärts —
Es ist, als ob es in des Scheidens Schmerz
Den letzten Abschiedskuß den Fluren böte.

— — — — — — — — — — — — —

Aus: „Ein Herbstlied."

Wieder flammt es in den Zweigen
Aller Haine braun und roth,
Und die Sonne will beim Neigen
Einmal noch die Pracht uns zeigen,
Die gleich ihr verglühend loht.
Prangend will das Spätjahr scheiden,
Nun die Sichel nicht mehr klingt;
Und durch dürre braune Haiden
Schrill sein Lied der Nordwind singt.

— — — — — — — — — — — —

Am gefälligsten und anmuthigsten aber zeigt sich die Muse Schmitt's doch immer, wenn sie das „klingende Lied" anstimmt; und obgleich er auch einmal ganz Geiblisch singt:

„Nun muß mit wilden Melodei'n
Ich meine Weise wettern,
Und an dem ersten besten Stein
Die Leier dann zerschmettern"

so suchen wir doch in seinen Dichtungen umsonst nach jenen „wilden Melodei'n." Tiefe der Empfindung und Tiefe der Gedanken, war nun einmal nicht seine Sache. Sein Element war Sonnenschein und Waldesrauschen, durch die sich hie und da die leichten Wolken wehmüthiger Heimwehstimmungen oder der gedämpfte Ton verklingender Liebesklagen zog; die Glut der Leidenschaft blieb ihm fern. Selbst da, wo er von der Leidenschaft singt, gelingt es ihm nicht recht, uns mehr als nur ein herzschlagloses Spiegelbild von ihr zu geben:

„— — — —
„Leidenschaft, flammende Leidenschaft,
Ist dein Wesen und Wollen,
Holde Sommerzeit!
Du weckst in den Herzen
Die Gluten der Liebe
Und den Blitz der Gedanken
Tief in dem Busen!
O, ein schwächliches Männlein,
Das sich nicht freut der gährenden Triebe,
Wie sie im Sommer sich regen
Im Herzen, im Weltall!
Und ist nicht dein Kind auch,
Glühende Sommerzeit,
Das wilde Gewitter? — — —"

Wie sehr er übrigens in seinen Liedern das Klingen und Klingeln liebte, das manchmal in puren Kling-Klang ausartete, beweisen schon die Titel, die er den verschiedenen Abtheilungen seiner Sammlung giebt: „Quellen und Wellen" — „Wandermelodien, Bilder, Phantasien." — „Jahreszeiten. Zecher und Becher." — „Kommen und Kennen, Lieben und Trennen."—„Zelt und Welt." — „Sprossen und Glossen." — „Manche Arten aus fremdem Garten." —

Auch die folgenden Strophen, die nicht gerade die besten in der Sammlung, die wir aber hier wiedergeben, weil sie die Art des Dichters am besten kennzeichnen, tragen die Spuren gesuchter Klangwirkung und geben gleichzeitig Beleg, wie Schmitt bekannten Lyrikern nachempfand und sich an dieselben anlehnte:

Du schaust so freundlich nieder,
Erhebst die Stimme dann —
O höchstes Glück der Lieder,
Kein Wort dich fassen kann!
Wo Zwei sich weihn auf Lebenszeit,
Da ist die Welt so schön —
Es rauscht in trunkner Seligkeit
Empor ein hold Getön!
O, welch ein süß' Erwerben,
Du lieber Knabe mein —
Im Leben und im Sterben
Gehör' ich dir allein!
Mein Lieb,
Gehör' ich dir allein!"

— — — — — — — — — —

„Flüchtig, wie die Blüth' am Baum,
Wie ein Traum
Ist der Elfen schönes Leben.
Hin und her geschwind, geschwind,
Wie der Wind
Können sie durch's Leben schweben."

— — — — — — — — — — —

„Die Blümlein roth und die Blümlein blau,
Die Blümlein der Haide, die Blümlein der Au
Erglänzen im Morgenthaue,
Sie blicken mit schüchternen Augen dich an
Und flüstern, so du dich ergehst auf dem Plan:
Wir grüßen dich, schöne Fraue!"

— — — — — — — — — — — — — —

„— — — Heulend vom Thurm
Braust der Glocken gewaltiger Sturm.
Die Flamme loht
Blutigroth,
Und dahin in feurigem Mantel
Schreitet Verderben und Tod.
Brüllend einher
Wälzt sich der Flammen rasend Meer;
Rings Gedröhn und Gestampf
Und gräulicher Dampf —
Furchtbar wüthet der Kampf
— — — —"

— — — — — — — — — — — — — —

„Sie wogen im schimmernden Saale
Einher in freudigen Reih'n,
Sie sitzen beim köstlichen Mahle
Und trinken feurigen Wein.
Ich seh nur eine
Im wogenden Reigen,
Alleine, alleine —
Herz, du mußt schweigen — —"

Das schwungvollste Gedicht, das Schmitt je angestimmt, und das gleichzeitig eines der besten Lieder, die je von deutschem Dichtermunde diesseits des Oceans gesungen wurden, ist unstreitig das folgende:

„Sterne und Streifen."

Im Morgenwind in der Sonne Gold
Der Freiheit heiliges Banner rollt;
Sein Rauschen tönt wie Adlerflug
Um Alpenhäupter im Siegeszug.
Es klingt wie das Rauschen im Urwaldsdom,
Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,
Es klingt wie die Brandung am Klippenstrand
Von See zu See und von Land zu Land:
Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt
Herniedergrüßen zur träumenden Welt,
Wie im blauen Aether ihr Licht erglüht,
Erfreuend, erhebend das Menschengemüth,
So grüßen die Sterne des Banners, wenn hold
Es den staunenden Blicken der Völker entrollt,
So kündet ihr Anblick vom heiligen Hort
Dem Lande der Freien das herrliche Wort:
Freiheit, Freiheit!

So zog es voran einst der Väter Heer,
Als die Knechtschaft dräute und Fesseln schwer,
So hat es ermuthigt die Kämpfer im Streit,
So hat es die Waffen der Krieger gefeit,
So hat es die heilige Lohe geschürt,
So hat es zum herrlichen Siege geführt,
So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,
So hat es geheiliget der Union:
Freiheit, Freiheit! —

Auch als Uebersetzer hat Schmitt Tüchtiges geleistet und seine Verdeutschung des Raben von Poe darf sich getrost neben die Mauthnerischeleberſetzung dieses so schwierig zu übertragenden Poems stellen, ohne durch einen Vergleich zu verlieren. Seinen eigenen „Englischen Versuchen" haftet, trotz aller Correctheit in Form und Ausdruck, doch etwas Deutsches an. Dies gilt auch von den Poesien, die er aus dem Deutschen in's Englische übertragen hat.

Ueber Schmitt als Mensch bin ich leider nicht in der Lage, eingehendere Mittheilungen zu machen. Aus der Correspondenz, die ich mit ihm und verschiedenen seinen in Cincinnati lebenden Collegen seit Jahren geführt, ist mir jedoch so viel bekannt, daß er von etwas exaltirtem Wesen war und an großer Empfindlichkeit litt, die auch ich zu verschiedenen Malen kennen zu lernen Gelegenheit hatte.— Da es den Leser dieses Blattes interessiren dürfte, neben dem Dichter auch den Menschen ein wenig näher in's Auge zu fassen, sei mir verstattet, hier einige Auszüge aus Briefen von dem Verfasser von „Atlantis" anzuführen. Dieselben charakterisiren nicht nur das wandelbare Wesen und die seltsame Urtheilsweise des nun Verstorbenen, sondern gewähren gleichzeitig einen Enblick in die, durchaus nicht mit Rosen geschmückte, Werkstätte der Redaction einer der Poesie dienenden Monatsschrift.

Als ich die „D.-A. D." in's Leben rief und auch an Fried. Albert Schmitt eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft sandte, sagte er mir in ganz begeisterter Weise seine Mitarbeit zu. Als ich dann in Nr. 3 und 4 des ersten Jahrganges eine etwas abfällige Besprechung über die Gedichte von Dr. T. Haering veröffentlichte, schrieb mir Schmitt, der das Haering'sche Buch zusammenstellen half und sich durch meine Kritik mitgetroffen fühlte: „Ihre Kritik ist weder gerecht noch sachgemäß. Nichts ist Dr Haering ferner, als neblige Verschwommenheit. — — Es sind in Dr. Haering's Buch Gedichte enthalten, denen sich Ihre besten kaum an die Seite stellen können.— — Ich muß nach dieser kritiklichen Leistung Ihrerseits aufhören, mich für die „D.-A. D." zu interessiren." Dieser Brief stammte vom 11. Mai '88.— In einem vorhergehenden Schreiben vom 23. Februar hatte jedoch Schmitt über das Haering'sche Buch selber bemerkt, daß ihn H., ein ehemaliger Freund, s. Z. ersucht hätte, die Herausgabe von dessen Gedichten zu besorgen, „und ich habe es auch nach Kräften gethan. Es war viel Feile nöthig und doch ist noch manches Rauhe stehen geblieben, worüber ich meine Hände in Unschuld wasche." — Auf den Brief vom 11. Mai antwortete ich Schmitt, daß es mir im Interesse meines Unternehmens sehr leid thäte, ihn als Mitarbeiter der „D.-A. D." zu verlieren, daß ich jedoch bei meinem Urtheil über die Gedichte von Haering beharren müsse. Daraufhin schrieb mir Schmitt am 18. Mai unter Anderem: „— Es thut mir selbst aufrichtig leid, daß es wegen der Haering'schen Geschichte zwischen uns zu Differenzen kommen mußte, allein ich kann nicht auf zwei Achseln tragen.— — Wenn es denn nun gegen Ihre Ueberzeugung ging, das H.'sche Buch anerkennend zu besprechen, so hätten Sie doch besser gethan, es ganz unerwähnt zu lassen. Sie handeln gegen Ihr eigenes Geschäfts-Interesse, wenn Sie Leute derart vor den Kopf stoßen."— (Ich gebe dies gern zu, aber ist es denn die Aufgabe des Kritikers, das Geschäftsinteresse seines Blattes bei Beurtheilung eines ihm zur Kritik vorgelegten Buches im Auge zu haben? —) — „Dr. Haering hätte Manches für Sie thun können, denn er ist ein allgemein angesehener und einflußreicher Mann.— — Da ich alle Ihre Gedichte nicht kenne, sondern nur diejenigen, die in d.-a. Zeitungen enthalten waren, und vielleicht die nicht einmal alle, so mag mein Urtheil über Sie übereilt gewesen sein" u. s. w.— Da mir noch ein Beitrag von Schmitt vorgelegen: „Die Kunst des Liedes", den ich, unbeirrt von der Haering'schen Affaire, aufnahm, kündigte mir Sch. am 12. Juni wieder seine Mitarbeiterschaft an: „Da Sie durch Aufnahme meines Aufsatzes Ihre Vorurtheilslosigkeit bewiesen haben, so will ich Mitarbeiter an Ihrem Unternehmen bleiben. Die letzte Nummer ist sehr interessant."— In einem Brief vom 23. Juni beklagt sich Schmitt, der immer Plagiatoren witterte und große Stücke auf seine eigene Arbeiten hielt, über einen Collegen: „Wie manches Gedicht steht in seinem in L. veröffentlichten Bändchen, das inhaltlich, ja bis auf die Ueberschrift, einem Gedicht in meinem Buche entspricht. Er krempelte einfach meine Gedichte um und „verböserte" sie.— — Doch ich habe schon schlimmere Plagiatoren kennen gelernt. Es ist mir verschiedentlich vorgekommen, daß ich mich in Literatenkreisen über von mir beabsichtigte Dichtungen unterhielt und deren nucleus darlegte. Ehe ich Gelegenheit fand, mein Werk zu vollenden oder in Druck zu geben, hatten die Gedankendiebe schon etwas darüber losgelassen, wodurch mein Prioritätsrecht in Frage gestellt werden konnte. Ich bin deshalb sehr zurückhaltend geworden."— — Einige Monaten später kündigte er mir wieder einmal die Mitarbeiterschaft, weil ich ein Gedicht von ihm abgelehnt. Mittlerweile hatte er übrigens das Haering'sche Buch auch an Theodor Kirchhoff geschickt und diesen um eine Kritik ersucht, mit der er die meine nihiliren zu können hoffte. Kirchhoff aber hatte ihm mitgetheilt, daß er nur dem von mir über das betreffende Buch Gesagten beipflichten müsse. Darüber schwieg Schmitt klugerweise gegen mich. Ich habe es später von Kirchhoff selber erfahren, der mir auch sagte, daß ihm Schmitt einige

Male Briefe gesandt habe mit der absurden Aufschrift: „Th K., **Poet.**“ — Als die „D.-A. D.“ bald danach das Gedicht: „Mein Färbefaß“ zum Abdruck brachte, meldete Sch. seine Mitarbeiterschaft wieder an. Im Oktober letzten Jahres sandte er mir noch einmal ein Gedicht in 5 Theilen: „Im Maien“, das ich aber ablehnen mußte, weil es mir zu unbedeutend und an manchen Stellen auch geradezu unverständlich war; so lautete z. B. der letzte Theil:

„Laß alle Blumen welken,
Narziß und Thymian,
Die Rosen und die Nelken,
Es schläft der große Pan.

O störe nicht den Schlummer
Des Großen, der da lenkt,
Und der zu seinem Kummer
Sich in sich selbst versenkt.

Auf's Neue zu erblühen
Hält kurz er seine Rast —
Die Trauben, die da glühen,
Sie laden ihn zu Gast.“ —

Seitdem grollte mir der Dichter wieder und ich habe keine weiteren Beiträge mehr von ihm erhalten. Nichtsdestoweniger hatte ich ihm meine sympathischen Gesinnungen bewahrt und die Nachricht von dem Tode des erst achtunddreißigjährigen Mannes hat mich schmerzlich berührt. Ich konnte das reizbare Wesen des aus seiner eigentlichen Bahn gerissenen Poeten, der einmal schrieb: „Ich bin mehr Färber als Dichter. Die Dichterei bezahlt sich nicht.“, und ein andermal: „Wofür soll man schreiben, wenn es sich nicht bezahlt? Man kann sein Herzblut vergießen und von der blöden Menge wird man obendrein für einen Narren gehalten“, — verstehen und — entschuldigen. — Vom Poetenpult zum Färberfaß! .. Da liegt der Schlüssel zu der Seltsamkeit Schmitt's, wie sie sich in seinen Briefen und in letzterer Zeit auch in seinen Gedichten kund gab. Wie man ihm unter seinen Bekannten in Cincinnati den Namen eines „plattdeutschen Schillers“ beilegen konnte, ist mir nicht recht erfindlich, denn gerade mit Schiller, diesem in epischer Kraft aufstürmenden Rhetoriker hat Schmitt, der in Eichendorff'schen Fußstapfen schreitende zarte, volksliedertönige Lyriker wahrlich nicht viel mehr gemein, als die gleiche Muttersprache, wenn auch immerhin sein „Hymnus an die Sommernacht“ Schiller's Glocke nachgebildet ist. Weit begründeter ist es, zwischen ihm und Mathisson eine gewisse Verwandtschaft zu suchen, wie dies das „Cinc. Volksblatt“, welches dem Dichter einen längeren warmen Nachruf widmete, gethan hat. Schmitt war durch und durch Lyriker, und als solcher gebührt ihm in der deutsch-amerikanischen Literatur eine ehrenvolle Stelle. —

Konrad Nies.

Post.

Eingegangen: E. G. Z., 5 Gedichte. — F. M., New York, 4 Gedichte. — F. B., Chicago, 2 Sonette und 1 Lied. — H. Sch., Tompkinsville, 3 Gedichte. — E. R., Seattle, Wash., 9 Gedichte. — F. H., New York, 1 Gedicht. — W. C., Kansas City, 2 Gedichte.

H. Sch. in Tompkinsville, St. J. — Hier je die erste Strophe ihrer drei Gedichte:

„Der Sturm.

Wenn wild der Sturm erhebt die Flügel,
Sich macht zum nahen Kampf bereit,
Und ich sicher steh' auf einem Hügel,
Thut mir der arme Seemann leid.“ — —

„Amerikanische Mädchen.

Wie sie sich beim Tanze drehen
Unsere schönen braven Mädchen
Und stets nach den Bürschchen sehen
Die da tanzen wie die Rädchen“ — —

„An Hoffnungslose.

Klage nicht, betrübtes Herz,
Gott wird lindern deinen Schmerz
Denn je mehr du dich thust grämen,
Desto größer wird dein Leid.
Laß dir nicht die Hoffnung nehmen,
Sei zur Freude stets bereit“ — —

Diese Proben dürften genügen, Ihnen und unseren Lesern darzuthun, daß Sie nicht zum Dichter geboren.

F. B., Chicago. — Sie scheinen unsere Notiznahme von Ihren poetischen Erzeugnissen in der vorigen Nummer mißverstanden zu haben, sonst hätten Sie uns wohl kaum neue Einsendungen zukommen lassen. Auch Sie sind offenbar nicht zum Poeten geboren, so große Mühe sie sich auch mit Ihren Reimversuchen geben. Zum Beleg des hier Gesagten mögen hier einige weitere Strophen aus Ihren „Gedichten“ mitgetheilt werden:

„Sonett.

Die Alpen! wie sie hoch und mächtig ragen,
Hoch über Wolken bis in's Aetherblau;
Froh baden sie das Haupt im Morgengrau,
Und ich schau drauf mit vielem Wohlbehagen.
— — — — — — — — — — — —
— — Da fiel mein Auge auf ein Blümlein traut,
Wie innig bittend hat's mich angeschaut!
Da schlich ins Herz mir Trost und Zuversicht;
Ich pflückt' es und, gürtend meine Lenden,
Ruf ich: Vergißmeinnicht! Vergißmeinnicht!“ — —

Verzeihen Sie, aber das ist ja ordentlich unanständig!

K. B., Cincinnati. — Besten Dank! Soll natürlich „Die schwarz-weiß-rothen Banner“ 2c. heißen. Ja, die leidigen Druckfehler!

Frl. **O. L.,** Omaha. — Wir bedauern aufrichtig, daß es uns an Zeit gebricht, Ihren Wunsch erfüllen und Ihre „Spiele nach Lesung aburtheilen“ zu können, so viel wir uns auch von diesen „Spielen“, von denen, wie Sie uns mittheilen, das eine englisch ist und dem „tragischen zuneigt“, während das andere, das Sie „ebenfalls gern abgeschätzt sehen möchten“ und zu dem Sie „sogar die Erlaubniß zur einmaligen Aufführung geben würden“, deutsch ist und den schönen Titel: „Der falsche Pechmeyer“ führt, versprechen. Wenden Sie sich doch lieber an Herrn Amberg, Direktor des deutschen Theaters in New York.

F. M...er, New York.—Von dem Gesandten hat uns „Das Grab des Achtundvierziger" am besten gefallen, aber auch dieses Gedicht weist, wie alle Ihre Poesien, eine Menge gedanklicher und sprachlicher Flachheiten auf, welche die einzelnen hübschen Stellen der Wirkung berauben. Suchen Sie Ihre Motive, die an sich ganz glücklich gewählt sind, bedeutender herauszugestalten und Ihre Sprache in strengerer Zucht zu halten, damit sie sich nicht in allerlei wirre und sinnlose Wendungen verirrt.

H. F., New York. Sie sind im Irrthum! Göthe und Lessing waren Beamte, Schiller — Universitäts-Professor. Nennen Sie das in unabhängiger Stellung?

Dr. **S.,** Philadelphia.— Wir empfehlen Ihnen: Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Herausgegeben von K. Bartsch, Leipzig 1871—74, welche Ihnen Ihr Buchhändler antiquarisch verschaffen kann.

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 15. Oktober der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Ludwig Fulda — Gedichte. Berlin, F. Fontane, 1890.

Paul Albers — „Herr Gerwin." Ein Minnelied. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

John Henry Mackay — „Das starke Jahr." Der Dichtungen zweite Folge. Zürich 1890. Verlagsmagazin.

Helene von Engelhardt — „Im Windesrauschen." Epische Dichtungen Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge. 1890.

Z. M Toscalio — „Meine Jugend." Gedichte. Grossenhain und Leipzig. Baumert und Ronge.

Literarischer Merkur — Redakteur: Dr. Karl Geiger in Tübingen. Verlag: Herm. Weißbach in Weimar. X. Jg.

A Protest against the Supreme Court of Illinois — Chicago. The Open Court Publishing Co. 1890.

Das Zeitungs-Museum — Zeitschrift für Zeitungswesen. Redakteur: Max Schlesinger. Herausgeber: Oscar von Forckenbeck. Aachen. II. Jahrgang. 1890.

Deutsche Presse — Organ des deutschen Schriftsteller-Verbandes. Berlin 1890.

The Monist — A Quarterly Magazine. The Open Court Publishing Co. Chicago. Vol. 1, No. 1, October 1890.

Anzeigen.

George Gemünder jr.,

Violin-Studio für den Verkauf meiner berühmten Instrumente.

Reparaturen in artistischer Weise ausgeführt.

27 Union Square, New York.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwester-Sprachen. Herausgegeben von Hermann Wilker. 426 Seiten Octav. Geb. in eleg. Ganzleinwandbd. Preis **$2.20**

Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Zeitungshändler.

The International News Company,
New York.

Zeitgemäß!

Neue verbesserte Auflage von Laidlaw's Constitution der Vereinigten Staaten nebst Unabhängigkeitserklärung in drei Sprachen nebeneinander: deutsch, englisch und französisch, mit Anmerkungen. Vorräthig in allen Buchhandlungen, sowie bei den Verlegern: **Laidlaw Bros. & Co.,** 137 W 41. St. New York.

Zweite verbesserte Auflage Lwdbd. 50 Cts. postfrei.
Dritte Auflage broschirt..... 25 Cts. postfrei.

J. STERN & CO.

22 BEAVER STR. NEW YORK.

Einzige Fabrik in Amerika
von echtem

Russischen u. Türkischen Tabak und Cigaretten.

Importiren den Tabak in großen

Partieen direkt

und sind im Stande, guten Tabak von $2.00 per Pfund an und feine Cigaretten von $1.00 per 100 an zu liefern. Bestellungen aus dem Innern werden prompt ausgeführt. Preislisten stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Unsere Fabrikate verkaufen alle bedeutenderen Cigarrenhandlungen in New York, Chicago, Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, Baltimore, Milwaukee u. s. w.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung

der hervorragendsten deutschen

Dichter und Schriftsteller Amerikas.

—oo—

Herausgegeben von **Konrad Nies** und **Hermann Rosenthal.**

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

II. Jahrgang. **New York,** 31. December 1890. **12.** Heft.

Treue Liebe.

Ein einsam Vöglein wiegt auf einem Ast
Im Buchenwald sein Köpfchen hin und her;
Die Farben der Natur sind längst verblaßt,
Es stehen rings die Bäume nackt und leer.
Spät ist's im Jahr, der Schnee bedeckt das Thal,
Und ungestüm fegt drüber hin der Wind;
Fort sind die andern Wandersänger all;
Wer könnte sagen auch, wohin sie sind?—

Sein Weibchen war so krank zur Wanderzeit:
Wie konnt das Männchen da von dannen zieh'n!
Und als sie todt, da ward ihr Grab bestreut
Mit Buchenblättern — hoch darüber hin
Sind sie gehäuft.— Jetzt darauf niederblickt
Der treue kleine Gatte unverwandt;
Dem Aug' ist sie, die er gepflegt, entrückt,
Nur leise Klagen hat er nachgesandt.

Denn seit sie dort gesunken in das Moos
Sang er nicht mehr; sein Sehnen hat kein Lied;
Vom kleinen Herzen ringt sich's Weh nicht los,
Er wird des Hoffens, hoffnungslos, nicht müd'.
Ob Stürme brausen in der finstern Nacht,
Eisnadeln Mittags tropfen in den Schnee,
Ist seine Sehnsucht, ob sie träumend wacht,
Ob wachend träumt, erfüllt von gleichem Weh.

Bald sank auch er auf's Leichentuch hinab,
Das über Wald und Feld sich ausgespannt,
Und hingebettet auf das liebe Grab
Auch er die süße Todesruhe fand.
Doch wenn der Wildbach über Felsen springt
Mit Jugendlust, dann kehrt die Sängerschaar
Zum Frühling heim, der neue Lieder bringt,
Dann gilt ihr Heimathgruß dem treuen Paar.

St. Louis, Mo. **E. A. Zuendt.**

Alte Liebe.

Die abgebrochne Rose liegt
Im Sand, und auf dem Kelch, dem rothen,
Ein Falter in Genuß sich wiegt,
Saugt Wonne noch von einer Todten.

Auch mir ersprießen immerdar
Aus alter Liebe neue Lieder,
Und still von frischer Blumen Schaar
Wend ich mich zu der todten wieder.

Davos (Schweiz). **Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.**

In der Hochfluth der Zeit.

Auf des Meeres Silberfläche trägt das Schiff, der Fährenweiser,
Nach Europas fernen Ufern still Brasiliens edlen Kaiser.

Um die Stirne des Verbannten flammt's im ersten Frührothstrahle,
Seiner Heimath stolze Küste grüßet er zum letzten Male.

Hingelehnt am Bug des Dampfers blickt er sinnend in die Weiten,
Fünfzig Jahre heißen Mühens ihm am Geist vorübergleiten . . .

Welch ein Streben, Ringen, Stürmen — nach den höchsten Höhen weist es!
Welch ein Adlerflug der Völker, welch ein Auferstehn des Geistes!

Was im Hirn des Denkers reifte, harrend mächtiger Entbindung,
Schreitet nun durch alle Länder im Triumpfzug der Erfindung.

Dampf, elektrische Gewalten, der Kultur gesammte Hebel
Dringen nach entleg'nen Zonen, schimmern durch den tiefsten Nebel.

Sinken muß der Baum im Sturme, der nicht fürder Frucht kann tragen,
Mächt'gen Hiebes wird der alte von dem neuen Gott zerschlagen.

Fallen muß auch er, der Edle, der sein Volk so lang beglückte,
Als ein Opfer neuen Werdens, dessen Wucht ihn jäh erdrückte.

Wie ein mahnend Mene Tekel flammt's an grauen Wolkensäumen
Und erweckt des Erdballs Völker aus jahrtausendlangem Träumen.

Wehe dem, der stolzvermessen wähnt dem Arme sich entzogen,
Ueber ihn zerschmetternd rollen des Jahrhunderts Schicksalswogen! —

Minneapolis, Minn. **Claus Ruyter.**

Gleichniß.

Staunend an dem Saum des Waldes
Einen Dornbusch einst ich sah,
Denn im Schmucke weißer Blüthen
Stand der Dürre heiter da:
Durch das knorrige Geäste
Woben sich in vollem Flor
Wilde Ranken der Clematis
Liebevollen Trieb's empor.

Diese innige Befreundung
Nun als Gleichniß mir erscheint,
Da mit einem theuern Wesen
Mich das Schicksal hat vereint:
Durch die Dornen meines Alters
Ihre Blüthen freundlich schlingt
Sorgend treue Frauenliebe,
Die den Frühling neu mir bringt.

Porto Alegre (Brasilien). **G. Schweitzer.**

Funken.*)

Ein neues Buch!? — Was soll der Welt dein Sang? —
Was mächt'gen Drangs die Seele dir bezwungen,
Empfunden ward's von Größren und gesungen; —
Was soll des Alten neuer Wiederklang? —

Und doch: — Vom Feuer, das aus Wolken sprang
Und Flamme ward auf heil'gen Dichterzungen,
Ist auch ein Funke dir in's Herz gedrungen;
Tief ist und echt sein glüher Schöpferdrang.

Und jedes Lied, es ist ein Funke wieder,
Den Lust und Schmerz aus junger Brust geschlagen.
Zerbrochen sinkt des Zweifels Fessel nieder:

Was wahr, darf kühn den Flug zur Höhe wagen,
Und zünden wird, was glüht. Loht auf, ihr Lieder,
Glutgrüße starken Herzen zuzutragen!

---

*) Aus der in nächster Zeit im Verlage von Baumert & Rouge, Großenhain-Leipzig, erscheinenden Gedichte-Sammlung „Funken" von Konrad Nies.

Botanische Studien und Wanderungen in und um New York.

Von **J. U. Blum**, E. N.

(Schluß.)

In manchen Anlagen prangt Sarothamnus vulgaris, mit großen gelben Schmetterlingsblüthen, Citysus scoparius, mit goldgelben Blumen. Im Schatten der Laubbäume, in felsigen Gegenden, wächst das kleine, niedliche Kraut der Maiblume (Mayanthemum bifolia) mit Rispen silberweißer Blümchen. An Wegen blüht rosenfarbiges Seifenkraut (Saponaria officinalis), eine Nelkenart und Stellaria media, der Hansüberall, zu finden in der ganzen Welt. Mehrere Rosenarten (Rosa blanda, Rosa canina, Rosa lucida), Hypericum quadrifolia, ein Johanniskraut mit vier Blättern im Quirl, eine Ipomoea oder Zaunwinde mit großen, weißröthlichen Blumen und Lupinen zeigen sich überall. Der Ailanthus oder Götterbaum, aus Asien stammend, duftet stark und seine grünlichen Blüthen fallen reichlich auf die Straßen, an welche er zahlreich gepflanzt wird. Noli me tangere, das „Rührmichnichtan", auch Mönchszipfel genannt, erscheint reichlich an feuchten, baumbeschatteten Stellen mit seiner sonderbar gestalteten Blume am halbdurchsichtigen Stengel; heißt auch Springkraut, weil, sobald man's berührt, es die noch grün scheinenden Samenkapseln mit Geräusch sprengt, trotzig die grünen Hüllen zurückrollt und den Samen weit auf der Erde umherstreut.

In Wäldern und Hainen, zugleich mit der Asclepia quadrifolia, erscheint Medeola virginica, eine zarte Waldblume. Manche Gärten hegen noch die aus dem Morgenlande stammende, in Deutschland mancherorts bereits verwilderte, altmodisch gewordene blaue Blume mit feinem Blattwerk, die Nigella damascena, die Braut in Haaren oder auch Jungfer im Gras, schwedisch: „Jungfrue in det gröna." Linum perenne, Ausdauernder Flachs, jenseits des Mississippi einheimisch, erscheint mit schnell dahinwelkenden aber zahlreichen Blüthen vom herrlichsten Blau, von den Franzosen das „himmlische" genannt. Die Pflanze fährt den ganzen Sommer fort sich in eine blaue Wolke zu hüllen. Auch Kerria japonica, aus Japan stammend, die „goldblumige japanische Rose" genannt, wird noch hier und da gepflegt, ebenso die Sommerlevkoje (Cheiranthus incanus), die gleich der Reseda, Nachtviole, Päonie, Meerzwiebel, Hyazinthe, Narzisse, dem Rosmarin und Krokus aus den Ländern des Mittelmeers stammt. Sie war die Blume der Io. Im griechischen heißt sie Leucoion oder das weiße Veilchen, aber schon Dioscorides wußte, daß sie mit röthlichen, rosenrothen, purpur- oder schwarzrothen Farben vorkommt. Sie ist eine lieblich blühende Schönheit, unermüdlich Segen und Gesundheit spendend im Aushauchen ihres Duftes.

Die Silenen, wie die Silene Pennsylvanica, Mx Wild Pink, erzeugen zuweilen hübsche Blumen von zarter Rosenfarbe mit gegenüber sitzenden Blättern. So waltet selbst in der simpelsten Blume ein Geist der Schönheit und Symmetrie, der in Erstaunen setzt und zeigt, daß in der Schöpfung das Größte wie das Kleinste vollkommen erschaffen ist. Die Silene noctiflora (das Leimkraut), mit blaßrosa gefärbten, süßduftenden Kronenblättern, entfaltet sich nur Abends zwischen 5 und 6, um 8 Uhr in voller Pracht, ein mächtiges Parfüm aushauchend.

In ihrem eignen Dufte steht,
Im Brautgewand, ein Felsenkind,
Silene, die um Liebe fleht,
Von Abendlüften weich umweht,
Umkosend sie und schaukelnd lind.

In Goldglanz naht die Gamma-Eul',
Ein Schmetterling der Sommernacht;
Um Pappeln flattert, recht in Eil',
Der Weidenspinner wie ein Pfeil,
Indeß im Gras Glühwürmchen wacht.

Verwandt den Silenen sind die verschiedenen Nelkenarten der Gärten, von denen Dianthus Caryophyllus am meisten gepflegt wird. Goethe preist sie in folgender Weise:

Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben.

Bratanek meint: Die Nelke paßt wohl nur zu der geschminkten, reifrockumstarrten Marquise. Berth. Auerbach in seinem Schatzkästlein des Gevattermanns, I. Bd., spendet ihr größeres Lob. „Wenn man sieht und erfährt was die Menschen hegen und pflegen, lernt man ihr innerstes Wesen am besten erkennen. So ist heutigen Tages die seifensteife Camelie die Lieblingsblume der sogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Rose, Goldlack,

Rosmarin und Reseda sind Lieblingsblumen des Volkes, vor allen aber die Nelke; sie ist bescheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb, ist dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich sie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?"

Eine sehr seltene Blume der Gärten hier ist die Primula Auricula, Ohrprimel, von denen es in Deutschland und der Schweiz 21 Arten gibt. Reichlicher schon findet sich die Herzblume (Dicentra spectabilis), welche ihre lyragestalteten Blüthen mit Perlverzierung an gebogte Zweige reiht. Dicentra eximia, mit zartem Blattgezweige, findet sich im westlichen New York; auch im Centralpark. Die früher Weigelien genannten Diervillien stehen noch in voller Blüthe. Der Schneeball ist im Verwelken begriffen, dagegen bereitet sich Chionanthus virg., der Schneestrauch, vor, sich in seinen weißen Mantel zu hüllen, um den Blüthencyclus des Jahres nicht zu unterbrechen. Päonien wiegen ihre riesigen Kronen im Morgenwind. Schon zeigen sich die ersten Blumen des großen oder Garten-Löwenmauls (Antirhinum majalis) und die uferliebende Funkia ovata, mit großem Blätterschmuck über die Erde ausgebreitet, harrend des Blüthenstengels der ihrer Mitte entsteigen soll.

Viele Wiesen sind angefüllt mit Marien- oder Wucherblumen (Chrysanthemum Leucanthemum), eine Compositе, welche mit ihren reinweißen Strahlenblüthen und goldgelbem Blüthenboden der Landschaft ein heiter frohes Ansehen gibt. Auf sandigem Boden, an Gräben und Flußufern wächst die Braunwurz (Scrophularia nodosa), 3—4 Fuß hoch, mit endständiger Rispe und kugelig aufgeblasenem Kelch, dunkelolivengrünen, am Rücken braunen Blumen ohne besondere Schönheit.

Das wahre Johanniskraut (Hypericum performatum), in Europa, Nordasien, Nordafrika und Nordamerika wild wachsend, galt bei den alten Germanen besonders viel und spielte eine Rolle in ihrer Mythologie. Der balsamische blutrothe Saft, welchen die am Rande der Kronblätter befindlichen Oeldrüschen geben, wurde Johannisblut, Alfblut (Elfenblut) genannt. In klagender Weise singt von ihr Just. Kerner in seiner „Seherin von Prevost":

Bald deinem stillen Grab entsteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden stummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut.

Ja, wo ich diese Blum' erschaue,
Blut innen, außen gold'ner Schein,
In Waldesnacht, auf lichter Aue,
Werd ich auch denken deiner Pein.

In Gärten findet man den aus Griechenland stammenden Halbstrauch, das großblüthige Harthen (Hypericum calycinum, L.) als schöne Zierde. Lysimachia nummalaria hat viele deutsche Namen: Egelkraut, Nattergold, Schlangenkraut, Goldenpfennig, Goldkraut, wegen den goldgelben Blüthen, die in Ranken den lieben langen Sommer durch im Grase an schattig feuchten Stellen blühen.

Schön ist das südliche Busch-Gaisblatt (Diervilla lutea), mit honiggelben Blüthen, und die Diervilla sessifolia, in den südl. Alleghanies zu Hause. Die Weigelien werden zu diesem Genus gezählt. Jelängerjelieber (Lonicera Caprifolium) bildet mit den Rosen schöne Ranken an Häusern.

Von den zahlreichen Irisarten (Schwertlilien), fast alle Zierblumen, werden mehrere fremde in Gärten gepflegt, wie Iris florentinae, eine weiße, am Grunde goldgeäderte, wie aus Licht und Aether gewobene Blume und Iris susiana, fürstliche Wittwe genannt, das Emblem der Trauer. Sie stammt aus Persien, wird oft auf Friedhöfen gepflanzt wie die Iris pumila

Iris variegata findet man häufig auf feuchten Wiesen; ob Iris Pseudacorus, die deutsche Pfingstblume, Pfingstlilie, hier wächst, weiß ich nicht. Nach deutscher Sitte wurde eine Pfingstbraut umgeführt, mit Laub und Blumen verhüllt wie ein großer Blumenstrauß — das Gesicht mit einem Schleier von Siebenfarbenblumen (also Regenbogen-Iris) bedeckt. Ein Ueberbleibsel der alten Umzüge der Frühlingsgöttin Ostara. (Grimms d. Mythol.)

V.

Das deutsche Vergißmeinnicht (Myosotis palustris), das vielbesungene „Blaublümelein" in seinem erquickend frischen Himmelskleid, ist hier nur in Gärten zu sehen, ebenso das süßduftende Steinkraut (Alyssum) und die Sonnenwende (Heliotropium), aus Peru, wo diese vanillenduftende Blume wild auf den Bergen blüht. Calycanthus floridus, der Abendhammerstrauch, hat einen dunkelpurpurnen Kelch, der eine Blume bildet, die besonders Abends stark riecht; repräsentirt in der Blumensprache als Bild sanfter Melancholie. Lantana camara, L., eine zur Ordnung der Verbenen gehörende Pflanze, entwickelt zu dieser Zeit eine Menge orangefarbiger Blüthen von schlüsselblumenähnlicher Form und stets gegenständigen Blüthenzweigen; die Frucht ist eine blaue Beere. Philadelphus coronarius, die Kronenblume, Syringe, füllt alle Zweige

des Strauches mit weißen Blüthen, delicat zimmtartig duftend. „Als unsichtbarer Nebel zieht der Duft von Blume zu Blume und der Wind weht ihn noch weit über Hecken und Feldmarken hinaus Ist dies auch vergeblich? Wird nicht hiermit vollends erklärlich, warum die Blumen fort und fort duften, indeß Niemand im Garten geht? Sie selber gehen damit zu einander, indeß sie fest zu stehen scheinen. Jede Blumenseele mag durch das, was von den andern Blumen an ihr Fenster rührt, eine Empfindung von dem empfangen, was in jeder andern Blumenseele vorgeht; wie die Worte, die wir hören entsprechende Empfindungen in uns erzeugen, als die sind, mit denen sie Andere aussprechen. Auch Worte sind nur aus dem Innern begeistete, sinnliche Boten, warum sollten es Düfte weniger sein?" G. Th. Fechners „Nanna".

An Wegen und Hecken, an Sümpfen und Wiesenrändern blühen die Rosenbüsche, die einfache Hundsrose (Rosa canina, Rosa micrantha) mit weißlichen Blumen, zart röthlich geadert; Rosa lucida, von dunkelfarbigem Roth, Rosa rubiginosa (Sweet Briar, Eglantine), schon frühe ihres süßen Geruchs wegen cultivirt. Diese Blume ist gemeint, nicht Jasmin, wenn Oberon in Shakespeares „Sommernachtstraum" singt:

Ich weiß die Höh, wo wilder Thymian steht,
Wo Maßlieb in dem Gras und Veilchen blühn,
Wo dichtgewölbt des Geißblatts üpp'ge Schatten
Sich mit dem Hagdorn und Jasmin begatten.
Dort schläft Titania einen Theil der Nacht,
Von Tanz und Spiel gewiegt, in Blumenpracht.
Die Schlange legt die bunte Haut dort nieder,
Ein weites Kleid für eines Elfen Glieder.

Der Hagdorn ist Rosa moschata (Musk Rose), von angenehmem Duft, ähnlich dem Moschus und Thymian ist Thymus Serpyllum, mit schmalen Blättern und hellpurpurnen, aromatischen Blüthen. Der Thymian gehört zu den Lippenblüthlern, Labiaten, von denen Linnè bemerkt, daß diejenigen Insekten, die am fleißigsten die Labiaten besuchen, nur „zwei perfekte Schwingen besitzen," während die Rudimente zweier anderer Flügel unter einer kleinen Membrane gefunden werden möchten; — wie wundervoll sind die Sympathien der Natur!

Wenn die elfenbeinweiße Blume der Anemone pennsylvanica am Hudson-Ufer verblüht, erscheint an naßschattigen Stellen, im Moorgrund, eine selten zu findende Pflanze mit einer einzigen nickenden blassen Blume an der Spitze des Stengels. Es ist die Indianerpfeife (Monotropa uniflora). Den Wegebreit oder Wegetritt (Plantago major), der überall an Wegen in der Nähe von Menschen zu sehen ist, nennen die nordamerikanischen Wilden sinnig „die Fußstapfe der Weißen"

Elaeagnus hortensis, Garten-Oleaster, riecht nach Erdbeeren und wird fleißig von Bienen besucht. Dianthus plumaria und barbata, sowie der hohe himmelblaue Rittersporn (Delphinium chinensis), der besonders am Altai-Gebirge reichlich blüht und die scharlachrothe Jerusalemsnelke (Lychnis chalcedonica), sommerverkündigend, entwickeln eben ihre ersten Blumen; ebenso eine Pentstemon mit lilafarbigen Blüthen. Die griechische Schlinge (Periploca graeca), Felsen umwuchernd, trägt an der Zweigspitze sternartig gestaltete, dunkelrothe Blumen mit fünf rothen Staubfäden, die sich einwärts umbiegen.

Einen schönen Anblick gewährt die reizende Kalmie, Sheep-laurel (Kalmia latifolia), über und über mit den zu Büscheln vereinigten, schönen weißen Blumen bedeckt, die Form einer Tasse bildend, ringsum mit Erhöhungen oder Höhlungen geziert, in welche sich die zehn Staubfäden gleichsam einbetten, rothe Flecken bildend. Ueber dem kurzen Trichter der Blume ruht eine zarte, rothe, gezackte Linie.

Vom Bohnenbaum (Citysus scoparius) Sarothamnus ist zu erwähnen, daß, wenn die Blumen sich öffnen, der Griffel und die Staubfäden unten in der Blume verborgen liegen, bis sie von einem Insekt berührt werden, wobei sie dann plötzlich in die Höh springen; ein wunderbares Naturgesetz, welches uns den geheimen Zusammenhang der Blüthenwelt mit der Insektenwelt ahnen läßt. Ich weiß augenblicklich nichts Treffenderes anzuführen, was diese Thatsache illustrirt, als einige Worte Burdachs, Buch II. „Die blühende Pflanze, das geflügelte Insekt erreichen wie in Uebereinstimmung eine entsprechende Entwickelung, welche sich durch die Farben, die schönen symmetrischen Formen, die Verfeinerung der Substanz offenbart. Von schmetterlingsartigen Blumen sollte man z. B. beinahe sagen, daß sie zu Pflanzen gewordene Insekten sind.

Diese harmonische Existenz schreitet nach demselben Rhythmus der Augenblicke des Tages voran. Jede Blume, auf deren Saft ein Insekt angewiesen ist, öffnet ihren Kelch zu der Stunde, zu welcher dieses von dem thätigsten Leben beseelt wird und schließt ihn wieder zu der Stunde der Ruhe des Insekts. Pflanze und Thier fühlen so ihre Einheit; die Liebe zieht Eines zu dem Anderen hin"

Leucothoe floribunda, eine Bewohnerin der Berge Georgias, gehört zu den Andromeda-Arten und besetzt die Enden der Zweige mit reinweißen Glöckchen, deren Rand ge-

zackt ist. Centaurea Cyanus, die vielbesungene Kornblume mit ihrem schönen Himmelblau, gilt in der Blumensprache als Symbol gefälliger Einfachheit. Das Eisenkraut, eine Verbene, in rubin- und granatrothe Farben gekleidet, galt in der altdeutschen Volksdichtung und ihrem Götterglauben als heilige Pflanze. Schon bei den Griechen hieß sie „Thräne der Isis" und wurde auf deren Altäre gelegt; man schrieb ihr außerordentlich magische Kräfte zu. Der Ginster (Besenpfrieme) blüht nur noch vereinzelt, ebenso der Goldregen; ihre Zeit ist bald vorbei. Schon bilden Hortensien, eine noble Saxifrage aus Japan, ansehnliche Büsche. „Bei den Doldengewächsen", sagt Lecoq, "sind die Nectarien drüsiger Natur, nicht sehr verborgen liegend und ihre Blumen in eine Ebene gestellt, sodaß von einem mäßig großen Körper viele zugleich berührt werden können, daher finden sich hier schon größere Insekten, langfüßige Lepturen, Bienen mit haarigem Körper und bienenähnlich gebildete Käfer, die, am ganzen Körper gleich einer Bürste behaart, auf einen großen Theil Blumen einer Dolde zugleich einwirken; daher sind die Blumenblättchen klein und liegen flach, die Narben und Staubbeutel aber sind lang und ragen hervor über die Fläche."

Hemerocallis flava, gelbe Taglilie, entfaltet jetzt ihr kurzes, ephemeres Dasein, Blumen, deren Namen in Wahrheit die Zeit ihres Blühens besagt. Doch trägt jeder Stengel immer 3 bis 6 Blumen, von denen eine nach der andern blüht. Eine Zierde der Gärten ist auch die Fingerhut-Pflanze (Digitalis purpurea und variegata), die ihre Blüthen in einer Pyramide dachziegelförmig an der Spitze des Stengels anreiht. Ich möchte sie die Tritoma des Nordens nennen. Wundersam gleicht die ungeöffnete Blume einem verschlossenen Mund. Die Adamsnadel (Yucca filamentosa) hat schon ihren hohen Schaft emporgetrieben, um Anfangs Juli in ihrem weißen Blüthenschmuck prangen zu können, die Zweige mit großen Maienglocken behängt. Nächtlich besucht sie eine Motte, Namens Pronubia.

Auf feuchten kühlen Wiesen findet sich die Affen- oder Gauklerblume (Mimulus), ein gar liebliches Pflanzen-Genus, das in seinem ganzen Habitus eine gewisse Milde und Anspruchslosigkeit ausdrückt. Bentham beschrieb 29 Species von Mimulus, die meisten von Nordamerika, Pacific-Seite.

Die Regenringelblume (Calendula pluvialis) öffnet ihre Blüthen zwischen 6 und 7 Uhr Morgens und pflegt bis 4 Uhr Nachmittags wach zu sein. Schläft sie aber nach 7 Uhr noch fort, so ist noch an demselben Tag Regen zu erwarten.

Shakespeare singt im „Wintermärchen":

Hier habt ihr Blumen,
Salbei, Lavendel, Münze, Majoran,
Die Ringelblume, mit der Sonn' entschlafend
Und weinend mit ihr aufsteh'nd.

Die hier genannte Ringelblume ist the field mary gold (Chrysanthemum segetum). Diese Thatsache ist wunderschön ausgedrückt von den Dichtern, denn wenn die Blume am Morgen mit Thau bedeckt ist, so thut sie in Wahrheit weinend ihre Blumen öffnen und entfalten.

Dem Ende zu —

An Leib und Seele gebrochen
Frühzeitig im blühenden Mai; —
Vielleicht noch wenige Wochen,
Und dann ist alles vorbei!

Ich habe in durstigen Zügen
Getrunken berauschenden Trank,
Den Freude mir mischte; Vergnügen
Sucht ich, bis der Fund mir gelang.

Ich habe genossen die Wonnen
Der Liebe, die Kränze mir wand.
Die herrlichsten, glühendsten Sonnen
Umkreist ich als treuer Trabant.

Ich habe vieltapfer und muthig
Gestanden inmitten der Schlacht,
Hab heil meine Glieder und blutig
Den Degen nach Hause gebracht.

Ich habe zeitlebens das Schlechte
Verachtet, bekämpft und gehaßt
Und habe das Gute und Rechte
Mit glühender Seele umfaßt.

Nun steh' ich am Ziele. Zufrieden
Hat mich die Wand'rung gestellt.
Ich fühle, daß Sehnsucht den Müden
Nach Ruhe stets stärker befällt.

Ich fordre vom Leben nichts weiter,
Es thut mir der Abschied nicht weh:
Komm' Tod! Gelassen und heiter
In's finst're Gesicht ich dir seh'.

Bethel, Pa.

Emil Graf Zeleki.

Athen.

Willst du ein Bild sehn der Vergänglichkeit,
Wo Alles zeugt von Dem, was einst gewesen,
Wo du die Größe der Vergangenheit
Von jedem Steine kannst herunterlesen? —
So geh' dahin, wo noch die Säulen stehn,
Die trauernd, einsam in die Lüfte ragen,
Sie werden dir es ohne Worte sagen,
Was einst sie sah'n an sich vorübergeh'n.

Sie werden stumm erzählen von der Pracht
Und von dem Glanz der stolzen Tempelhallen,
Die, tief begraben jetzt in Schutt und Nacht,
Zum Opfer sind der Barberei gefallen.
Sie werden auch erzählen von dem Blut,
Das unter ihren Trümmern ist geflossen,
Von Helden, die den Göttern einst entsprossen,
Die hier gekämpft um hehrer Freiheit Gut!

Da,— wo „Pallas-Athene" einst geglänzt
Im hellen Gold- und Elfenbein-Gewande,
Wo höchste Schönheit sich das Haupt bekränzt,
Gefüllt der Freude Becher bis zum Rande.
Da wo die holden Musen leichtgeschürzt,
Den Göttern huldigten, wie sich's gebührte,
Wo „Aphrodite" mild das Scepter führte,
Da liegen die Altäre umgestürzt! — —

Der Blick schweift über baumlos öde Flur,
Am Bergeshang der Hirt die Ziegen weidet;
Rings auf den Höhen blieb nicht eine Spur
Der Pracht mit der die Kunst sie einst umkleidet.
Wo am Ilissos des Sophokles Haus,
Epheuumrankt, im Lorbeerhain gelegen,
Wo Tempel und Statuen auf allen Wegen,
Da sieht es trostlos und verlassen aus!

Ob aus Verfall und Moder sich auch wand,
Ein neu Geschlecht, es sind die Epigonen;
Auf dem Parnass' nicht, wo „Alt-Hellas" stand,
Sie können nur auf dem „Hymettos" thronen.
Auf klass'schem Boden wandeln, ist gar leicht,
Doch zu erwecken auch ein klassisch Leben,
Mag's noch so ernst die Gegenwart erstreben,
Nie wird dies hohe Ziel von ihr erreicht!

Was einmal todt und längst begraben ist,
Laßt ruhen es, statt's wieder zu erwecken,
Der Nimbus flieht, wenn *ihr* die Wahrheit wißt,
Denn viel' der Schwächen würdet *ihr* entdecken.
Das Längstentschwundene, wie im Zauberschein
Taucht's auf vor uns, aus dunklem Zeitenmeere;
Das „Tragisch-Ernste" sollte eine Lehre,
Ein leuchtend Beispiel uns das Schöne sein!

Auch unsre Städte werden einst zerstört
Und, wie das alte Rom, in Trümmer liegen,
Gleichviel durch welche Stürme sie verheert;
Unsterbliches wird Zeitliches besiegen.
Es werden unsre Werke, unser Wort,
Auch einer fernen Nachwelt es bekunden,
Wie hoch *wir* standen, ob wir werth befunden,
Wie du „Athen",— zu leben fort und fort!

New York. **Wm. Gramm, sen.**

An die Wissenschaft.

Nach dem Englischen des **Edgar Allan Poe.**

O Wissenschaft, du Tochter alter Zeit,
Wie ändert jedes Ding dein scharfer Blick.
Du Geier, dessen Schwingen Wirklichkeit,
Was raubst dem Dichterherzen du sein Glück?
Wie kann ich lieben, wie verehren dich,
Die du mir hemmest meinen hehren Flug,
Der zu dem sternbesäeten Himmel mich
An Schätzen reich auf kühnen Flügeln trug?
Rissest Dianen du vom Wagen nicht
Und nicht die Nymphe aus des Waldes Huth,
Daß sie entfloh'n zu schön'rer Sterne Licht;
Entzogst du die Najade nicht der Fluth,
Die Elfe nicht der Flur, und mir den Traum,
Den schönen, unterm Tamarindenbaum?

Pittsburg, Pa. **Wilhelm Heeren.**

Columbus.

Am Maste gelehnet stand der Admiral;
Sein Auge schweifte forschend in die Weite,
Indeß vor seines Geistes Blick sich reihte
Der Traumgebilde ungemeß'ne Zahl.
Die Träume alle, die ihn über's Meer,
Das weite, unerforschte, hergetrieben,
Die ihm, ein Leitstern, leuchtend stets geblieben
In dunkler Nacht des Zweifels ringsumher;
Die einzigen Gefährten auf dem Pfad,
Der, öd' und steinig, führt zu großer That.

Da plötzlich! wie ein jäher Schrecken zog
S' ihm über's Antlitz, heiß sein Auge brannte,
Das gleich als ob's ein starrer Zauber bannte
Nach einem Punkt im mächt'gen Dunkel flog.
Jetzt wieder! nein, das ist kein Gaukelspiel
Der regen Phantasie, dort in der Ferne
Glänzt wirklich Licht, Licht, wie von einem Sterne
So matt und klein, doch ist's kein Stern, der fiel,
Land ist es, Land! der Strahl, der dort erblinkt
Die lang erhoffte Kunde endlich bringt.

Da wehts's wie Gottesschauer durch die Brust
Des bleichen Mannes, heiße Thränen steigen
In's Aug' ihm unaufhaltsam, und in Schweigen
Sinkt er auf's Knie, sich selber unbewußt.
So lag er lange lautlos, übermannt
Von der Gefühle, der Gedanken Gluthen,
Die wild entfesselt, wie des Meeres Fluthen
Wenn sturmgepeitscht es schäumt am Klippenstrand,
Wie der Vulkan, der lange still geglüht,
Plötzlich befreit, lodernde Flammen sprüht.

Vor seinen Augen hebt der Schleier sich,
Der auf der Zukunft dunkel liegt gebreitet,
Ein buntes Schattenheer vorüber gleitet,
Gestalten fremd, verworren, wunderlich.
Dem Meer entsteigen blühende Gestade,
Ein weites Land in reicher Tropenpracht;
Dem meeresmüden Blicke freundlich lacht
Das frische Grün, die weichen Blumenpfade.
Was seiner Träume schönster ihm verhieß,
Hier liegt's vor ihm, ein irdisch Paradies.

Ein einfach Volk empfängt den fremden Gast
Der ihm ein Gott scheint, dem sie willig geben
Was er begehrt, ihr friedlich stilles Leben
Kennt nicht den Krieg, nicht des Erwerbens Hast.
Doch er, ihr Gast, er kennt ihn nur zu gut,
Den wilden Durst nach Gold, der nicht zu stillen;
Gold ist die Losung, um des Goldes willen
Färbt bald die neue Erd sich roth mit Blut.
Golddurst und Glaubenswuth, das edle Paar
Auch hier, wie überall, vereinigt war.

Doch fort mit dieser Bilder blut'gem Schein,
Dort aus dem Norden brechen hell're Strahlen
Die Freiheitssonne steigt, von trüben, fahlen,
Giftschwangern Nebeln wird die Landschaft rein.
Frei ist der Mensch! so tönt das stolze Wort,
Dies neue Land, es sei der Freiheit Stätte,
Zerbrochen ist die alte Sklavenkette,
Die Freiheit wird der Menschheit schönster Hort.
So tönt es laut und lauter durch die Nacht,
Hell loht die Flamme, die dies Wort entfacht.

Da fuhr er auf, dumpf rauscht um ihn das Meer,
Ihm war's, als ständ' er in der Kirche Hallen.
Er hört die Orgel, sah den Weihrauch wallen,
Die Spuren Gottes schaut er rings umher.
Ein innig Dankgebet wie nie zuvor
Entwandt' sich seinen Lippen, und erfüllet
Von Allem was sich seinem Geist enthüllet,
Von der Verheißung, die vernahm sein Ohr,
Schritt zur Kajüte er, erschüttert tief,
Wo der Genossen Schaar, nichts ahnend, schlief.

Brooklyn. **F. Edgar.**

Unsere Todten.

II.

Emil Dietzsch †.

Anders beanlagt, als F. A. Schmitt, war Emil Dietzsch, der hauptsächlich das Feld des derben Humors cultivirte und auf diesem sich wiederum mit Vorliebe dem engeren Kreis eines gewissen satyrischen Humors mit stark lokaler Färbung sowie der Gelegenheitsdichtung zuwandte.

Ein echter Sohn der schönen Pfalz und mit allen Vorzügen und Fehlern dieses offenen, naturwüchsigen, derben, aber gemüthsreichen Volksstammes behaftet, hat Emil Dietzsch, trotz seines siebenunddreißigjährigen Aufenthaltes in Amerika nie die Eigenart des Pfälzerthums verleugnet, dessen Stempel fast allen seinen Dichtungen aufgeprägt ist. Aus diesem Grund auch ist Dietzsch für die deutsch-amerikanische Literatur im Allgemeinen nicht von der Bedeutung, wie es Schmitt ist, dem er auch an Formgewandtheit nachsteht.

Wer Emil Dietzsch recht verstehen und würdigen will, muß eben selber ein Pfälzer oder doch ein rheinnachbarlicher Süddeutscher sein. Und da ich mich zufällig des Glückes erfreue, zwischen dem Rhein und der Haardt geboren zu sein, wird man es mir wohl kaum verübeln können, wenn ich dem Dichter ein wenig mehr Sympathie entgegenbringe, als dies vielleicht ein Nord- oder Niederdeutscher thun würde, den dieser von Dietzsch gepflegte pfälzer Witz ebenso fremd anmuthen dürfte, als viele von uns Süddeutschen der plattdeutsche Humor so mancher unter Fritz Reuter und Klaus Groth stehenden niederdeutschen Poeten.

Geboren wurde Emil Dietzsch am 7. April 1829 in Trippstadt bei Kaiserslautern in der bayerischen Rheinpfalz. Nachdem er eine höhere Schule in Frankfurt a. M. und dann das Gymnasium in Worms besucht hatte, studirte er auf der Universität in München Pharmacie und beschäftigte sich dabei auch mit philosophischen und philologischen Studien. Im Jahre 1848 betheiligte er sich an den revolutionären Bewegungen, die namentlich in dem pfälzer Lande lebhafte Förderung fanden. Nachdem er dann in Stuttgart und in der Schweiz verschiedene Stellen als Provisor bekleidet hatte, wanderte er im J. 1853 nach Amerika aus. Von Chicago, wo er zuerst Anker geworfen, wandte er sich nach Burlington, Iowa, kehrte aber bald wieder nach Chicago zurück, wurde dort Inhaber einer Gartenwirthschaft, um bald darauf eine Apotheke zu übernehmen und als Theilhaber in ein größeres pharmaceutisches Geschäft einzutreten. Bei dem großen Brand, der 1871 einen großen Theil Chicago's zerstörte, verlor Dietzsch, der unterdessen eine Weinhandlung errichtet hatte, sein Geschäft und mit diesem sein Vermögen. Im Jahre 1874 wurde ihm das Amt eines Coroners von Cook County übertragen, das er während zweier Termine inne hatte.

„In jener Zeit," schreibt die „Illinois Staatszeitung", — die dem Verstorbenen einen höchst ehrenvollen und warmempfundenen Nachruf brachte, „stand er auf der Höhe seines Glücks. Später zeigte sich ihm das Schicksal weniger hold."

Nachdem er einige Jahre Hülfs-Sheriff war, nahm er zuletzt eine Stelle in der Office des County Clerks ein. Bei einem Sturz auf der Treppe des Countygebäudes hatte er sich schwere Verletzungen am Kopfe zugezogen, die ihm große Schmerzen bereiteten, von denen er am 12. September durch den Tod erlöst wurde. Er hinterläßt eine Wittwe, seine zweite Frau, und mehrere Kinder.

Außer einer „Geschichte der Stadt Chicago und ihres deutschen Elements", die von der Chicagoer Presse die günstigste Beurtheilung fand, leider aber nicht völlig zu Ende geführt wurde, hat uns Emil Dietzsch noch verschiedene kleinere prosaische Schriften und eine Gedichtesammlung: „Kraft und Stoff, aus der Geschichte des deutschen Volkes" (Chicago, Gustav Hinstorff, 1884), hinterlassen. In „Kürschner's Literatur-Kalender" finde ich auch noch ein Monodrama „Die Druiden" angeführt, über das ich jedoch bis dahin nichts in Erfahrung bringen konnte und von dem Dietzsch selber, obgleich ich seit Jahren mit ihm in brieflicher Verbindung stand, mir gegenüber nie etwas erwähnt hat.

Am wichtigsten von Dietzsch's Werken für uns ist wohl „Kraft und Stoff". Das für deutsch-amerikanische Verhältnisse selten hübsch ausgestattete Buch geht von der Idee aus, die bedeutendsten Begebenheiten in der Geschichte des deutschen Volkes ihrer Reihenfolge nach in poetischen Bildern vorzuführen. Es zerfällt in drei Theile: 1. „Vom Teutoburger Walde bis nach Ems"; 2. „Durch Kampf und Sieg zum deutschen Kaiserreich"; 3. „Deutsche Klänge aus der neuen Welt." Noch selten habe ich ein Buch mit getheilte-

ren Empfindungen gelesen, wie diese enthusiastisch-satyrisch-komisch-poetische Geschichte des deutschen Volkes, die seiner Zeit dem Verfasser, neben der warmen Anerkennung einer reichen Zahl von Freunden, die heftigste Verurtheilung einer fast ebenso großen Zahl von Widersachern eingetragen hat.

Man weiß nicht recht, welchen Namen man diesem bizarren Humor geben soll, welcher den größten Theil dieser Dichtungen gezeitigt, die bald mit der würdigen Miene wohlgefaßter Strophen einherstolzieren, bald mit kunterbunten Purzelbaumsprüngen Wilhelm Busch'ischer Knittelverse aus dem Hochdeutschen ins Pfälzische und Deutsch-Amerikanische und aus diesem wieder zurück in's Hochdeutsche hüpfen. Auch für das scharfe Auge ist es oft schwer, zu unterscheiden, wo die beabsichtigte Komik anfängt und der unbeabsichtigte Spaß aufhört. Klappt einmal ein Reim auf Hochdeutsch nicht, flugs wird derselbe in die Zwangsjacke des pfälzischen oder deutsch-amerikanischen Jargons gesteckt, und bieten auch diese Dialekte keinen passenden Reim, dann wird eben ein ganz neues Reimwort erfunden oder das alte widerspenstige so lange gestreckt und gereckt, bis endlich doch der nöthige Reimklang aus demselben herausgeschunden ist. In dieser Beziehung hat Emil Dietzsch wirklich Großartiges geleistet und nicht allein der Verfasser der blutigen „Morithat in Treuenbritzen" und anderer grausigen morithatischen Historien, sondern auch mancher unserer New Yorker Helden auf dem Gebiete des etymologischen Kalauers könnte noch bei Dietzsch in die Schule gehen. Hier nur eine flüchtige Blüthenlese dieser wortbildnerischen Ungeheuerlichkeiten. Dieselben geben sich allerdings durch die Anführungsstriche, mit denen sie meistens der Verfasser versehen, das Ansehen des um der Komik willen absichtlich Gewollten, vermögen aber dessenungeachtet den geübteren Blick doch nicht über eine gewisse Reimschwerfälligkeit, mit denen der Dichter kämpfte, hinweg zu täuschen:

„—— Und des Abends gegen „fümpfen"
Lag der Feind todt in den — Sümpfen."
— — — — — — — —
Ob man später einen Harung
Holte bei dem nächsten „Grocer,"
Brachte Niemand in Erfahrung,
Weder Tacitus noch Schlosser.
— — — — — — — —
Heute kann man selbst in Hinterindien
Aus Böblingen noch Schwaben „findien".
— — — — — — — —
Daß der Mönch so „schatzte-brand",
Das war der gröbste Unverstand —
— — — — — — — —
Da schlug ein Mönch von Wittenberg
Auf einmal an die Thür der „Kerch".—
— — — — — — — —
Und schon damals, „lang zurück",
Machte er 'nen „Yankeetrick".
— — — — — — — —
Oder schrieb der Medicus
Die „Isbyche des Kranikus".
— — — — — — — —
Da nun meine „Josephene"
Noch bis dato hat gar „keene"—
— — — — — — — —
Lange, lange that man „tagern"
Unterm Vorsitz des Herrn Gagern.
— — — — — — — —
Auch von Weinheim unterdessen
Zogen an die „Blind-Darm-Hessen"
— — — — — — — —
Armer, armer „Benedekt",
„Benedikt", o „Benedakt"
„Bene-Taktik" schloß den Akt."
— — — — — — — —

Dies mag genügen! Auch das Kalauern und Meidingern auf sprachlichem Gebiet hat seine Grenzen, die ein Poet, der haben will, daß man ihn als solchen überhaupt manchmal noch ernst nehmen soll, nicht überschreiten darf. Emil Dietzsch aber will häufig ernst genommen sein; denn trotz all dieser hyperkomischen Auswüchse eines sich allzu übermüthig geberdenden Humors, zeigt sich das poetische Talent Dietzsch's doch in unverkennbarer Weise in diesem Buche. Namentlich der zweite und noch mehr der dritte Theil desselben, welche beide den Siegeszug des deutschen Heeres und die Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches behandeln, weist zahlreiche Stellen auf, die von einem waldfrischen Hauch reinster dichterischer Begeisterung durchweht sind und auch in Form und Ausdruck befriedigen.

Stolzer und freudiger hat wohl kaum ein anderer der nach Amerika ausgewanderter Freiheitskämpfer aus dem Jahre '48 dem neuen deutschen Kaiser und seinem eisernen Kanzler übers Meer zugejauchst; sicher aber hat kein deutsch-amerikanischer Sänger die Heldenthaten der deutschen Armee während des deutsch-französischen Krieges so ausgiebig in seinen Liedern verherrlicht, wie dies Emil Dietzsch gethan. Und hier liegt der Schwerpunkt der Dietzschen Muse, in dem ihr Werth für die deutsch-amerikanische Literatur zu suchen ist.

Mag man im Allgemeinen auch gegen diese Personenvergötterung und Schlachtenglorifizirung Einwendungen haben; bei einem Manne wie Dietzsch, der selber als Jüngling in den Reihen der Revolutionäre gekämpft hat und sich auch hierzulande allzeit durch aufrichtige, derbbiedere Gesinnung und oft erprobte republikanische Tüchtigkeit ausgezeichnet hat, kann einem der reiche Fond von begeisterter Liebe und Anhänglichkeit für das alte Heimathland, wie ihn sich

der Verfasser von „Kraft und Stoff“ während der langen Jahre eines äußerst wechselvollen Wirkens bewahrt hat, nur angenehm berühren. Daß sich derselbe in die poetische Anbetung Kaiser Wilhelms und Bismarcks umsetzt, dürfte zwar vom Standpunkte des Kosmopoliten — und zu diesem Standpunkte sollten wir Bürger zweier Welten uns doch emporschwingen — dem Dichter gerade nicht zum Vorzuge anzurechnen sein.

Wir wollen darüber mit Dietzsch nicht rechten. Was er uns giebt, ist so frisch empfunden und kommt aus einem so offenen, ehrlichen, warmen, guten Herzen, das so gar nicht von dem modernen hohlen Streberthum angestaubt zu sein scheint, daß man ihm trotz der oben gerügten kalauernden Sprachverrenkungen nicht böse sein kann.

Folgen wir ihm einmal in seinem im pfälzer Dialekt abgefaßten Gedicht: „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!“ in seine alte Heimath, um zu sehen, wie viel frische Ursprünglichkeit und echtes Gemüth seine Schilderung verräth:

„— — —
Und wann's im Friejohr schbrosst und blieht,
Mer hibsch sich uf dem Feld umsieht,
Dort uf das Lied der Lerch' duht lausche,
Do mecht mer mit käm Ferscht net dausche.
Mer fühlt so heemlich im Gemieth,
Mer werd das Lewe gar net mied.
Un wer kä Herz hot grad vun Holz,
Der is uff so e Hämeth stolz.—
Ja, meiner Seel' so fiehlt mer do,
Es schlaht äm's Herz im Leib so froh,
Mier hot's das Ländche angedahn,
Mei Lebdak denk' ich do noch dran,
Wie Samschdag's Owens, dief im Wald,
Hoch an 'ner Schnäz an schteiler Halt'
Ich uf 'me Berg gesotze sin
Und guckt in's flache Land enin.—
An verzig Derfer, groß un klä,
Han zwischig Böhm ich leihe seh,
Vum Schornstä vun gar manchem Haus
Zog langsam do der Raach eraus,
Grad in die Höh', so kerzegrad,
Der Anblick war e wahre Staat;
Vor Sundag's war's e gutes Zeege:
'S gebt Sunneschei un lang kä Rege.—
—Es war schun schtill im duschtern Wald,
Kä „hot“, kä „haar“, kä Gäschel knallt,
Nix hot mer noh un fern gehehrt,
Das Feld war grad wie ausgeleert;
Es war kä Kuh, kä Gäs mehr draus,
Sie waren „inn“, der Knecht im Haus;
So heemlich still, so wunnerschö,
Die Sunn war grad am Unnergeh!—
Im Bruch dort unne, ganz alläh
Stund noch e Storch, der guckt und basst,
Bis er den Frosch hot abgefaßt;
Den muß er noch de Junge bringe:—
— Es war der Storch vun Gimmeldinge —
. . . . . .
— Uf emol fangt's ganz in der Weite
Mit alle Glocke an zu leite.
Ball schallt's aus jedem Glockehaus
Recht herzhaft in das Dahl enaus;
So weit zu höre, war's e Freed,
Kä Wunner, wann do's Herz ufgeht.
Es hot so feierlich geklunge,
Vor Andacht bin ich ufgesprunge
Und ruf in meinem Herzensdrang,
Daß weit es dorch den Wald erklang:
„Wer weeß, wo dir der Weeze blieht,
„Wer weeß, wo dich's Geschick hinzieht?!
„Doch weeß ich: sinkt der Wannerstab
„Und siescht du an dem Rand vum Grab:
„So denk in Lieb ich jedenfalls
„Noch froh an dich, du scheeni Palz!!“
— — —

Aber auch im Hochdeutschen hat Emil Dietzsch neben seinen epischen Ausführungen manchen innigen, lyrischen Ton anklingen lassen und Johannes Scherr hat in der letzten Auflage seines „Bildersaals der Weltliteratur“ einige der Dietzsch'schen Gedichte aufgenommen.

Rührend schön, wenn auch nicht so gedanklich tief und sprachlich wuchtig wie das bekannte Krez'sche Gedicht gleichen Titels, ist z. B.:

„An mein Vaterland“.

Nun zieh' mein Lied frisch über's Meer,
Laut tön's durch deine Gauen,
Mein Vaterland, — auf Wiederkehr
Kann selbst ich nicht mehr bauen.
Mein deutsches Herz, obschon dir fern,
Kann dich doch nimmer lassen
Und möcht' in alter Liebe gern
Dich heute noch umfassen.

Als einst ich von dem Meeresstrand
Hinaus auf wilden Wogen
Aus deinem Bann, mein Vaterland,
Jung in die Welt gezogen:
Da fühlt' ich, was das Scheiden heißt;
Mein Hoffen und mein Lieben
Und Alles, was man hoch nur preist,
War dort zurück geblieben.

Nun hab' ich manches lange Jahr
Als Mann mich durchgestritten. —
—Ob's Sturm, ob's Friedensstille war,—
Ob ich frohlockt, gelitten;
Ich kannt des Heimwehs Herzeleid
Doch niemals ganz bezwingen:
Es heilet Vieles ja die Zeit,—
Nicht wollt' ihr das gelingen.

Vergißmeinnicht und Rosen blüh'n
Auch hier auf grünen Auen;
Der Sonne warme Strahlen sprüh'n
Vom Himmel auch, dem blauen.
Es singt die Drossel hier im Wald
Ihr Lied von grünen Zweigen
Und ladet ein zum Aufenthalt,
Im Schatten unter Eichen.

Der Freiheit schönste Hymne hebt
Empor hier alle Herzen,
Wo's freiste Volk der Erde lebt,
Gibt's selten Darber-Schmerzen:
D'rum müssen aue jene Frei'n
Mit ewig festen Banden
An dieses Land gefesselt sein,
Die solches Glück hier fanden.—

Doch wär hier selbst ein Paradies,
Mit allen seinen Freuden,
Das Manchen auch vergessen ließ
Vom Vaterland das Scheiden:
Ich bin in Freuden und in Noth.
Von Herzen deutsch geblieben,
Und werd' dich, Deutschland, bis zum Tod
Als treuer Sohn auch lieben.

Dieses Gelöbniß hat Emil Dietzsch seinem alten Vaterlande gehalten. Bis zum letzten Athemzuge ist er in Fühlen und Denken ein Deutscher geblieben.

Ein größeres Werk, mit dem sich Dietzsch in den letzten Jahren beschäftigte und aus dem wir in Nr. 6, 7 und 10 der „D. A. D." recht gelungene Proben veröffentlichten: „Bierologisches aus den letzten Viertausend Jahren der Geschichte aller Kulturvölker mit Illustrationen von Karl Mauch", blieb unvollendet.

Hätte Emil Dietzsch weniger schwer im Kampf um's Dasein ringen müssen, — der ihn leider auch häufig in das jede poetische Regung niederdrückende Wirren politischer Agitation rief, — sodaß ihm mehr Zeit und Ruhe zu poetischer Vertiefung und künstlerischem Ausschliff geblieben wäre, dann hätte er uns gewiß noch manche werthvollere dichterische Gabe geschenkt und sich den Ersten unter den deutsch-amerikanischen Poeten zugesellt.

Aber auch so verdient der wackere Mann, an dessen Grab eine zahlreiche Schaar treuer Freunde trauert, daß wir ihm ein dauerndes Andenken wahren. **Konrad Nies.**

Die Leserin.

Erst dann erwacht mein Lied zum vollen Leben,
Wenn deine liebe Hand das Blatt entfaltet
Und seines Deuteramts dein Auge waltet,
Die Seele aus der Zeichen Gruft zu heben.

Denn dir allein nur ist die Macht gegeben,
Die rein und klar das Wort zum Bild gestaltet,
Der Kraft verwandt, die in der Knospe schaltet,
Aus Farb' und Licht des Frühlings Kleid zu weben.

Und tiefer seh' ich dich das Köpfchen neigen,
Als hätt', dir mein Geheimstes zu vertrauen,
Das Wort es sanft zu sich herabgezogen.

Dann, wie ein Kind, das Märchen las, so eigen
Hebst du den Blick, so froh und doch voll Grauen,
Ob's wahr und wirklich sei und nicht erlogen.

Cincinnati. **Franz Pauly.**

Besprechungen.

Puck's Kalender für 1891. — New York.

Auf 64 Seiten wird uns in Wort und Bild eine geschickt ausgewählte Blüthenlese aus den beiden letzten Jahrgängen des „Puck" geboten. Fast sämmtliche humoristische deutsch-amerikanische Poeten und Schriftsteller von irgend welcher Bedeutung sind in dem Kalender vertreten, der ein würdiges Fortsetzungsglied der vorhergehenden Jahrgänge bildet. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, der Preis ein sehr billiger, nur 25 Cents.

Gedankenperlen. — Gesammelt und nach Stufen geordnet von H. H. Fick, Milwaukee, Wis. Freidenker Publ. Co. 1890.

„Vorliegende Sammlung von „Gedankenperlen" bezweckt in stufenweiser Anordnung eine Auswahl von Gedichten und Sprüchen zu geben, welche geeignet scheint, als Stützpunkt der Sittenlehre zu dienen." Das in sechs Stufen eingetheilte, 80 Seiten umfassende Buch bezeugt auf's Neue die große Belesenheit, das poetische Verständniß und den regen Eifer des Sammlers, der als erprobter Pädagog rastlos bemüht ist, nach Herder'schen Grundsätzen, die Herzensbildung der Jugend durch die Beschäftigung mit ausgezeichneten Dichtungen zu fördern und der Poesie als einem wichtigen Faktor in der Lehr- und Erziehungskunde Anerkennung zu verschaffen.

Im Windesrauschen. — Epische Dichtungen von Helene von Engelhardt. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge. 1890.

In Bern's „Deutscher Lyrik", einer der besten deutschen Anthologien aus jüngerer Zeit, befinden sich zwei Gedichte von Helene von Engelhardt: „Sturm-Hymnus" und „An den Sturm", die fraglos zu dem Schönsten gehören, was je in dieser Art gesungen wurde. Wie der Sturm selbst, tiefgewaltig und von einer elementaren Kraft beseelt, brausen die schwungvollen, leidenschaftlichen Weisen empor, wie sie markiger kein wetterumtoster

Männermund hätte anstimmen können, und wir fühlen schon nach den ersten Versen, daß hier eine Dichterin von Gottes Gnaden zu uns spricht.

Ich habe bislang nur diese „Sturmlieder" von der Dichterin gekannt, die zu jenen seltenen Gedichten gehören, von denen einem schon nach dem ersten Durchlesen ein Ton im Gedächtniß, im Herzen haften bleibt und mich oft gewundert, weßhalb der Name der Verfasserin nicht bekannter geworden.

Daß ich unter solchen Umständen das neue Buch von Helene von Engelhardt mit ganz besonderem Interesse gelesen, ist nur natürlich. Und ich freue mich, konstatiren zu können, daß mir die Lectüre desselben aufrichtigen Genuß bereitet hat.

Solche zündende Tonfunken, wie sie in den Sturm-Hymnen aufstieben, finden sich zwar nicht auf jeder Seite dieses Buches, aber es rauscht doch derselbe echt dichterische Grundton in diesen epischen Dichtungen. Der brausende Sturm hat sich zum milderen Windesrauschen gedämpft. Die Dichterin kämpft und jauchzt und stürmt nicht mehr; sie lauscht nur noch,

„Wenn draußen der Reif seine Perlen reiht,
Wenn die Flocken treiben, die dichten——"

auf die „Winterabend-Geschichten", die das knisternde Feuer, die brodelnde Theemaschine und die tickende Wanduhr erzählen;

„Doch die schönsten Geschichten weiß immer der Wind,
Der tollkühne Wandergeselle."

Allabendlich pocht er

„An's Fenster mit eisigem Finger,
Ueber Land und Meer
Kam er schnaubend daher,
Der Sturm, der gewaltige Ringer.

Die Locken zerzaust,
In der Riesenfaust
Die Keule, die wuchtige Stütze,
Um die Schulter so hell
Das Eisbärfell,
Auf dem Haupte die Seehundsmütze.

Horch auf geschwind!
Ein Brausen beginnt,
Die Fenster erbeben und schaudern,
Aus dem Pfeifen und Weh'n
Wirst du Worte verstehn,
Der Wind will erzählen und plaudern"—

Die erste und dritte Geschichte — oder „Episode", wie es im Buche heißt — die der Wind erzählt, führen uns hoch in den kalten Norden, wo „Das ganze Land ein schaurig Wintermärchen" und künden uns in kraftvoller Sprache, die in ihrer männlichen Straffheit fast nie den Frauenmund verräth, das Schicksal einer Gesellschaft von russischen Entdeckungsreisenden, welche auf „Spitzbergen" in Schnee und Eis verschlagen worden, sowie die Thaten des starken Riesen Grettir und seines Bruders Thorstein, die zusammen auf Island hausen und gar manigfache Kämpfe und Drangsale bestehen, bis sich der wildgehetzte Grettir, nachdem er an dem Mörder seines erschlagenen Bruders Rache genommen, selber in den Wogen des Meeres den Tod giebt:

„—— Und Grettir reißt lodernd die Brände vom Herd,
In der Linken die Flamm', in der Rechten das Schwert,
Durchbricht er die Schaar, die den Eingang besetzt:
„Dich rächt' ich, mein Knabe, dir folge ich jetzt!"

Laut heulet der Stürme gewaltiger Chor,
Die Brandung reckt brausend die Arme empor,
Auf dem Felsen hoch oben, vom Lichtschein umwallt,
Ragt Grettir des starken wildkühne Gestalt:
„Hier bin ich? wer folgt mir? wer findet den Pfad?
Wer kämpfet mit Grettir auf schwindelndem Grat?
Wagt's keiner von Allen, die rings mich umstellt? —
Wie ich lebte, so sterb ich, von Niemand gefällt!"
Ein Sprung von der Klippe — hoch auf sprüht der Gischt,
Die Flamme auflodernd im Meere verzischt,
Dann wölben dumpfbrausend die Wogen ihr Zelt,
Und friedlos nicht länger ist Grettir, der Held."—

Aus den Eisbergen und Schneefeldern des hohen Nordens in den fernen Osten, unter schimmernde Granatbäume und rauschende Palmen, führt uns die „Fünfte Episode". Dieselbe berichtet uns von der unglücklichen Liebe der schönen Chalifenschwester Maimuhne zu dem edlen Großvesir Djafar und der grausamen Hinschlachtung des letzteren durch den rachsüchtigen Chalifen.

Dazwischen sprossen allerlei farbenblühende Lieder, durch die sich klangumwobene Reminiscenzen alter Märchen und Sagen spinnen. Und immer und immer wieder weiß die Dichterin neue Bilder und Wendungen zu finden, um Sturm und Wind in hochpoetische Personifizirungen zu kleiden und stets neues Interesse und warme Bewunderung für ihre ewig frisch quellende Liebe zu dem brausenden Gesellen in uns zu wecken.

Da man neuerzeits gewohnt ist, alles in der Poesie zu rubriciren und zu klassificiren und jedem Dichter die Etikette irgend einer bestimmten Schule aufzukleben, dürfte man einigermaßen in Verlegenheit sein, welcher der herrschenden Klassen Helene von Engelhardt einzureihen ist. Ihre Stoffe sind größtentheils romantisch; ihre Schilderung ist realistisch. Vielleicht könnte man sie eine realistische Idealistin oder eine romantische Realistin nennen. Nein, ich weiß eine viel passendere Bezeichnung: Sie ist die deutsche Sängerin des Sturms, wie die Droste-Hülshof die Sängerin der Heide war und Ada Christen die Sängerin des modernen großstädtischen Zigeunerthums ist.

Die Ausstattung des Buches ist eine sehr geschmackvolle. N.

Deutsch-Amerikanischer Volks-Kalender für 1891. — Herausgegeben von John Friederich, 116 Fulton Street, New York. Preis 25 Cents.

Kalender sollten niemals als schriftstellerische Produkte betrachtet und als solche besprochen werden. Sie sind Nachschlagsbücher niedrigster Sorte und die „literarische Beigabe" dient zu keinem anderen Zwecke, als den Käufern ein etwas dickeres Heft, als es ohne derselben möglich wäre, zu geben. Wenn der vorliegende Kalender dennoch hier besprochen wird, so geschieht es keinesfalls, weil wir demselben einen literarischen Werth beimessen, sondern ausschließlich aus dem Grunde, weil er ein deutsch-amerikanisches Unternehmen ist und weil einige deutsch-amerikanische Schriftsteller und Journalisten den literarischen Theil desselben „bereichert" haben. Was uns an diesem Kalender am besten, oder überhaupt gefällt, ist der mit überaus großer Sorgfalt zusammengestellte kalendarische und der überaus reichhaltige statistische Theil. In diesem findet der Leser sehr viel Interessantes und Wissenswerthes und dieser allein sichert dem Kalender einen Platz in der Bibliothek jedes deutschen Hauses. Beachtung verdienen nur drei Aufsätze: eine hübsche Novelette von Konrad Ries, eine flott geschriebene Skizze von Ludwig Frank und eine sehr interessante und belehrende hygienische Skizze von A. Oehler. Gedichte, sowie mehrere Spalten Humoristisches bilden den übrigen Inhalt des sonst sehr empfehlenswerthen Kalenders. Sigismund Kleinmann.

Herr Gervin. — Ein Minnelied von Paul Albers. Großenhain und Leipzig. Baumert & Rouge.

Warum immer noch einmal den verschwommenen Fußstapfen rührseliger Minnethaten nachspüren, um die Chronik irgend eines obscuren Ritters in Verse zu schmieden? Julius Wolff hat in dieser Beziehung ja des wirklich Schönen mehr als genug geleistet, so sehr man ihn auch jetzt verlästert und ihm alles poetische Verdienst abzusprechen versucht. Was soll der Welt von heutzutage, da an allen Ecken und Enden die Geister aufeinanderplatzen und der sociale Kampf immer höhere Wogen schlägt, noch ferner diese Lavendelpoesie alterthümelnder Minnelieder? — Paul Albers hat entschieden dichterisches Talent, wie dies die seinem „Herrn Gervin" eingeflochtenen Lieder, sowie die Schilderung des Waldes auf Seite 66 bezeugt; aber über das Mittelmaß ragt seine Dichtung doch nicht hinaus, ja stellenweise bleibt sie sogar hinter demselben zurück. Vor Allem hätte sich der Dichter einen bedeutenderen, zeitgemäßeren Stoff wählen sollen. Ganz überflüssig sind die meisten der dem in typographischer Hinsicht hübsch ausgestatteten Büchlein beigegeben Noten, die eine gesuchte Aufkünstelung an sich tragen und oft eine fast beleidigende Unkenntniß des Lesers voraussetzen. N.

Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Filix Dahn. Leipzig 1888. Breitkopf und Härtel.

Eine große Liebe ist die Sonne, deren Strahlen die meisten dieser Liederblüthen aus der Tiefe eines heißempfindenden Frauenherzens empor getrieben. Trotzdem es eine unglückliche Liebe ist, beglückt sie doch, denn:

„Daß ich dich liebe,
Soll ich beklagen?
Klagt auch die Blume
— Sterbend — der Sonne?"

und:

„Glück im Leiden."

„Daß du leidest, schafft mir Leiden,
Daß du elend, macht mich krank,
Jede Hoffnung fühl ich schwinden,
Da die deinige versank.

Brennen fühl ich deine Schmerzen,
Brennen heiß durch Mark und Bein,
Und so sind wir elend Beide —: — —
Glück ist's, elend sein — zu zwein."

Liebesergüsse, auch wenn sie in poetischer Sprache abgefaßt, sind gewöhnlich für den Unbetheiligten mehr oder weniger langweilig. Diese hier sind es nicht. Sie sind es deßhalb nicht, weil sie nicht gemacht und künstlich nachempfunden, sondern der unmittelbare Ausfluß frisch pulsirenden Lebens sind. Das mächtige Sehnen und Ringen, Wünschen und Wagen, Hoffen und Bangen einer großgestimmten Frauenseele, der nimmer zu besiegende Schmerz der Täuschung und „Verrathener Liebe Todesschrei" spricht hier zu uns und weiß ein Echo in unserem eigenen Empfinden zu wecken. Deßhalb schon verdienen diese „Gedichte", die nebenbei bemerkt in prächtiger Hülle erscheinen und denen Felix Dahn einen höchst günstigen Geleitgruß voran gestellt, die freundlichste Aufnahme. N.

Freidenker-Almanach 1891. — Freidenker Publ. Co. Milwaukee, Wis.

Jedem, der nach geistiger Freiheit strebt, wird der Freidenker-Almanach, der bereits in seinem vierzehnten Jahrgange erscheint, eine hochwillkommene Lektüre bieten. Die Prosaartikel stammen durchwegs aus der Feder erprobter Literaten und behandeln sämmtlich höchst interessante Vorwürfe.

Hugo Audriessen reflektirt über den „Welt Untergang"; Friedrich Schünemann-Pott belehrt über „Sittliche Vorbilder"; Dr. Paul Carus giebt eine Auseinandersetzung über „Communismus im Seelenleben"; Dr. Heinrich Stein sucht die „Unwahrscheinlichkeit eines magnetischen Sinnes" nachzuweisen; aus dem Nachlasse Karl Heinzens wird eine ergötzliche Episode aus dem Leben des Rheinlied-Dichters Nicklas Becker mitgetheilt; Maximilian Großmann liefert eine geistvolle Abhandlung über die Sage vom „Ewigen Juden"; J. Lucas, der wackere alte Kämpfer für Recht und Aufklärung, giebt seine Ansicht über „Traum und Wirklichkeit" auf socialem Gebiet und — last but not least — sucht Hermann C. Boppe, in einer citaten- und ideenreichen Abhandlung die Macht- und Rechtsbefugnisse von „Schule, Staat und Kirche" festzustellen.

Von deutsch-amerikanischen Poeten sind durch mehr oder minder gelungene Beiträge vertreten: Nies, Kerger, Rosenthal, Arlberg, Straubenmüller, Audriessen, Castelhun, Zuendt, Hempel und Soubron.

Eine Reise nach Hawaii, von Theodor Kirchhoff. Altona. Schlüter'sche Buchhandlung. New York, E. Steiger & Co. 1890.

Durch seine „Reisebilder und Skizzen aus Amerika" ist Kirchhoff als vortrefflicher Reiseschilderer hier und drüben schon längst bekannt, doch muß man gestehen, daß seine „Reise nach Hawaii" nicht nur alle seine früheren Schilderungen von Land und Leuten bei weitem übertrifft, sondern überhaupt zu dem besten gezählt werden muß, was über das Reich des soeben zur letzten Ruhe bestatteten Königs Kalakaua I. je veröffentlicht worden ist.

„Für solche, denen es nicht vergönnt ist, über das Meer zu wandern und den Glanz fremder Zonen zu schauen, wurden diese Blätter geschrieben. Sie erbitten sich als Wegweiser nach einem der schönsten, noch wenig bekannten Erdenflecke einen wohlwollenden Empfang." Und einen solchen Empfang verdient das interessante Buch umsomehr, als es uns unter der Führung dieses liebenswürdigen Wegweisers gar nicht langweilig geworden ist, wir haben vielmehr, was uns mit den Werken anderer deutsch-amerikanischen Schriftsteller selten passirt ist, den stattlichen Band an einem Abend zu Ende gelesen. Wir wünschen dem interessanten Reisebuche recht zahlreiche Leser. H. R.

Post.

E. G., Augusta, Mo. — Die Uebersetzung soll mit einigen Aenderungen benutzt werden.

A. S. F., Los Angeles, Cal. — Das Gewünschte ist an Sie abgegangen. Vielleicht senden Sie Anderes.

St. M., Detroit, Mich. — Besten Dank und Gruß.

K. Sch., New York City. — Leider nicht verwendbar.

F. M. P., Chicago, Ill. — Wir erwarten Weiteres. Vielleicht etwas in Prosa?

National-Verband
Deutsch-Amerikanischer Journalisten und Schriftsteller.

New York, 15. Januar 1891.

Herrn H. Rosenthal, Red. der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung".

Geehrter Herr!

In Hinsicht auf das so lange verzögerte resp. unregelmäßige Erscheinen der „Deutsch-Amer. Dichtung" hat der Vorstand des Nationalverbandes Deutsch-Amer. Journalisten und Schriftsteller beschlossen, das s. Zt. mit den Herausgebern der genannten Zeitschrift getroffene Abkommen (behufs Veröffentlichung von Berichten der Executive jenes Nationalverbandes) zu kündigen. Sie werden ersucht, den in Ihren Händen befindlichen Bericht unter keinen Umständen jetzt noch in Ihre Zeitung aufzunehmen, sondern denselben nebst einer Berechnung der dem Bund zufallenden Kosten dem unterzeichneten Sekretär einzusenden.

Ergebenst,

Alfred Oehler, Corr. Secretär.
6 Centre Street, New York.

Dieser, sehr geehrten Zuschrift, erlauben wir uns hinzuzufügen, daß der Convent, als er die „Deutsch-Amerikanische Dichtung" zum offiziellen Organe des National-Verbands erwählte, sich dessen wohl bewußt war, daß die „Dichtung" noch nie regelmäßig erschienen ist, wir müssen daher den, vom Vorstande angegebenen Grund der Kündigung als nicht stichhaltig erklären.

Doch wollen wir auch künftighin, ohne als offizielles Organ zu fungiren, an der Entwickelung und an dem Gedeihen des Verbandes ein reges Interesse nehmen und werden nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit über die brennenden Fragen des deutsch-amerikanischen Journalisten- und Schriftstellerthums getreu und unbefangen Bericht zu erstatten.

Die Redaktion.

Literarische Neuigkeiten,

welche bis zum 1. Dezember der Redaktion zugegangen sind und deren Besprechung wir uns vorbehalten:

Theodor Kirchhoff.—„Eine Reise nach Hawaii". Altona, Schlüter'sche Buchhandlung. New York, E. Steiger & Co. 1890.

Heinrich Hart—„Das Lied der Menschheit." Ein Epos in 24 Erzählungen. Band I.: „Tul und Nahil:" Band II: „Nimrod." Verlag von Baumert und Ronge. Großenhain und Leipzig.

Karl Schmemann—„Deutscher Radikalismus in Amerika von Karl Heinzen." Milwaukee, Wis. Freidenker Publ. Co. 1890.

H. H. Fick—„Gedankenperlen." Milwaukee, Wis. Freidenker Publ. Co. 1890.

Richard Siegemund—„Aus junger Kraft." Poesie und Prosa der bedeutendsten seit dem Jahre 1850 geborenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands. Großenhain und Leipzig. Baumert und Ronge.

Hermann Hango—„Zum Licht!" Gedichte. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Co. 1890.

Friedrich von Hindersin—„Julius Cäsar." Schauspiel in fünf Aufzügen.

——„Alexander." Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig. C. G. Naumann. 1890.

S. Beach—„Der Reformator des 19. Jahrhunderts." Columbus, O. Westbote Comp. 1886.

Puck's Kalender für 1891—New York.

Freidenker-Almanach für 1891—Milwaukee, Wis.

„Der Zeitgenosse"—Herausgegeben und geleitet von Richard Zoozmann und Ludwig Jacobowski. C. F. Conrad's Verlag. Berlin SW. No. 1 und 2.

„Literarische Blätter"—Herausgegeben von Franz Evers und Albert Kohl. Heft 1. Augsburg und Leipzig. Verlag von Gebrüder Reichel.

„Salair"—Organ für Preisausschreiben. Redakteur Spannagel von Samuel. Cservenka. 1890.

Carl Betz—„Weihnachtslied für die deutsche Jugend." Kansas City. C. Betz, 430 Bellefontaine Ave.

„Splitter"—Wochenschrift für Humor und Unterhaltung. Herausgeber: Dr. jur. Bernard Lebel. Berlin. Zweiter Jahrgang. No. 3.

Anzeigen.

George Gemünder jr.,

Violin-Studio für den Verkauf meiner berühmten Instrumente.

Reparaturen in artistischer Weise ausgeführt.

27 Union Square, New York.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwester-Sprachen. Herausgegeben von Hermann Wilker. 426 Seiten Octav. Geb. in eleg. Ganzleinwandbd. Preis **$2.20**

Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Zeitungshändler.

The International News Company, New York.

Zeitgemäß!

Neue verbesserte Auflage von Laidlaw's Constitution der Vereinigten Staaten nebst Unabhängigkeitserklärung in drei Sprachen nebeneinander: deutsch, englisch und französisch, mit Anmerkungen. Vorräthig in allen Buchhandlungen, sowie bei den Verlegern: **Laidlaw Bros. & Co.**, 137 W 41. St. New York.

Zweite verbesserte Auflage Lwdbd. 50 Cts. postfrei.

Dritte Auflage broschirt..... 25 Cts. postfrei.

J. STERN & CO.

22 BEAVER STR. NEW YORK.

Einzige Fabrik in Amerika von echtem

Russischen u. Türkischen Tabak und Cigaretten.

Importiren den Tabak in großen Partieen direkt

und sind im Stande, guten Tabak von $2.00 per Pfund an und feine Cigaretten von $1.00 per 100 an zu liefern. Bestellungen aus dem Innern werden prompt ausgeführt. Preislisten stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Unsere Fabrikate verkaufen alle bedeutenderen Cigarrenhandlungen in New York, Chicago, Philadelphia, Boston, Washington, St. Louis, Baltimore, Milwaukee u. s. w.

Deutsch-Amerikanische Dichtung

Unter Mitwirkung
der hervorragendsten deutschen
Dichter und Schriftsteller Amerikas.

Herausgegeben von Konrad Nies und Hermann Rosenthal.

Erscheint monatlich. Preis pro Jahr in Vorausbezahlung $1.50. Einzel-Nummer 15 Cents.

Entered at the New York Post-office as Second-class Matter.

II. Jahrgang. **New York,** 31. December 1890. **12.** Heft.

Den vielen sogenannten Freunden der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung", die bereits seit Monaten das Ableben derselben bejammern, diene hiermit zur Nachricht, daß No. 12 schon seit Anfang Dezember druckbereit war und wir blos deshalb mit der Herausgabe derselben zögerten, weil der Verein für deutsche Literatur und Kunst in Amerika noch nicht schlüssig geworden ist, unter welchen Bedingungen er die „D.-A. D." weiter herauszugeben gedenkt.

Da wir die Abonnenten jedoch nicht länger warten lassen wollten, so haben wir uns entschlossen den II. Jahrgang zu Ende zu führen, ohne den Entscheid des Vereins abzuwarten.

Falls wir uns mit dem Verein über die Weiterherausgabe nicht sollten einigen können, beabsichtigen wir das Blatt, wie früher, aus eigenen Mitteln weiter erscheinen zu lassen, worüber wir unser Lesern im Laufe dieses Monats durch ein Circular in Kenntniß setzen werden.

New York, 12. Januar 1891.

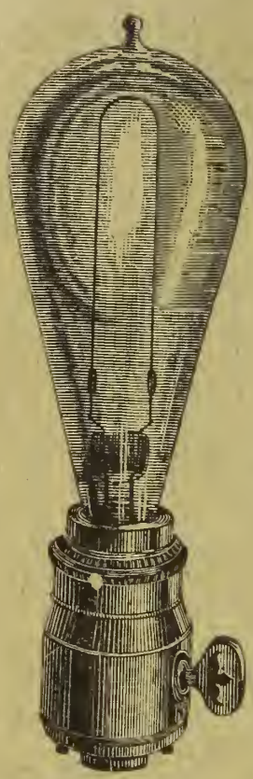
Die Redaktion.

Einzel-Nummern der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung" sind durch die „American News Co.," 83 & 85 Duane Str., New York und durch alle Zeitungshändler zu beziehen.

Zu beziehen durch die Redaktion der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung" **116 Fulton Str., New York.**
sowie durch alle Buchhandlungen.

EDISON GENERAL ELECTRIC COMPANY

Edison Building, Broad Str., New York City.



FABRIKANTEN UND CONTRAKTOREN

Für

Glüh-Licht, Bogen-Licht und Electrische Kraft; Anlagen aller Art und Grösse, Dynamo Maschinen und Motoren. Glüh-Lampen.

Electrische Einrichtungen feinster Künstlerischer Ausstattung.

Electrische Kabel und Leitungen für unter- und oberirdische Linien. Electrische Beleuchtungs-Anlagen für Brauereien, Malz-Häuser, Korn-Mühlen und dergleichen.

DISTRICT BUREAUS:

New York, N. Y., Edison Building, Broad Street.
Chicago, Ill., Rialto Building. San Francisco, Cal., Chronicle Bldg.
Denver, Col., Masonic Building. Portland, Oreg., Washington ,,
New Orleans, La., Cotton Exch. Toronto, Can., Bank of Commerce ,,

Im Verlage von John Friederich, 116 Fulton Street, New York, ist erschienen:

Deutsch-Amerikanischer Volks-Kalender

pro **1891**

Zweiter Jahrgang.

Dieser Kalender ist der einzige unter den vielen in den Vereinigten Staaten erscheinenden oder importirten Kalendern, welche außer werthvollen statistischen Angaben absolut nur

Original-Arbeiten

und zwar von namhaften deutsch-amerikanischen Schriftstellern enthält.

Der „Deutsch-Amerikanische Volks-Kalender" kann in Bezug auf Gediegenheit, Reichhaltigkeit des Inhaltes und eleganter Ausstattung dem Publikum bestens empfohlen werden.

Der Retail-Preis ist auf 25 Cents festgesetzt.

Obiger Kalender kann Engros durch die **International News Company**, sowie durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

John Friederich, Herausgeber.
116 Fulton Str.—P. O. B. 3637.—New York.

Poetische Beiträge an K. Nies, Newark, Ohio, — Prosaische an H. Rosenthal, 16 Rowland Str., Newark, N. J.
Geschäftliches unter der Adresse: Redaktion der „D. A. Dichtung", 116 Fulton Str., New York.

ANDREAS ZWILCHENBART

NEW YORK
No. 1 Broadway

— Gegründet 1834. —

BASEL
9 Centralbahnplatz

Aeltestes

Passage-, Bank- und Wechsel-Geschäft

Packet-Beförderung

Autorisirte Agentur aller Dampferlinien für den Verkauf von **Zwischendeck- und Kajüten-Billets.**

Plätze werden auf allen Dampfern **im Voraus reservirt** auf telegraphische Order hin.

Geldanweisungen, Wechsel und Money-Orders auf alle Plätze **Europas.**

Erbschaften und Forderungen gewissenhaft und schnell einkassirt.

Expreß-Packete, Gepäck- und Frachtgüter, nach und von allen Theilen **Europas,** zu den niedrigsten Raten befördert.

Zollhausgeschäfte (Custom House Entries) werden prompt besorgt.

Fremde Münzsorten gekauft und verkauft.

Reisende vom Westen sind ersucht die Agentur brieflich von ihrer Ankunft in New York in Kenntniß zu setzen.
Für **nähere Auskunft** wende man sich an **ANDREAS ZWILCHENBART, 1 Broadway, New York.**

STEINWAY

Die mustergültigen Pianos der Welt.

Die größte bestehende

PIANO-FABRIK

Verkaufs-Locale:
STEINWAY HALL, New York.
STEINWAY HALL, London.
STEINWAY'S PIANO-FABRIK:
Hamburg.

H. Hirschfeld,
Special Lehrer für

Stotterer

349 East 72. Str.
Sprechstunden 5 bis 8 Uhr Abends.
Prospecte auf Verlangen gratis per Post.

Offene Volkssprache

und gesunder Menschenverstand, von Dr. E. B. Foote, ein medizinischer Hausschatz und Wegweiser zur Erhaltung der Gesundheit. Das Buch enthält Kapitel über Ursachen und Verhütung von Krankheit, Privatlektüre für Männer und Frauen, die natürlichen Beziehungen der Geschlechter zu einander, Adaptation in der Ehe, die Philosophie des Kinderzeichnens, Aufsätze für Jung und Alt über eheliches Glück, geschlechtliche Erschöpfung und deren Wiederherstellung, nebst einem Anhang von über 200 Rezepten für Krankheiten aller Art, einer vollständigen Tabelle von Gegengiften, illustrirten Anweisungen für Wiederbelebung von Ertrunkenen, und hygienische Rathschläge für die Pflege von Säuglingen. 860 Seiten mit 200 Illustrationen und 6 in prachtvollem Farbendruck ausgeführten anatomischen Karten.

Populäre Ausgabe, Preis, $1.50; portofrei zugesandt. In deutscher oder englischer Sprache.

MURRAY HILL PUB. CO., 129 E. 28th St., N. Y.

George Ehret's

Hell-Gate Brewery,

92nd to 93rd Streets,

Between 2nd & 3rd Avenues,

NEW YORK.

F. W. CHRISTERN,
Foreign Bookseller and Importer.
Between 28 and 29 Sts. 254 5th Avenue.
NEW YORK

Unter der Presse:

Funken

Gedichte von **Konrad Nies.**

Großenhain und Leipzig.

Verlag von Baumert und Rouge.

In Vorbereitung:

Amerika's

Deutsche Dichter.

Eine Blüthenlese.

Ausgewählt von Konrad Nies.

Großenhain und Leipzig.

Verlag von Baumert und Rouge.

(Hochfeine Ausstattung.)

Die erste in Deutschland erscheinende Anthologie deutsch-amerikanischer Poesien.

Redakteure: Konrad Nies Newark, Ohio, und Hermann Rosenthal, Newark, N. J.
Schnellpressendruck von Louis Weiß & Co., 116 Fulton St., New York.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
837.08105 DE C001 v.2
Deutsch amerikanischer Dichterwald. Eine

3 0112 089019555